

Elisabeth
Häubi-Adler

Brave Mädchen fragen nicht

Eine Kindheit
im Dritten Reich

elf und zehn





1934 wird Elisabeth Adler als Tochter eines jüdischen Akademikers und einer katholischen Arbeiterin in Wien geboren.

Nach dem frühen Tod des Vaters wird sie dank der zweiten Ehe ihrer Mutter mit einem SS-Offizier vor weiterer Verfolgung bewahrt. Als dieser jedoch zur Strafe für die Heirat mit einer «Judenwitwe» zuerst in eine SS-Zentrale im besetzten Polen versetzt, dann zum KZ-Dienst nach Auschwitz abkommandiert wird, gerät das Kind zwischen die Mühlsteine von Leben und Tod.

Ein erschütterndes Kinderschicksal, geschildert mit grosser Ehrlichkeit und Tiefgründigkeit.



9 783905 769456 >

www.elfundzehn.ch

Wir danken unseren Partnern herzlich für die Unterstützung.



Einwohnergemeinde
Lostorf

Brave Mädchen fragen nicht
© elfundzehn, Zürich 2017
Lektorat: Dr. Bruno Tichy und Adrian Bänninger
Gestaltung: fraufederer.ch
Coverfotografie: Josef Hans Strof,
spielende Kinder vor dem ausgebrannten Stephansdom in Wien, © Wien Museum
Die übrigen Bilder stammen aus dem Archiv der Autorin.
Druck: Grafisches Centrum Cuno, Calbe
ISBN 978-3-905769-45-6
Alle Rechte vorbehalten.

Eingelesen mit **ABBY Fine Reader**

Besuchen Sie uns im Internet: www.elfundzehn.ch

Elisabeth
Häubi-Adler

*Brave
Mädchen
fragen
nicht*

**Eine Kindheit im
Dritten Reich**

Inhalt

Judenkind, Täterkind	11
Überleben im totalen Krieg	85
Hungerjahre	159
Eine neue Heimat	275
Epilog	293
Über die Autorin	299



Judenkind Täterkind

Lisel in Wien im Jahr 1938, dem
Jahr der Machtübernahme durch
Adolf Hitler.

1

Ich wurde am Sonntag, den 25. Februar 1934 als Tochter des Hugo und der Maria Adler-Wiest in Wien geboren und auf den Namen Elisabeth Maria Sophia getauft.

Ist das Schicksal des Menschen vorbestimmt, ist es unser freier Wille oder ist alles nur Zufall? In der Rückschau auf meine Lebensjahre bin ich überzeugt, dass alle drei Möglichkeiten zutreffen. Der Start und der Anfang des Weges sind gegeben. Wie wir ihn gehen und was wir mit den vielen Möglichkeiten machen, steht uns frei. Was das Ziel ist, können wir nicht wissen. Das 20. Jahrhundert in Europa war reich an Umstürzen, unfassbaren Geschehnissen, Schrecken und Wahnwitz, menschlicher Schuld und Sühne, Verzweiflung und neuer Hoffnung. Meine Erinnerungen sollen ein kleiner Beitrag dazu sein, dass das Leid der Menschen damals, ihre Fehler und masslosen Irrungen nicht in Vergessenheit geraten.

Meine Mutter Maria Josefa, geboren am 12. August 1910, wuchs in Hirtenberg auf, einem Ort mit Munitionsfabriken in Niederösterreich. Sie litt schon als Kind unter den armen, einfachen Arbeiterverhältnissen ihrer Familie und versuchte mit allen Kräften und Mitteln, aus diesem Stand herauszukommen. Sie nähte sich aus Stoffresten Puppen und Hüte und fertigte

sich sogar daraus eine Art Schuhe an, um mit den Mädchen aus wohlhabenderen Familien mithalten zu können.

Schöne Wäsche hatte es Maria angetan. Deshalb hätte sie gerne nach der obligatorischen Schulzeit in der Wäschefabrik einer Nachbargemeinde die Lehre zur Weissnäherin gemacht. Doch schon nach dem ersten Monat musste sie die Ausbildung wieder abbrechen, denn die Eltern brachten das Geld für den täglichen Bahntransport und die Verpflegung nicht auf. Lehrlingslohn gab es noch keinen, man musste im Gegenteil für die Lehrzeit zahlen. So fand das 14-jährige Mädchen gegen geringen Lohn eine Arbeitsstelle am Wohnort Hirtenberg in der Munitionsfabrik, den Gustloff-Werken, und wusch täglich während 9 Stunden Munitionshülsen in Lauge.

Schon nach wenigen Tagen hatte Maria blutig wund Hände und trat deshalb eine andere Stelle im Nachbardorf in einer Spinnerei an. Täglich morgens und abends musste sie fast zwei Stunden zu Fuss zur Arbeitsstelle laufen. Ihre Aufgabe war es, die vollen Fadenhülsen in Schachteln einzulegen und sofort die Maschine mit neuen Hülsen zu bestücken. Es durfte dabei keinen Unterbruch geben, weil sonst ein Fadenchaos entstand. Die Maschinen liefen pausenlos an einem Transmissionsbalken, dessen Antrieb über einen Hauptriemen erfolgte.

Maria schaffte die Arbeit während einiger Wochen mit allen Kräften und atemlosem Rennen, bis sie eines Tages zusammenbrach. Ein fürchterliches Chaos bei den Spulen entstand, und sie wusste sich nicht anders zu helfen, als mit einer Eisenstange den Hauptriemen vom Transmissionsbalken zu stossen. Sie wurde dabei schwer verletzt und war sich nicht bewusst gewesen, dass sie ihr Leben riskiert hatte.

Da die Eltern auf ihren kleinen Lohn angewiesen waren, musste Maria daraufhin eine Stelle in Wien als Dienstmädchen in einem Geschäftshaus-

halt annehmen. Es wurde ihr ein guter Lohn angeboten mit der Erwartung, dass sie in Abwesenheit der Eheleute, die beide im Geschäft arbeiteten, den gepflegten Haushalt besorge und mittags ein gutes Essen auf den Tisch stelle. Geld spielte bei diesen Leuten keine grosse Rolle. Ein gewisser Wohlstand war vorhanden. Marias Mutter freute sich auf den guten Lohn der Tochter, und Maria wollte die Mutter nicht enttäuschen.

Doch schon am ersten Tag merkte sie, dass sie der Aufgabe nicht gewachsen war. Das schöne Mobiliar, der Parkett- und Steinboden, die sanitären Einrichtungen, der Gasherd in der Küche, der Gasofen im Badezimmer, die städtischen Einkaufsmöglichkeiten, die ganz andere Lebensart – das alles war für Maria eine total unbekannte, beängstigende Welt, die sie wohl wunderschön fand, in der sie sich aber überhaupt nicht zurechtfinden konnte.

Die ersten Tage überbrückte sie, indem sie das Essen für den Patron im nahegelegenen Restaurant holte und es so anrichtete, als hätte sie es selber gekocht. Mit dem Putzen war sie die ganze übrige Zeit beschäftigt und holte sich Rat für die ihr unbekannte Arbeit bei Dienstmädchen in der Nachbarschaft. Von früh bis spät war sie auf den Beinen, versuchte es auch mit Seiberkochen, was aber immer wieder mit einem Noteinkauf im Restaurant endete.

Ihr verzweifertes Bemühen, ihre Arbeitgeber und ihre Mutter nicht zu enttäuschen, führte schliesslich zum seelischen Zusammenbruch. Eines Tages, als sie wieder einmal in Haushalt und Küche scheiterte, schloss sie sich im Badezimmer ein und öffnete den Gashahn des Ofens, um sich das Leben zu nehmen. Zufällig kam die Frau des Patrons viel früher als gewöhnlich vor dem Mittagessen heim und drehte zum Glück kein Licht an, was das Gas wohl zur Explosion gebracht hätte. Sie fand noch rechtzeitig das bewusstlose Mädchen im Badezimmer, schleppte es ans Fenster und durchlüftete die Wohnung. Erst jetzt realisierten Marias Arbeitgeber und

ihre Mutter, wie überfordert das Mädchen gewesen war. Maria verliess die Stelle, verbrachte einige Tage im Krankenhaus und kam dann für kurze Zeit nach Hause.

Meine Grossmutter hatte für Maria bald wieder eine Anstellung in einem Ferienheim in den Voralpen gefunden, wo sie meinte, ihre Tochter könne im Service arbeiten und Geld verdienen. Sie nähte ihr für diesen Zweck hübsche, weisse Flügelschürzchen aus einem Leintuch, und die nun ungefähr 17-jährige Maria reiste voller Hoffnung an den neuen Arbeitsort. Was sie dort antraf, widersprach ihren Erwartungen. Statt eines schmucken Ferienheimes mit Restaurant handelte es sich um einen noch nicht vollendeten Neubau, bei dem viele Handwerker tätig waren und die fertigen Stockwerke zunächst vom Baudreck gereinigt werden mussten.

Maria war vom ersten Tag an mit Fegen und Putzen beschäftigt. Das ging noch wochenlang so, bis das Haus endlich bewohnt und von Gästen bezogen werden konnte und Mutters weisse Schürzchen zum Einsatz kamen. Da hiess es schon frühmorgens um 6 Uhr aufstehen und das Frühstück für die Gäste vorbereiten. Waren diese dann ausgeflogen, ging es wieder ans Zimmerputzen, danach an den Mittagsservice, schon bald kamen die ersten Wanderer zur Nachmittagsverpflegung, das dauerte bis zum Nachtessen der Hotelgäste, und diese feierten oft bis in die späten Nachtstunden. Maria war ständig auf den Beinen.

Die Gäste hatten das hübsche Mädchen, das manchmal auch mit ihnen sang und scherzte, sehr gerne, und die Betriebsleiter schätzten seinen Fleiss und guten Willen. Viele Dinge wie Theaterspiele und Lieder, die ihr in späteren Jahren nützlich waren, konnte sie von den verschiedenen Feriengruppen lernen.

Der Lohn, den Maria jeden Monat den Eltern heimschickte, war bescheiden. Und sie hatte während Wochen keinen freien Tag. Das Ferienheim

war auch zu ablegen, als dass sie für kurze Zeit hätte nach Hause reisen können. Erst als sie nach langen Monaten an einer Lungenentzündung schwer erkrankte, brachte man sie heim zu den Eltern. Während mehrerer Tage wurde sie von der Mutter so gut als möglich gepflegt. Diese hatte nach langer Arbeitslosigkeit in der Munitionsfabrik wieder eine Anstellung bekommen, zwar schlecht bezahlt, aber immerhin besser als nichts.

Nach ihrer Genesung wurde Maria eine Arbeitsstelle in Wien als Dienstmädchen bei einer echten Baronin vermittelt. Im Haushalt arbeiteten noch weitere Angestellte, sodass es nicht so wichtig war, ob Maria alle Aufgaben erfüllen konnte. Die Baronin war ihr von Anfang an gut gesinnt. Sie merkte, dass in dem aufgeweckten Mädchen viele Talente steckten und es ihr nur an der nötigen Erziehung und vor allem Ausbildung mangelte. Sie schickte sie in eine Volkshochschule, wo sie in Haushaltführung, gesellschaftlichem Benehmen, Schreiben, Rechnen und Handarbeit unterrichtet wurde. Maria sog alles Erlernbare wie ein trockener Schwamm in sich auf. Sie war glücklich und dankbar, in dieser für sie neuen und schönen Welt leben und etwas lernen zu dürfen.

Die Baronin betrieb im ersten Bezirk Wiens in der Nähe der Hofburg ein gut besuchtes Kaffeehaus, in welchem sich vor allem Beamte der verschiedenen Ministerien zu treffen pflegten. Nachdem Maria in kurzer Zeit dank der liebevollen Betreuung und Anleitung durch die Baronin an Auftreten und Geschicklichkeit viel gelernt hatte, durfte sie in der gepflegten Kaffeestube arbeiten. Bald war die natürliche, muntere und hübsche junge Frau der Liebling der Gäste.

Es dauerte nicht lange, und ein Gast, der regelmässig kam, warb ernsthaft um sie. Es war ein zwanzig Jahre älterer Agraringenieur, der im Norden von Wien ein grosses Staatsgut mit Forschungsabteilung verwaltete und

immer am Monatsende auf dem Landwirtschaftsministerium in Wien seine Berichte erstattete. Vor der Rückreise traf er sich regelmässig im Kaffeehaus der Baronin mit anderen Wissenschaftlern.

Die junge Frau fiel ihm auf. Offensichtlich hatte er bisher bei all seiner Forschertätigkeit noch nie ernsthaft an eine Heirat gedacht, aber diesmal war es ihm ernst. Er war entschlossen, Maria zu heiraten, auch wenn vieles gegen eine solche Verbindung sprach, der Unterschied des Alters, die gesellschaftliche Herkunft, die Bildung und anderes mehr.

Ob Maria ihn liebte? Jedenfalls verehrte sie ihn sehr. Er war von feinem Wesen und gebildet und machte ihr auf eine elegante und zarte Art den Hof, wie sie es vorher nie erfahren hatte. Er bot ihr aber auch die Möglichkeit, der Armut zu entfliehen und ein ganz neues Leben zu führen.

Trotz aller Bedenken seiner und ihrer Eltern heirateten sie. Maria war plötzlich die Frau Ingenieur, Herrin in einem grossen Gutshaus und hatte ein Dienstmädchen. Ein wunderbarer Garten stand ihr zur Verfügung, und sie konnte allerlei Tiere halten. Die vielen Anfangsschwierigkeiten meisterte sie mit der Hilfe von zwei älteren Dienstboten ihres Mannes.

Nach etwa einem Jahr, im Februar 1934, kam ich zur Welt. «Lieber hätte ich einen Sohn geboren, der hätte Peter geheissen», sagte meine Mutter später mehrmals zu mir. Doch mein Vater freute sich sehr über mich, das konnte ich auf einer Karte an einen Freund lesen, die sie zufällig unter alten Schriftstücken fand und mir gab.

2

Mein Vater Hugo Adler kam aus einer reichen jüdischen Kaufmannsfamilie. Er hatte an der technischen Hochschule in Wien Agronomie studiert und wurde später als Agraringenieur Verwal-



Lisels Vater Hugo Adler, gestorben 1935, ein Jahr nach ihrer Geburt.

ter eines grossen Staatsgutes im Nordosten Österreichs, im sogenannten Marchfeld, wo er sich mit Saatgut- und Zuchtviehforschung beschäftigte. Daneben arbeitete er an führender Stelle in der Wiener Landwirtschaftskammer. Seine Heimatstadt war Königsberg an der Eger.

Seine Eltern versuchten mit allen Kräften, ihn von der Heirat mit einer Nichtjüdin, einer praktizierenden Katholikin, einem Mädchen aus armen Arbeiterkreisen ohne höhere schulische Ausbildung, ohne gesellschaftliches Umfeld, abzuhalten. Aber er, der in diese hübsche, fleissige und überaus charmante junge Frau total

verliebt war und sich um jüdische Tradition nicht im Geringsten kümmerte, liess sich von seinem Vorsatz durch nichts abhalten. Seine Eltern zogen sich von ihm darauf unwiderruflich zurück. Sie ahnten noch nicht, was für

ein Unheil sich mit der Machtergreifung Hitlers in Deutschland für die ganze Familie vorbereitete. Auschwitz lag noch in weiter Ferne.

Für meine junge Mutter war die Welt auf dem prächtigen, grossen Gutshof im Marchfeld, der Kornkammer Österreichs, in relativer Nähe Wiens gelegen, ein Paradies. Mein Vater, der liberal dachte und keinen Wert auf jüdische Religiosität legte, begleitete sie hin und wieder in die katholische Messe und wollte sogar, dass ich katholisch getauft wurde, damit Maria in keinen Gewissenskonflikt käme.

Maria merkte nicht in ihrem Traum, was für gefährliche, düstere Wolken mit Adolf Hitler und der Naziherrschaft in Deutschland sich ganz allmählich auch über Österreich zusammenballten. Aber mein Vater, der aus beruflichen Gründen mit den Amtsstellen in Wien und oft auch in Deutschland zu tun hatte, war sich der Gefahr wohl bewusst. In Deutschland hatte die Entlassung von hohen Beamten, Lehrern und Wissenschaftlern, Handwerkern und Künstlern, nur weil sie jüdischer Herkunft und keine «Arier» waren, schon in den früheren Dreissigerjahren begonnen. Mit dem Aufbau der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei NSDAP und der Schaffung halb-militärischer Verbände wie SA und SS hatte der Antisemitismus schleichend Einzug gehalten. In wissenschaftlichen Kreisen, wo internationaler Gedankenaustausch gepflegt wurde, war man auch in Österreich über diese Entwicklungen orientiert.

Vielleicht war dieses Wissen und die Sorge um die Zukunft ein Grund, dass mein Vater kurz nach meinem ersten Geburtstag mit 45 Jahren einen Herzinfarkt erlitt und starb. Warum dies für ihn ein Glück war, begriff ich erst Jahre später.

Nun stand meine erst 25-jährige Mutter mit mir alleine da und musste den Gutshof, ihr Traumschloss, verlassen. Sie hatte zusammen mit mir ein

relativ grosses Vermögen geerbt, wusste damit aber mangels Erfahrung nicht umzugehen und bekam einen Beistand. Ein Viertel wurde ihr zugesprochen, den grossen Rest des Vermögens erbte ich als leibliche Tochter von Hugo Adler. Es kam «mündelsicher» auf ein Sperrkonto und sollte durch den notwendigen Transfer auf die Deutsche Reichsbank und die spätere Inflation in der Nachkriegszeit bis auf ein paar wertlose Bundesschuld-papiere gänzlich verschwinden.

Nach dem Tod des Vaters bezogen Mutter und ich eine grosse Wohnung in Wien, was für sie, das ursprünglich arme Arbeitermädchen, immer noch den Inbegriff von Luxus und Wohlstand bedeutete. Da ihr plötzlich verstorbener Mann im Staatsdienst gestanden hatte, erhielten sie und ich als Halb-waise eine ansehnliche Rente, von der wir sorglos leben konnten. So ver-brachte ich meine ersten Kinderjahre in der Grossstadt Wien, ganz in der Nähe des Praters bei Riesenrad, Hochschaubahn, Ringelspielen, Geister-bahn und Kasperltheater.

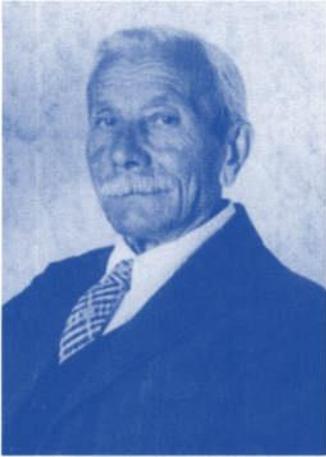
Zu den Eltern väterlicherseits wurde kein Kontakt gepflegt, da diese mit der Heirat ihres Sohnes mit dem armen Arbeitermädchen, und noch dazu einer Katholikin, überhaupt nicht einverstanden gewesen waren. Wichtig für mich waren aber die Besuche bei den Grosseltern in Hirtenberg, wo meine Mutter aufgewachsen war und sie ihr mageres Brot verdient hatten.

3

Meine Grosseltern lebten in Hirtenberg in einem kleinen Mehrfamilienhaus in einer winzigen Wohnung, bestehend aus einem Zimmer und einer Küche. Alle sechs Wohnungen des Mietshauses waren so angelegt. Zur Liegenschaft gehörten ein Holzschuppen mit Abteilen für alle Parteien, eine Werkstatt, ein Baum- und Gemüsegarten, ein Sodbrunnen und ein Abort mit Sickergrube sowie ein Kartoffelkeller.

Das ganze Leben spielte sich in der Küche, im Hof und im Garten ab. Es stand eine Waschküche draussen im Hof zur Verfügung, und die Waschtage waren für jede Familie auch gleich die grossen Badetage. Überall herrschte peinliche Ordnung, die Territorien wurden von den Bewohnern streng respektiert. Niemand hatte das Gefühl, arm zu sein, obwohl nach heutigen Begriffen grosse Armut herrschte.

Das Haus lag direkt am Fusse eines grossen Bergwaldes, der sich bis in die ehemalige Parkanlage hinter dem Haus ausdehnte. Da gab es geheimnisvoll verwachsene Wege, Steinmauern, Kletterbäume, ein halb zerfallenes Gartenhäuschen, Polster von Zierpflanzen, und durch eine versteckte Türe konnte man direkt in den steilen Wald gelangen. Ich kletterte dort stundenlang alleine herum, rodete mit meinem Kinderwerkzeug neue We-



Lisels Grossvater in
Hirtenberg 1942.

ge, baute aus Moos und Zweigen Hütten für die Elfen und Zwerge und war auch immer wieder im Gespräch mit diesen Geistern.

Grossvater Franz war von einer kindlichen, tiefen Frömmigkeit beseelt und erzählte mir geduldig stundenlange Geschichten. Er hatte in jungen Jahren die Ausbildung zum Gold-, Kupfer- und Bronzeschmied gemacht und war danach, wie es früher üblich war, auf Wanderschaft gegangen. Bei verschiedenen Meistern in Böhmen und Ungarn hatte er viel gelernt und erlebt. So war er später auch für einige Jahre, bis zum Ende der Habsburger Monarchie, in der Schatzkammer von Kaiser Franz Josef angestellt

und für die Pflege der kaiserlichen Schätze und Juwelen zuständig, was eine sehr ehren- und verantwortungsvolle Aufgabe bedeutete.

Ab und zu sei der Kaiser höchstpersönlich zu ihm in die Werkstatt gekommen, erzählte er mir, der gebannt lauschenden Enkelin, und ich hörte seine Berichte von der Zeit als Wandergeselle, die ihn durch Böhmen, Mähren, Ungarn und Österreich geführt hatte. Viele Geschichten erzählte er mehrmals in verschiedenen Variationen. Am spannendsten fand ich aber die Geschichten von seiner Zeit am kaiserlichen Hof.

Grossvater hatte neben der Schatzkammer eine geräumige Werkstatt, in welche der Kaiser Franz Josef oft ohne vorherige Ankündigung eintrat.

«Franzl, ich muss mich ein wenig erholen und meine Ruhe haben. Komm, trinken wir ein Glaserl Wein zusammen!»

«Ja, gern, Majestät», antwortete dann mein Grossvater. Er hatte immer eine gute Flasche aus der Hofküche bereit. Es war dies jedes Mal eine un-

geheure Ehre. Für Franz Josef, den Kaiser, war es wahrscheinlich eine der wenigen Möglichkeiten, seiner schwierigen Regierungstätigkeit und seiner komplizierten Familie zu entfliehen. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und dem Ende der Donaumonarchie begann dann aber für alle ein neues Zeitalter.

Da Grossvater schlecht hörte, pflegte er laut zu beten. Für mich war es interessant zu hören, mit welchen Anliegen er sich an die jeweils zuständigen Heiligen oder an Jesus direkt wandte und wen er gerade in seine Fürbitte mit einbezog. Dadurch entwickelte sich schon früh in mir die Gewissheit, dass man mit der geistigen Welt direkt in Kontakt treten konnte. Später, zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, betete Grossvater Franz für die Soldaten und ihre Anführer an beiden Fronten, damit sie sich nicht allzu sehr versündigten und Leid zufügten und Gnade vor dem Herrn fänden. Man hörte ihn auch nachts laut beten, wenn er vor Sorge und oft auch vor Hunger nicht schlafen konnte.

Als dann die grossen Bombenangriffe kamen, betete er sowohl für die armen amerikanischen Bomberpiloten, die man in den Lichtkreuzen der deutschen Fliegerabwehrkanonen am Himmel sehen konnte, als auch für die armen Menschen am Boden, denen die Bomben der Flieger galten.

Hirtenberg, Grossvaters Dorf, wurde merkwürdigerweise trotz der hier liegenden Munitionsfabriken nie bombardiert. Hatte der von ihm angerufene Gott vielleicht wegen dieses einen gerechten Menschen Gnade walten lassen, wie es so schön in der Bibel heisst? Man konnte bei nächtlichen Angriffen über Wien und Wiener Neustadt das schreckliche Geschehen am Nachthimmel sehen und das Getöse der Fliegerabwehr und die Bombenexplosionen hören.

Sobald bei Bomberanflug in den Dörfern die Sirenen heulten, liess Grossmutter alles stehen und rannte in panischer Angst in den Luftschutz-

bunker, der für die Bevölkerung im Felsen des Bergwaldes hinter dem Areal der Munitionsfabrik angelegt war. Dort sassen dann die Menschen unter tropfendem Felsgestein im lehmigen Morast oft stundenlang auf leeren Munitionskisten, bis endlich Endalarm geblasen wurde. Grossvater aber blieb immer zu Hause.

Sonntags zog er sein einziges Sonntagsgewand an und wanderte mit mir an der Hand in die Kirche. Weil er schlecht hörte, las er die Messe laut mit, oft aber an der falschen Stelle, was allgemein störte. Ich fand es peinlich, wenn der Priester seinen lateinischen Messgesang unterbrach und vorwurfsvoll zu uns nach hinten schaute.

Trotzdem schätzte ihn der Pfarrer sehr, da er die echte Frömmigkeit des alten Mannes erkannte. Dieser hatte aus eigener Initiative und mit eigenen Mitteln an einer schönen Waldstelle ein grosses Kreuz mit einer kunstvoll geschnitzten Christusfigur errichtet, dazu einige Sitzbänke gebaut und eine Umfriedung mit Blumenrabatten angelegt. Der Pfarrer weihte darauf die Stätte ein und benützte sie hin und wieder für einen Gottesdienst.

Einmal geschah für Grossvater und für mich ein Wunder. Nach langen Regenfällen trat der Fluss über die Ufer und es kam zu einer grossen Überschwemmung. Auch die Andachtsstätte wurde weggerissen und fortgespült. Als die Wasser zurückgingen, lag die Christusfigur vor Grossvaters Gartenzaun, weit weg von der Stätte des Kreuzes. Wir waren überzeugt, dass dies ein Zeichen der Gunst des Himmels für ihn war. «Mein Christus ist zu mir zurückgekommen, damit ich ihm eine neue Gedenkstätte baue», verkündete er.

Grossmutter Sophie hatte anfangs eine schöne Kindheit. Sie wuchs wie eine Prinzessin als einzige Tochter eines Gärtnerehepaares auf, welches für die Betreuung einer grossen Parkanlage bei einem Freiherrn angestellt

war. Unterhalb des Schlosses wohnte die Familie in einem geräumigen Gärtnerhaus, und das kleine Mädchen war in der ganzen Liegenschaft zu Hause. Während die Eltern mit Gartenarbeiten beschäftigt waren, trieb es sich oft im Schloss herum und wurde von den Angestellten, den Dienstboten in Haus und Küche und oft auch von der Herrschaft selber verwöhnt. Es gab Hunde, Katzen und Pferde, und auch einige Hühner und Gänse wurden gehalten.

Das Schloss lag in einem böhmischen Dorf in der österreichischungarischen Monarchie. Da die Angestellten vor allem Böhmen waren, die Eltern aber Deutsch sprachen, beherrschte das Kind bald beide Sprachen. Sophie sei ein munteres, sehr gesprächiges Kind gewesen, das alle Neuigkeiten des Hauses in seiner witzigen Art und Weise weitervermittelte, und wollte jemand besser informiert sein, so musste er nur die kleine Sophie fragen. Die Eltern hatten mit dem Mädchen nicht viel zu tun. Meist kam es erst abends zurück ins Gärtnerhaus. Die Herrschaft hatte einen eigenen Hauslehrer, bei dem auch die Kinder der Angestellten in Schreiben, Lesen und Rechnen unterrichtet wurden. Sophie muss eine gute Schülerin gewesen sein. Trotz ihrer kurzen Schulausbildung und Zweisprachigkeit konnte sie bis ins hohe Alter schön und ziemlich fehlerlos schreiben und gut rechnen.

Eines Tages kamen die schwarzen Pocken ins Land. Kinder und Erwachsene wurden davon befallen. Viele starben, und diejenigen, die überlebten, waren oft für den Rest ihres Lebens gezeichnet.

Auch bei der 12-jährigen Sophie brach die Krankheit aus. Da ihre Mutter nicht die Zeit oder den Willen hatte, ihr Kind zu pflegen, brachte sie das schwerkranke Mädchen nach Brünn zur Grossmutter, bei der sie wochenlang fiebernd und mit Pusteln übersät lag. Sie überlebte und kam allmählich wieder zu Kräften. Aber wie schrecklich sah sie aus, als sie zum ersten Mal

in den Spiegel blickte: Das Gesicht und der ganze Leib waren mit Narben bedeckt. Das vorher so hübsche Mädchen mit den roten Wangen und den glänzenden, dicken Zöpfen sah aus wie eine verrunzelte alte Frau. Gebückt und mager stand sie auf ihren schwachen Beinen und blickte entsetzt in den Spiegel. Sie wagte sich kaum auf die Strasse und wartete bang auf das Kommen der Mutter.

Nach einigen Wochen kam sie, um Sophie zu holen. Als sie ihr Kind erblickte, schrie sie erschrocken und lieblos: «Mein Gott, wie bist du hässlich, Mädchen!» Meine Grossmutter litt bis ins hohe Alter unter jenem ersten Ausruf ihrer Mutter. Anstatt Sophie wieder aufs Schloss mitzunehmen, liess sie ihr Kind bei meiner Urgrossmutter in Brünn.

Als Sophie wieder bei Kräften war, fand man für sie eine Stelle als Dienstmädchen. Das junge Mädchen hatte Glück. Grossmutter erzählte mir später, dass ihre Arbeitgeberin eine sehr gute Köchin war, die ihr mit viel Geduld und Freundlichkeit alle damals üblichen Kochkünste beibrachte, sodass sie bald mühelos und mit Erfolg für grössere Gesellschaften kochen konnte und viel Lob und guten Lohn bekam. Ihre Arbeitgeber waren wohlhabende Bürgersleute, bei denen beim Einkauf der täglichen Nahrungsmittel nicht gespart werden musste. Das prägte auch ihre Art des Haushaltens, was sie später in den Krisenjahren mit der grossen Arbeitslosigkeit und Armut in grosse Schwierigkeiten bringen sollte.

Mit 19 Jahren lernte Sophie ihren ersten Mann kennen, wurde schwanger, musste heiraten und ihre Arbeitsstelle verlassen. Sie zogen nach Hirtenberg in Niederösterreich, wo er in der Munitionsfabrik arbeitete und sie selbst alsbald als Köchin für die Kantine der Kaderleute angestellt wurde. Das sei ihre schönste Zeit gewesen, erzählte sie mir. Ihre Kochkünste wurden sehr geschätzt, sie verdiente gut und ihr Kind, ein Mädchen namens Eugenie,

konnte sie immer mit sich in die Betriebsküche nehmen. Ihr Mann wurde allerdings zum Alkoholiker und starb nach drei Jahren. Einige Jahre lebte sie mit dem Kind allein.

Dann kam die grosse Weltwirtschaftskrise. Viele Arbeiter wurden entlassen und die von Grossmutter geführte Betriebskantine wurde geschlossen. Sie gab die Tochter nach Wien in eine wohlhabende Familie, die sie anfangs in Pflege nahm, später mangels eigener Kinder adoptierte. Von dieser Tochter habe sie nie mehr etwas gehört. Es muss für sie ein grosser Schmerz gewesen sein. Sie sprach nur wenig darüber, und wenn sie es tat, hatte sie immer gleich Tränen in den Augen.

Ein ebenfalls entlassener Arbeiter, mein Grossvater Franz, zog bei ihr ein. Eine

Zeit lang konnten sie von den Ersparnissen leben, dann kam die Not. Zwei Kinder, meine Mutter Maria und ihr Bruder, mein Onkel Franz, wurden vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges den beiden geboren und wuchsen in die Kriegs- und Nachkriegszeit hinein, als Europa und besonders auch Österreich von gewaltigen Veränderungen heimgesucht wurden.



Lisels Grossmutter in
Hirtenberg 1942.

4

Die gesellschaftlichen und politischen Wirren setzten sich bis in die Dreissigerjahre fort, als ein neuer Stern aufzugehen schien, der mit seiner Blendwirkung auf die verunsicherten Menschen aller Gesellschaftskreise die halbe Welt in ein später unbegreifliches, furchtbares Geschehen manövrierte.

Von der Politik bekam ich als kleines Kind, das mit seiner Mutter in einer grossen Wohnung in Wien lebte, nur am Rande etwas mit. Es wurde von der Ermordung von Dollfuß gesprochen, von der Heimwehr und von den Hahnenschwänzlern, von Sozis und Kommunisten, von Bolschewiken, Nationalsozialisten und Vaterländischen. Überall wurde politisiert und oft auch geweint. Meist wurde geheimnisvoll und ängstlich geflüstert. Ich merkte, dass die Mutter mit mir immer ungeduldiger wurde und in einer fühlbaren Unsicherheit und Angst lebte. Ich wurde ständig ermahnt, «lieb» zu sein, ruhig und anständig.

Dann kam der 13. März 1938, der Tag des Einmarschs von Hitlers Armee. Flugzeuge donnerten über Wien und Panzer fuhren auf. Riesige Menschenmengen standen an den Rändern der Ringstrasse und jubelten den Deutschen zu. Ich stand an der Hand der Mutter mit einigen Bekannten an eine Hauswand gedrückt. Maria und ihre Bekannten schienen entsetzt und furchtbar bekümmert zu sein und weinten zeitweise. Ich begriff von allem

nichts, niemand erklärte mir etwas, immer hiess es nur: «Lisel, sei ruhig, sei brav.» Ich wäre doch auch gerne bei den fröhlichen Leuten gestanden, welche sich in Massen an den Strassenrändern drängten und laut «Heil Hitler» schrien.

Die weinende Mutter, die bedrückten Freunde machten mir Angst, und plötzlich überfiel mich ein grenzenloses Gefühl von Einsamkeit und Traurigkeit. Die Mutter gab mir keine Geborgenheit und kein Vertrauen. Alles schien gelogen, was die Mutter sagte. Sie und die anderen Leute fanden mich zu klein, um zu verstehen, was da vorging. Ich war ja erst vier Jahre alt, man wollte mich vor der Wahrheit verschonen, während ich fühlte, dass da ungewöhnliche Dinge vorgingen, die man mir verschwieg.

Ich erlebte Menschen, die begeistert und zukunftsfreudig schwärmten, enthusiastisch vom «Führer» redeten, und gleichzeitig andere, die sorgenvoll flüsterten und sich offensichtlich abwandten, wenn ich mit kindlicher, wacher Neugier zu hören versuchte, was die Erwachsenen so redeten. Immer häufiger erlebte ich, dass Freunde und Bekannte nicht mehr da waren. Sie seien nach Amerika verreist, erklärte die Mutter und verbot mir, weiterzufragen. Es hatte sich um Juden gehandelt. Dies erfuhr ich erst viel später, da sie als solche gar nicht aufgefallen waren, sondern religiös ganz liberal und säkularisiert wie die meisten anderen Leute lebten.

An einem Tag im Jahre 1941 sah ich zum ersten Mal einen Mann mit einem gelben Stern am Mantel. Er hatte einen hohen Hut auf dem Kopf und lange Schläfenlocken und ging mit raschen Schritten und gesenktem Kopf nahe der Hauswand an mir und meiner Mutter vorbei. Am Ärmel trug er die Binde mit dem gelben Stern. Ich spürte, wie die Mutter zusammenzuckte und mich an der Hand näher zu sich riss.

Mit der Zeit fielen mir immer mehr Menschen mit gelben Sternen auf. Einmal sah ich ein paar Leute mit Sternen auf dem Strassenpflaster knien und unter Spott und Befehlen von grölenden, uniformierten Hitlerjungen den Boden mit Lumpen abreiben. Ich wagte nicht, die Mutter zu fragen, was da geschah, da diese in solchen Situationen bei Fragen immer so verkrampft streng und geheimnisvoll reagierte und mich gleich wegzerzte. Langsam verschwanden die Menschen mit den gelben Sternen wieder vom Strassenbild.

Obwohl Mutter nie offen darüber gesprochen hatte, begriff ich langsam auf Grund von allerlei Bemerkungen und Beobachtungen, dass mein verstorbener Vater auch Jude gewesen war. Dass er eine liberale und religiös tolerante Einstellung gehabt hatte, mich ja auch katholisch taufen liess, hätte ihm unter dem Hitlerregime nichts genützt. Er wäre, wie unzählige andere, im Konzentrationslager gelandet. Da er sein Vaterland und seine Arbeit als diplomierter Agraringenieur über alles liebte, hätte er sich kaum rechtzeitig zur Flucht entschliessen können. So war sein frühzeitiger Tod infolge eines Herzinfarktes wohl eine Gnade für ihn gewesen.

Ich durchlief die Volksschulklassen spielend und hätte im Jahr 1944 auf Grund meiner guten Noten nach der 4. Klasse ohne Weiteres in eine Mittelschule, zum Beispiel ans Gymnasium, übertreten können. Doch als die Lehrerin am Ende des Schuljahres die Einteilung für die Oberstufen verlesen hatte, waren ich und eine weitere Schülerin als Einzige noch übrig, obwohl wir als Erste hätten drankommen sollen, da wir die besten Zeugnisse hatten. Auf die verwunderte Frage der Mitschüler, was mit uns beiden los sei, antwortete die Lehrerin nur kurz und leise: «Sie sind nicht würdig für das Gymnasium. Für sie ist die Hauptschule gut genug.»

Meine Kollegin und ich waren gerade zehn Jahre alt. Wir standen da wie am Pranger. Die anderen Kinder begannen zu tuscheln und redeten nicht mehr mit uns. Auch auf dem Nachhauseweg ging jede von uns ganz alleine. Dass etwas Unheilvolles über mir in der Luft lag, hatte ich schon lange gespürt. Aber jetzt war es konkret geworden. Ein würgendes Gefühl von Angst, Demütigung, Schande, Hilflosigkeit und Traurigkeit ergriff mich. Ich unterdrückte krampfhaft das Weinen und lächelte vielmehr verlegen, wenn mir jemand entgegenkam, den ich vom Sehen her kannte.

Ich hatte Angst, nach Hause zu kommen mit dem Zeugnis und der schriftlichen Mitteilung, die neue Schule betreffend, da ich die Reaktion der Mutter ahnte. Sie schrie, weinte, stampfte auf dem Zettel herum und konnte sich lange nicht beruhigen, während ich weinend daneben stand und immer wieder bat: «Hör doch auf!»

Die Verzweiflung der Mutter machte mir die unendliche Einsamkeit bewusst, in der wir uns befanden. Maria konnte sich nicht mit der Tatsache abfinden, dass es «Mischlingskindern», die einen Elternteil mit jüdischer Abstammung hatten, trotz bester Zeugnisse untersagt war, eine Mittelschule, geschweige denn eine Universität zu besuchen. Am selben Nachmittag ging sie kurz entschlossen mit mir in ein nahegelegenes Gymnasium, nachdem sie mir eingeschärft hatte: «Lisel, grüße den Direktor lieb und freundlich mit Heil Hitler und dann sei still und brav.»

Als wir endlich beim Direktor vorgelassen wurden, versuchte sie so ruhig und diplomatisch als möglich den leicht kriegsversehrten Herrn von der hauptsächlich arischen Abstammung und katholischen Erziehung ihres Kindes zu überzeugen. Doch dieser schrie sie nur an: «Was bilden Sie sich ein! Wenn wir bei Ihrem Balg eine Ausnahme machen, kommen gleich hundert andere daher. Seien Sie froh, dass diese Missgeburten nicht ganz

ausgesondert werden!» Dann wies er uns zur Türe. Ich war total verwirrt, wusste nicht, was ich eigentlich verbochen hatte, streckte noch einmal brav den Arm hoch und sagte mit verlegenem Lächeln «Heil Hitler».

Meine Mutter hat mit mir über die Judenverfolgung nie gesprochen. Ich hatte wohl gemerkt, dass ihr verkrampftes Verhalten damit zusammenhing, aber das Verständnis dafür, dass es mich selbst betraf, fehlte mir. Deshalb war ich trotz meines kindlichen Alters immer wieder wütend auf sie. Ihre Weinkrämpfe und Ausbrüche nahmen mir jedes Gefühl von Vertrauen und Geborgenheit. Da sie mich einerseits als kleines Kind behandelte und mit mir nie offen über die politische und gesellschaftliche Situation sprach, ich andererseits als Kind die unheilvolle, angstdurchdrungene Atmosphäre wohl wahrnahm, aber nicht verstehen konnte, empfand ich bald alle Erwachsenen als verlogen und zynisch.

Nach der Kapitulation der Deutschen wurden der Bevölkerung in den Wiener Kinos Filme vorgeführt, welche die Alliierten bei der Befreiung der Konzentrationslager gedreht hatten. Sie zeigten zum Skelett abgemagerte, geschundene, wie lebendige Leichen aussehende Überlebende, vor allem Juden. Meine Mutter und ich sahen eine dieser Filmvorführungen im Jahre 1946. Sie versuchte immer wieder, mir die Augen zuzuhalten, was ich wütend abwehrte. Jetzt erst wurde den meisten Leuten klar, wohin die Juden und andere Opfer der Nazis verschwunden waren.

Vorher hatte man diese doch recht offensichtliche Tatsache aus dem Bewusstsein verdrängt. Vor dem Krieg waren viele führende Stellen in Betrieben und an den Mittel- und Hochschulen von Juden besetzt gewesen, so auch die Leitung und viele Lehrstellen an der Wiener Kunstakademie und Schauspielschule. Ein Grund für Hitlers masslosen Judenhass sei der Umstand gewesen, dass er sich in jungen Jahren um einen Studienplatz an

der Wiener Kunstakademie beworben hatte und mit der Begründung, zu wenig talentiert zu sein, abgewiesen worden war. Einige der massgeblichen Professoren seien Juden gewesen. Man begann, nach Erklärungen zu suchen, um das Unfassbare zu begreifen.

5

Den ersten Schock und das Bewusstsein über die hereinbrechende Gefahr für uns beide erlebte meine Mutter kurz nach dem «Anschluss», als aus Österreich die Deutsche Ostmark geworden war. Sie erhielt einen eingeschriebenen Brief von der Gestapo, der Geheimen Staatspolizei der Nazis. Maria hatte bereits erfahren, dass viele Leute, die ein solches Schreiben erhalten hatten, einige Zeit später spurlos verschwunden waren. Meist

hiess es, sie seien verweist. Genaueres schien niemand zu wissen. Aber manche ahnten, dass es ein sofort vollstrecktes Todesurteil gewesen war.

In Marias Schreiben ging es um die Weisung an alle Österreicher, eventuelle Guthaben auf ausländischen Banken bei der Deutschen Reichsbank anzumelden, damit diese sie «heimholen» konnte. Da sie für ihre und meine Vermögensverwaltung einen Beistand hatte, der sich um alles kümmerte, hatte sie von der ganzen Sache keine Ahnung. Nun war dieser Beistand aber ohne Mitteilung an meine Mutter aus



Lisels Mutter Maria 1938,
mit 28 Jahren.

persönlichen Sicherheitsgründen vor den Nazis nach Amerika geflohen, mit unbekanntem Wohnsitz, und sie wusste nicht ein und aus und hatte niemanden, an den sie sich hätte wenden können. In panischer Angst leistete sie der Aufforderung Folge und fuhr in das berüchtigte Gebäude am Morzinplatz in der Wiener Innenstadt, wo die Gestapo im Hotel Metropol ihre Zentrale hatte.

Vor dem Eingang standen zwei schwarz uniformierte SS-Männer, und im Inneren des Gebäudes waren auch nur mehrheitlich schwarz Uniformierte zu sehen. Nachdem Maria ihre Vorladung mehrmals gezeigt hatte, wurde sie in ein Zimmer im ersten Stock gewiesen. Dort sass hinter einem grossen Schreibtisch ein ebenfalls uniformierter junger SS-Mann und sah ihr erstaunt und nicht unfreundlich entgegen. Maria war damals mit ihren 28 Jahren eine schlanke, elegante und sehr hübsche junge Frau. Irgendwie muss es bei dem SS-Beamten gleich gefunkt haben. Es war, sagte er ihr später, Liebe auf den ersten Blick.

Nachdem er den Text der Vorladung mehrmals gelesen hatte, forderte er sie auf, sich zu setzen. Mutter erzählte mir in späteren Jahren, sie hätte kaum zu atmen gewagt, während er lange schwieg und sie nur musterte.

Endlich sagte er zu ihr, das sei eine schlimme Sache, umso mehr, als es sich um das Geld eines Juden handle und da noch das Kind sei. Er wolle sich die Sache überlegen und schauen, was da noch zu machen sei. Er werde sich bei ihr melden. Maria brachte kein Wort heraus. Als er aufgestanden war und sie zur Türe wies, gab er ihr die Hand und verabschiedete sie mit «Heil Hitler».

Ich war alleine zu Hause und wartete ängstlich auf Mutters Heimkommen. Als sie endlich hereinkam, stürzte sie auf den Boden, begann laut und bitterlich zu weinen und schrie unverständliche Worte. Auch ich begann zu weinen, weil ich von einem Gefühl totaler Verlassenheit erfüllt wurde. Die nächsten Stunden und die Nacht waren von einer grenzenlosen Trostlosig-

keit erfüllt, in denen ich mit der Mutter immer wieder weinte, ohne zu wissen, warum alles so traurig war.

Am nächsten Morgen läutete es an der Türe. Draussen stand der SS-Mann mit einem Kollegen. Der erste Gedanke meiner Mutter war: «Jetzt ist alles aus. Sie holen uns.» Sie lief zurück, riss mich aus dem Bett und schrie: «Mein Kind nehme ich mit!»

Die Männer kamen herein, und der SS-Mann sagte: «Beruhigen Sie sich, wir wollen mit Ihnen nur etwas besprechen.»

Dann erklärte er Maria, sie seien auf Quartiersuche für die SS-Offiziere, und da sie eine grosse Wohnung habe, frage er sie, ob sie ihm ein Zimmer vermieten könne. Für den Kollegen hätten sie im Nebengebäude bereits eines gefunden. Sie könne mit einer guten Entschädigung rechnen. Maria fiel wie aus allen Wolken, dann sah sie einen Strohalm der Rettung und erklärte sich hastig einverstanden.

Wenige Tage später zog Hans Schurz, so hiess der SS-Offizier, bei uns in das bereit gemachte Zimmer ein. Er begegnete Maria von Anfang an freundlich, und sie bemerkte seine Zuneigung. Da er ein schöner junger Mann war und sie schon lange alleine gelebt hatte, verliebte auch sie sich in ihn.

Bald machte ihr Hans den Vorschlag, so schnell als möglich zu heiraten. Er würde mich als sein aussereheliches Kind eidesstattlich anerkennen und adoptieren, sagte er. Er habe lange nachgedacht, wie er sie vor weiteren Verfolgungen schützen und mich als Mischlingskind reinwaschen könne, denn bei den Nazis galten Kinder aus einer Ehe zwischen Ariern und Juden als Rassenschande. Er habe sich von der ersten Begegnung an in sie verliebt und wolle sie und ihr Kind aus der Gefahr bringen, erklärte er ihr. Als SS-Offizier fühle er sich dazu in der Lage.

Die Adoption wurde von den deutschen Behörden nicht bewilligt, die Heirat jedoch konnte vollzogen werden. Das Vermögen wurde nachträglich bei der Deutschen Reichsbank gemeldet, kam auf Sperrkonten und blieb bis auf einen winzigen Rest für immer verschwunden. Die Rente, die Mutter nach dem Tod meines Vaters für uns erhalten hatte, wurde gestrichen.

Durch die Ehe mit Hans, dem SS-Mann, schien die Gefahr einer weiteren Verfolgung durch die Gestapo für Maria und mich gebannt. Da ich noch zu klein war, um zu verstehen, was da vorging, verhielt ich mich meinem Stiefvater gegenüber schrecklich. Alles in mir lehnte sich dagegen auf, zu ihm «Papi» zu sagen, wie meine Mutter es von mir verlangte.

Wenn er heimkam, kroch ich unter den Tisch, bellte wie ein Hund und streckte ihm die Zunge heraus. Wenn er mir ein Geschenk, ein Spielzeug oder sonst etwas brachte, warf ich es auf den Boden und sagte, es sei hässlich. Ich wünschte mir eine einfache Holzschubkarre für den Sandkasten. Er brachte mir ein Prachtexemplar mit herausnehmbarer Kiste, Schaufel und Geschirr. Ich erkannte ihren Wert. Trotzdem sagte ich trotzig, es gäbe aber viel schönere Schubkarren. Maria versuchte, mir die Karre schmackhaft zu machen, aber ich beharrte darauf, sie sei hässlich. Hans ging wortlos weg, Maria stellte die Karre wütend auf den Schrank und schrie, ich sei ein garstiges Kind, ich heulte los und sie liess mich allein im Zimmer.

Für Maria war mein Verhalten mehr als peinlich. Verzweifelt mahnte sie mich immer wieder, lieb und nett zu dem Papi zu sein, der doch so gut zu uns war. Ich war für sie ein mühsames, garstiges Kind, und ich führte mich immer wieder unmöglich auf. Einmal schrie ich sie trotzig an, mein Vater sei schon lange tot und der neue Mann sei doch nicht mein Papi. Maria hielt mir den Mund zu, packte mich hart am Arm und schrie zurück,

ich dürfe von meinem Vater nicht mehr sprechen, ein für alle Male, und ich habe zum neuen Papi lieb zu sein, endlich einmal ein liebes Kind, so wie die anderen lieben Kinder. Als ich mich von ihr befreit hatte, schrie ich zurück, mein Vater heiße Hugo und nicht Hans. Da gab sie mir eine Ohrfeige, ich heulte los, sie lief in ein anderes Zimmer und weinte auch.

Mutter hat mir nie ehrlich erklärt, in welcher Gefahr wir waren. Vielleicht hätte ich es verstanden. Wahrscheinlich war sie selber masslos überfordert. Sie hatte sich bis zu Hitlers Einmarsch in Wien nie für die politische Situation interessiert, von Antisemitismus und Nationalsozialismus hatte sie keine Ahnung gehabt. Die kurzen Jahre als wohlhabende junge Witwe waren für sie der Inbegriff eines schönen Lebens gewesen. So blieb ich allein mit meiner kindlichen Empörung, mit meiner Wut und meinem Misstrauen gegen fast alle Erwachsenen und steigerte mich in die absurdesten Phantasien über ihr Verhalten hinein. Einzig zu meinem Grossvater in Hirtenberg hatte ich noch Vertrauen und echte Zuneigung.

6

Die Kindheitsgeschichte meines Stiefvaters Hans Schurz erfuhr ich erst in späteren Jahren. Er war in Österreich, im Land Kärnten aufgewachsen. Seine Mutter war eine Bauerntochter, ihre Eltern hatten einen grossen Landwirtschaftsbetrieb. Sie wurde als junges Mädchen von ihrem Onkel geschwängert und gebar mit 16 Jahren ihr erstes Kind, den Hans. In der damaligen pruden, katholischen Gesellschaft lag die Schuld bei ihr, und sie musste in ihrer Schande dankbar sein, dass sie schliesslich doch noch von einem reichen Bauernsohn, wahrscheinlich ihrer grossen Mitgift wegen, geheiratet wurde. Ihre Eltern waren froh darüber und hatten sie reich ausgestattet.

Mit ihrem Ehemann hatte sie bald vier weitere Kinder. Er sprach von Hans von Anfang an nur vom Balg, nannte ihn nie beim Namen, hatte keine Liebe für den Buben. Er behandelte ihn von klein auf wie den letzten Knecht. Hans bekam mehr Schläge als gute Worte, und seine Mutter konnte ihm auch nicht viel Schutz und Geborgenheit geben. Es zählten nur die ehelichen Kinder.

Der Stiefvater von Hans war in der Gemeinde ein angesehener Mann. Als Mitglied im Kirchgemeinderat erfuhr er viel Respekt von den Leuten, im Bauernverband spielte er eine wichtige politische Rolle und seine Worte galten etwas in der Gemeindeversammlung. Was sich innerhalb der Familie

abspielte und speziell die Kinder betraf, interessierte die Leute damals nicht.

Bevor Hans morgens in die Schule gehen durfte, musste er in der Frühmesse ministrieren und im Stall mithelfen. Oft kam er dadurch zu spät und musste zur Strafe in der Ecke knien. Nach der Schule musste er wieder auf dem Hof arbeiten. Schulaufgaben konnte er erst nachts erledigen. Oft war er zu müde dazu und schlief im dämmrigen Kerzenlicht in seiner Dachkammer ein. Im Winter war es dort eiskalt. Das ging so bis zum Ende der Schulzeit.

Hans hätte gerne eine Lehre als Schreiner gemacht. Aber der Stiefvater erlaubte es nicht und benützte ihn weiterhin als unbezahlten Knecht. Nachdem er eines Tages als 17-jähriger Jüngling wegen einer umgestürzten Milchkanne wieder heftig geschlagen und ohne Nachessen mit blutender Nase in seine Kammer geschickt worden war, packte er ein paar Habseligkeiten zusammen und lief ziellos fort Richtung Norden.

Er landete in Oberösterreich und fand Arbeit in einer Schreinerei. Dort wurde er gut behandelt und machte eine Lehre als Schreiner und Zimmermann. Da er fleissig und klug war, liess ihn der Meister im Büro auch Rechnungen und Briefe erledigen und mit Kunden verhandeln. In diesem Betrieb lernte Hans einen deutschen Mitarbeiter kennen, mit dem er mit 23 Jahren den Betrieb verliess und 1934 nach Deutschland zog.

Hitler war 1933 von Hindenburg als Reichskanzler eingesetzt worden. Ein Jahr später starb Hindenburg, und in Österreich wurde Dollfuß von den Nazis ermordet. Bald geriet Hans in den Sog der nationalsozialistischen Strömung. Er glaubte, in dieser Gesellschaft einer «besseren und gerechteren» Welt zu dienen, und landete schliesslich bei der SS, Hitlers Elite-truppe. Nach seinen schlechten Kindheitserfahrungen sah er das Bauern- und Bürgertum als verlogen und dekadent an und erlag, wie viele andere

junge Männer mit den gleichen Anlagen oder Erfahrungen, der Illusion einer Welt, in der das «Böse, Krankhafte und Dekadente» ausgerottet werden musste.

Die Deutschen marschierten 1938 in Österreich ein. Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg wollte zuerst Widerstand leisten, doch er wich der Gewalt, da er gewarnt wurde, dass das österreichische Militär und die Polizei bereits von Nationalsozialisten durchsetzt waren. Einem Schiessbefehl wäre kaum Folge geleistet worden. Schuschnigg wurde sofort verhaftet.



Lisels Stiefvater Hans, 29 Jahre.

Nachdem das Land fortan auf der Landkarte nur noch als Ostmark figurierte, wurde Hans als ehemaliger Österreicher und SS-Sturmführer von der Gestapo nach Wien beordert, um im berühmten Gebäude der Gestapo bei der nazistischen Säuberung Wiens mitzuwirken. Die jungen Männer waren in ihrer Ausbildung geistig derart indoktriniert worden, dass sie anfangs alles glaubten und überzeugt waren, einer guten Sache und einer besseren Welt zu dienen. Auch muss es für viele ein erhebendes Gefühl gewesen sein, in der eindrucklichen schwarzen Uniform mit dem Totenkopf auf dem Hut als Elitetruppe auftreten zu können.

Der Nationalsozialismus drang in das Volk wie eine Massenseuche ein, aus der es schliesslich kein Entrinnen gab bis zum bitteren Ende. Für das unfassbare Geschehen suchen Historiker bis heute nach Erklärungen. Den Völkern in Europa ging es in den Dreissigerjahren sehr schlecht, es herrschten Not, Aufstände, Unsicherheit und Dekadenz. Hitler, sagte man, brachte endlich Arbeit und Disziplin nach Deutschland. Für die Jugend führte er

den Arbeitsdienst und die Hitlerjugend ein. Es wurden Strassen gebaut und in die Rüstungsindustrie wurden Milliarden an Papiergeld investiert. Die Leute hatten Arbeit und Verdienst, und nur wenige fragten sich, wie das zustande kam. Aber dennoch gab es von Anfang an eine Gesellschaftsgruppe, die Hitlers Buch «Mein Kampf» gelesen hatte und merkte, wohin sein ganzes Bestreben zielte, nämlich hin zum totalen Krieg und zur Welt-herrschaft. Die Politiker von England und Frankreich wurden von verschie-denen Widerstandsbewegungen um Hilfe gebeten, aber auch das Ausland reagierte damals nicht früh genug. Ich höre heute noch das Geschrei der Massen. «Heil Hitler, Sieg Heil, Hitler, wir folgen dir, Sieg Heil!»

7

Es dauerte nicht lange, da hatte es sich bei der Gestapo in Wien herumgesprochen, dass mein Stiefvater Hans die Witwe mit Kind eines Juden geheiratet hatte. Es gab Kollegen, die ihn, den allseits Geschätzten und Respektierten, um seine Bürostelle in Wien beneideten. Die Ehe mit Maria war ein willkommener Grund, seine Eignung für das Amt in Frage zu stellen und ihm Weichheit und Inkonsequenz vorzuwerfen, Eigenschaften, die bei der SS untragbar waren.

Kaum waren die deutschen Truppen in Polen einmarschiert, wurde Hans nach Königshütte, eine polnische Kohlenbergwerksstadt, strafversetzt. Dort hatte man eine SS-Zentrale eingerichtet und auf schonungslose Art mit der Verfolgung von polnischen Juden, Kommunisten und Opponenten begonnen. Hans musste diese Stelle leiten. In kurzer Zeit wurden Hunderte von Familien aus ihren Wohnungen getrieben und in Arbeitslager deportiert. Die leeren Wohnungen wurden sofort von deutschen Offizieren besetzt, allen voran von den Mitgliedern der SS.

Für die neuen Kollegen war Hans ein Unbekannter, und das Gemunkel über seine Ehe mit der Witwe eines Juden mit Kind war vorläufig in Wien zurückgeblieben. So fühlte er sich sicher, und da auch ihm eine grosse, möblierte Wohnung mitten in der Stadt zugeteilt worden war, liess er Maria und mich zu sich kommen.

Wenn er zu Hause war, sprach er nur noch wenig. Seine Aufgabe war es, täglich unschuldige Menschen vor die Tatsache zu stellen, dass sie Wohnung, Stellung oder Geschäft innert kurzer Zeit verlassen mussten und in ein Lager deportiert wurden.

Als Maria ihn einmal fragte, was er eigentlich im Amt mache, rastete er völlig aus und schrie sie an: «Frag das nie mehr, nie mehr, nie mehr, hast du verstanden? Ich halte das nur aus, wenn ich nicht darüber reden muss! Das verstehst du nicht – das kannst du nicht verstehen – nicht denken – nicht reden – nicht mehr reden!» Dann sprang er auf und lief ins Schlafzimmer, warf sich auf das Bett und weinte und schluchzte so laut, wie Kinder weinen und schluchzen und ich das noch nie bei einem Mann gesehen hatte.

Ich war damals fünf Jahre alt, und die Szene meiner Eltern machte mir furchtbar Angst. Obwohl ich für meinen Stiefvater immer noch keine rechte Zuneigung empfand, spürte ich doch sein Bemühen, zu mir gut zu sein, und das gab mir ein gutes Gefühl. Jetzt lag der grosse, kräftige junge Mann da, weinte und schrie, wie ich das oft bei der Mutter erlebt hatte. Auch meine Mutter weinte. Ich lief von einem Zimmer in das andere, schüttelte einmal die Mutter, dann wieder den Stiefvater in kindlicher Hilflosigkeit und voller Angst, begann auch zu weinen und schrie: «Hört auf! Hört auf!»

Da kam mein Stiefvater wieder aus dem Schlafzimmer, nahm meine Mutter und mich in die Arme und sagte mit unterdrücktem Schluchzen: «Redet nicht, redet nicht und fragt mich nichts mehr.» Dass ein grosser Mann sich wie ein verängstigtes und verzweifertes Kind aufführte, nahm mir das letzte Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit.

Wir sassen lange zu dritt schweigend da. Ich machte mich los und versteckte mich in meinem Zimmer. Meine Eltern sassen noch lange eng umschlungen beisammen, bis Hans sich beruhigt hatte, nicht mehr weinte und

Mutter endlich aufstand und etwas zu essen zubereitete. Dann sassen wir zu dritt bei Tisch, niemand sprach. Ich wollte aus Verlegenheit etwas sagen. Meine Mutter sah mich böse an und zischte: «Lisel, sei still! Geh ins Bett!» Ohne Waschen und Zähneputzen kroch ich unter die Decke.

Die Luft in Königshütte war voll feinem Kohlenstaub und alles war immer ein wenig schwarz. Wenn man die Hände wusch, floss schwarzes Wasser ab. In der Wohnung lag ständig schwarzer Staub auf den Möbeln, das Bettzeug und die Vorhänge waren grau und sogar auf den Blumen lag eine grauschwarze Schicht. Das wurde von der grossen Kohlengrube und ihren Anlagen verursacht. Ich streunte oft vor den Gittertoren herum, wo man in das riesige, hässliche Fabrik- und Grubenareal hineinsehen konnte.

Meine Mutter hatte mir verboten, dort hinzugehen. Aber gerade deshalb war es spannend für mich. Ich sah Scharen von verrussten, mageren Männern in schwarzen, lumpigen Gewändern herauskommen und durch das grosse Tor das Areal verlassen. Oft aber kamen auch andere, total ausgemergelte Leute in gestreiften, schmutzigen Lumpen aus den Schächten, die von uniformierten Polen angetrieben wurden und in nahegelegenen Baracken verschwanden. Die Schornsteine rauchten Tag und Nacht, riesige Räder mit Riemen förderten die abgebaute Kohle aus der Tiefe. Es wurde auch Koks und Gas produziert, und der Gas- und Rauchgeruch lag über der ganzen Stadt.

Aber überall in den Parkanlagen wurden Spielanlagen für Kinder gebaut und Blumen gepflanzt. Nie hatte ich vorher in Wien so viele Kinderschaukeln und Rutschbahnen und andere schöne, neue Spielgeräte gesehen. Es hiess, die deutschen Besetzer wollten die Stadt schön machen und zeigen, wie gut man es bei ihnen dank Adolf Hitler hat.

Trotz Verbot sprach ich immer wieder Kinder und auch Erwachsene an. Manche konnten Deutsch oder verstanden mich teilweise, andere sprachen sowohl polnisch als auch deutsch. Einige Leute schauten mich merkwürdig lange an, wenn ich mit ihnen palaverte, und wollten wissen, woher ich komme. Ich hatte ja im Gegensatz zu den meisten deutschen Besetzern einen österreichischen Akzent.

Unsere Wohnung lag mitten in der Stadt im fünften Stock eines stattlichen Mehrfamilienhauses. Das Stiegenhaus war düster und es roch ganz anders als in den Wiener Häusern. Die Treppenstufen waren aus Holz und schmutzig. Ich hatte immer Angst, wenn ich alleine hinauf- oder hinunterlief. Wenn man in die Wohnung eintrat, war da zuerst ein breiter, langer, leerer Gang, dann kam man in eine grosse Diele mit einem Fenster zum Lichthof und mit Türen ringsherum. Eine führte in eine fensterlose Kammer, dort stand mein Bett, eine andere in den Salon mit einem langen Esstisch und vielen Stühlen, einer grossen Blumenecke mit grossen Gummibäumen und palmenartigen Gewächsen, einem breiten Schrank mit viel Geschirr, einem leeren Bücherregal und einem Fenster mit vier Flügeln. Der Raum schien mir riesig gross. Er bot noch Platz für eine dunkle, massige Lederpolstergruppe. In der hinteren Ecke stand ein grosser Flügel, auf dessen Tasten ich gerne herumklimperte.

Eine weitere Türe führte in einen schmalen Gang, von dem man ins Schlafzimmer und in ein fensterloses Dienstbotenzimmer kam. Auch das Schlafzimmer war voll möbliert mit glänzenden, schweren Möbeln. Es gab einen Lüftungsschacht, und an diesen war ein grosses, finsternes Badezimmer angeschlossen. Von der Diele kam man in die weiträumige Küche mit einem grossen Kochherd, einem Tisch und vielen Stühlen, Regalen voll Geschirr und Spültrögen.

Ich kletterte oft auf den breiten Fenstersims, vor dem sich ein Blumenbalkon befand. Da konnte ich in den Hof hinuntersehen und die Leute beobachten, welche an der Strasse ein Blumengeschäft betrieben und im Hof ihre Kisten und Abfälle lagerten. Oft strich ich dort unten herum und fand manchmal ein paar Blumen, die ich der Mutter brachte. Sie liess mich alleine auf die Strasse, schärfte mir aber immer wieder ein, nicht mit den Leuten zu sprechen und nur im Quartier ums Haus herum zu bleiben oder im nahegelegenen Park zu spielen. Allerdings zog ich bei meinen Erkundigungen immer weitere Kreise.

In der Diele befand sich äusser einem kleineren Tisch mit Stühlen ein verschlossener Schrank, der meine Neugier weckte. Meine Mutter wollte ihn nicht für mich öffnen und verbarg den Schlüssel. Ich hatte gerade deshalb keine Ruhe und probierte immer wieder, wenn sie weg war, die Türen aufzudrücken. Schliesslich gelang es mir mit einem Messer.

Der Kasten war von oben bis unten gefüllt mit Spielsachen, Kinderkleidern und Schuhen, Photographien und Schriftstücken. Obwohl ich erst fünf Jahre alt war, begriff ich sofort das Geheimnis dieser Wohnung, das mir meine Mutter trotz meinem wiederholten, lästigen Fragen nie erklärt hatte. Hier hatten andere Menschen gewohnt, eine Familie mit Kindern, die alle ihre Sachen zurückgelassen hatten. Wo waren diese Menschen jetzt? Es musste mit der Arbeit meines Stiefvaters zu tun haben, mit seinem Wein- und Schreianfall und mit dem Verbot, mit den Leuten auf der Strasse oder im Park zu sprechen. Aber warum taten sie so geheimnisvoll, warum durfte ich nichts wissen?

Als Mutter nach Hause kam und mich vor dem geöffneten Kasten sitzen sah, umgeben von Spielsachen und Schriftstücken, bekam sie wieder einen ihrer von mir so gefürchteten Anfälle. Sie schrie mich an, ich sei ein gar-

stiges, neugieriges Kind, zog mir die Hose herunter, legte mich übers Knie und schlug mich auf den nackten Hintern, bis ihr wohl selbst die Hände weh taten, dann drückte sie mich an die Brust, weinte und küsste mich und sagte schluchzend, sie habe mich doch lieb, aber ich solle endlich ein braves Kind sein.

«Sag ja nichts zum Papa, Lisel, und mach den Kasten nie wieder auf!»

«Warum nicht?», brüllte ich.

«Weil es dich nichts angeht!», schrie sie zurück. Dann verschloss sie den Kasten mit Draht und einem Nagel.

Eine Zeit lang sass ich rotzig heulend in einer Ecke. Mutter hatte sich beruhigt, und als ich hinaus in den nahegelegenen Park wollte, liess sie mich gehen. «Aber sprich mit niemanden!», rief sie mir nach. «Die Polen haben uns nicht gern!»

Zum ersten Male hatte ich eine Erklärung bekommen.

Ich kann bis heute nicht verstehen, warum meine Mutter nie offen und ehrlich mit mir gesprochen hatte, weder über unsere Situation noch über meinen Vater. Obwohl ich im kindlichen Alter war, jedoch fast ausschliesslich alleine unter Erwachsenen lebte, sah und fühlte ich viel mehr, als man mir zutraute. Diesen Vertrauensbruch konnte ich bis in die späten Jahre nicht verarbeiten, und er verunmöglichte die Auflösung der Spannung zwischen meiner Mutter und mir bis zu ihrem Tod im Alter von achtundneunzig Jahren.

8

Der Winter brachte viel Schnee. Ich bekam einen Schlitten. Am Stadtrand gab es eine kleine Anhöhe, wo man hinunterfahren konnte. Stundenlang vergnügte ich mich dort und spielte mit Polenkindern. Trotz Verbot wollte ich sehen, wie sie wohnten, und ging einmal mit ihnen am späteren Nachmittag in ihre Wohnung, obwohl mir meine Mutter eingeschärft hatte, nie mit anderen Leuten ins Haus zu gehen.

Die Kinder lebten in einem armseligen Haus. Die Wohnung bestand aus einem einzigen Raum, in dem ein offenes Feuer brannte. Davor sass gebückt ein alter Mann, der die Glut schürte. Im Halbdunkel waren noch mehr Leute, Frauen und Männer zu sehen. Die Kinder sagten etwas zu den Erwachsenen. Da standen plötzlich alle um mich herum und starrten mich an. Ich bekam furchtbar Angst und begann zu weinen. Auch hatte ich ganz nasse, eiskalte Füße und Hände, musste unbedingt Wasser lösen und machte in die Hose. Der alte Mann stand vom Feuer auf, nahm mich bei der Hand und stellte mich stillschweigend vor die Türe.

Ich lief weg, so rasch ich konnte. Mein Schlitten war irgendwo liegen geblieben. Lange irrte ich in Panik in dem mir unbekanntem Quartier herum, bis ich plötzlich vor dem Fabriktor stand. Es war dunkel geworden.

Vor dem Nachthimmel sah ich bei den Koksöfen rotes Glutlicht. Und auf einmal war ich von Männern umgeben, von Arbeitern, die ihre Nachtschicht antraten. Sie sprachen polnisch. Einer sagte etwas zu mir, fragte etwas.

Mir fiel Mutters Redeverbot ein, ich fürchtete mich vor den schwarzen Männern und stand da wie gelähmt. Da öffnete sich das Fabriktor, und die Männer verschwanden im Areal. Ich lief die mir bekannte Strasse entlang zu unserem Wohnhaus, so schnell ich konnte und die steif gefrorenen Kleider es zuliessen.

Als ich endlich vor der Wohnungstür stand und läutete, stürzte meine Mutter heraus und riss mich in die Diele. «Lisel, wo warst du so lange? Wo warst du?», rief sie immer wieder und gab mir Ohrfeigen.

Ich stammelte, dass ich bei Polenkindern gewesen war.

«Mach das nie wieder!», schrie sie ein ums andere Mal. «Der Papa darf das nicht wissen, hörst du? Hörst du?»

Wie konnte ich als Kind verstehen, warum das Leben nur noch aus Verheimlichen und Verschweigen bestand? Ich hätte so gerne mit der Mutter über die Polen gesprochen. Ich fragte sie, warum wir eigentlich hier waren und warum uns die Polen nicht mochten, aber sie fuhr mich nur an: «Lisel, halt den Mund!»

Sie zog mir hastig die nassen Kleider aus und warf mir das Nachthemd hin. «Du garstiges Kind! Wieso kannst du nie gehorchen! Wieso bist du so neugierig! Sei doch lieb wie andere, richtige Kinder!»

Da kam Hans nach Hause, wir schwiegen sofort. Er sah, dass ich ganz verheult war. «Was ist los – ist was nicht in Ordnung?», fragte er Maria.

«Nein, nein, es ist alles gut, Lisel war böse, aber jetzt ist sie wieder brav», sagte sie und gab mir einen strengen Blick, was hiess, ich solle schweigen.

Nach dem Essen schickte sie mich sofort ins Bett. Ich weinte und konnte lange nicht schlafen. Da kam sie noch einmal zu mir ins Zimmer, küsste mich heftig und sagte mehrmals: «Ich hab dich doch lieb – ich hab dich doch lieb – gell – das weisst du doch!»

Ich lag stumm da und blieb, wie so oft, lange wach. Ich versuchte zu hören, was die Eltern redeten, doch ich konnte nichts verstehen. Ich war unendlich traurig und fühlte mich von aller Welt verlassen. Grossvaters Gebete und Engelgeschichten hatte ich vergessen. Er und die Grossmutter waren weit weg. Warum sagte mir niemand, warum wir hier waren und nicht in Wien oder bei den Grosseltern?

Der Schnee in den Strassen von Königshütte war von Anfang an grau und in kurzer Zeit fast schwarz. Meinen Schlitten hatte ich verloren. Ich ging trotzdem zum Hügel am Stadtrand. Ab und zu liessen mich andere Kinder mitfahren, aber meistens stand ich alleine da und konnte nur zusehen.

Einmal rief eine polnische Frau aufgeregt ihre Kinder zu sich. Auch andere Kinder kamen dazu und redeten in polnischer Sprache auf sie ein. Ich hätte gerne gewusst, um was es ging, aber niemand beachtete mich, dann liefen alle gruppenweise davon. Ich folgte ihnen. Vor einer Abzweigung blieben sie wie gebannt stehen, aber die Frau wies die Kinder energisch an, weiterzugehen. An der Strassenecke sah ich es auch. Da war auf hohen Stangen ein Balken befestigt, und an dem Balken hingen in aller Öffentlichkeit mehrere tote Menschen. Erst viel später begriff ich, dass dies eine der vielen grausamen Massnahmen der deutschen Besetzer gewesen war, um den Widerstand der polnischen Bevölkerung zu brechen.

Als ich nach Hause kam und die Mutter mich fragte, wo ich gewesen sei, sagte ich nur «auf dem Hügel». Ich getraute mich nicht, der Mutter zu erzählen, was ich gesehen hatte, aus Furcht, sie würde mich anschreien und vielleicht sogar schlagen, weil ich so garstig war und überhaupt hinge-

schaute hatte. So absurd es scheinen mag, ich fühlte mich immer wieder schuldig für ein Unrecht und konnte mit niemandem darüber sprechen.

Erst einige Tage später erzählte ich der Mutter, was gewesen war. Aus ihrer Reaktion merkte ich, dass sie von dem Vorfall wusste. Aber wie ich befürchtet hatte, schien sie vor allem entsetzt darüber, dass ich die Geheken überhaupt gesehen hatte. Mein Herumstrolchen, meine Neugierde und mein Hinschauen waren schuld, dass ich als kleines Mädchen so etwas Grässliches sehen musste. «Von jetzt an gehst du mir nie mehr alleine hinaus!»

Sie erklärte mir nicht, was da geschehen war. Es dauerte aber nicht lange, und ich durfte doch wieder alleine vors Haus gehen. Denn in der Wohnung konnte ich mit mir allein nicht viel anfangen, und Mutter mochte sich nicht ständig mit mir abgeben.

9

Der Frühling kam, in den Parkanlagen wurden wieder Blumen gepflanzt und Spielgeräte aufgestellt. Ich trieb mich im Park herum und sah den Kleinsten in der Sandgrube zu. Da hörte man plötzlich ein dumpfes Grollen und gleich darauf eine schreckliche Explosion. Über dem Areal der Kohlengruben stieg eine riesige Rauchwolke auf. Ich erschrak zutiefst und rannte voller Panik davon. Auch die Leute im Park und auf den Strassen liefen entsetzt nach Hause.

In einem der Kohlenschächte hatte sich Gas entzündet und war explodiert. Dutzende von Grubenarbeitern waren dabei getötet worden. Die Explosion hatte die Liftschächte zum Einsturz gebracht. Für die Überlebenden in der Grube gab es keinen Ausgang, keinen Fluchtweg.

Erst nach Tagen konnte man über fünfzig tote Zwangsarbeiter durch einen Nebenschacht aus der Grube bergen. Alle waren an Rauchvergiftung gestorben. In der polnischen Bevölkerung machte sich Unruhe breit. Die deutschen Besatzer befürchteten einen Massenaufstand. Überall in den Strassen war Militär anzutreffen.

Eine Woche später gab es den grossen Leichenzug durch die Strasse unter unseren Fenstern. Meine Mutter und ich sahen hinunter. Ein Wagen nach dem anderen rollte in schier endloser Kolonne mit den Särgen vorbei.

den Särgen vorbei. Hinter jedem Sarg gingen viele Menschen. Das Ganze verlief in unheimlicher Stille und es dauerte mehr als drei Stunden, bis der letzte Sarg mit all seinen Begleitern vorbeigerollt war. Unterdessen sah man die Kamine weiterräumen und die Sirene heulte zur nächsten Schicht. Von da an ging ich nie mehr zum Fabrikator.

Auf dem Hügel wurde ein weiterer Park mit Bänken und Spielgeräten angelegt. Dort verbrachte meine Mutter mit mir viele Nachmittage. Ich litt sehr darunter, dass ich in ihrer Gegenwart nicht zu den anderen Kindern, den Polenkindern, gehen durfte.

Ab und zu traf sich meine Mutter mit einer deutschen Frau. Diese hatte zwei Kinder, die auch noch nicht zur Schule gingen. Mit ihnen durfte ich spielen. Wir machten dumme Streiche, rissen die frisch gepflanzten Blumen aus, warfen sie in den künstlich angelegten Teich und fanden es lustig. Als die Mütter das merkten und schimpfend herbeirannten, sagten die deutschen Kinder, das sei meine Idee gewesen, ich hätte damit angefangen. Wieder einmal bekam ich Schläge auf den Hintern und meine Mutter rief: «Lisel, wann hörst du endlich auf, so garstig zu sein!»

Auf den anderen Bänken sassen Polinnen mit ihren Kindern. Alle schauten zu uns herüber, als ich losheulte. Da standen unsere Mütter rasch auf und wir gingen in die Wohnung der Deutschen. Auch sie war sehr gross und voll von merkwürdigen antiken Möbeln und Nippsachen. Das sei alles schon da gewesen, sagten die deutschen Kinder. Mich überkam wieder dieses bedrückende und beängstigende Gefühl, dass die Erwachsenen etwas Böses taten, das sie uns verheimlichten. Aber mit meinen fünf Jahren fand ich keine Erklärung dafür.

Die Wohnung war in einem oberen Stockwerk gelegen und hatte einen grossen Balkon, unter dem sich die Fussgängerzone befand. Wir Kinder

Wir Kinder hatten plötzlich den Einfall, Wasser auf die Leute zu giessen, liefen mit gefüllten Gläsern hin und her und leerten sie auf die Passanten. Die Mütter sassn plaudernd im Salon und merkten nichts.

Das ging so lange, bis es plötzlich an der Türe läutete. Ein wütender deutscher Offizier mit nassem Kittel stand da und liess ein Donnerwetter los. Die Frauen bemühten sich, ihn zu beruhigen, bis er endlich abzog. Dann ergoss sich das Donnerwetter über uns, die deutschen Kinder gaben mir die Schuld, und ich war schon wieder ein garstiges Kind gewesen.

Ab und zu brachte mein Stiefvater ein paar Kollegen mit nach Hause. Meine Mutter bewirtete sie, und es ging meistens sehr laut zu und her. Ich musste in der Küche bleiben und mich mit Zeichnen unterhalten.

In all den Monaten in Königshütte blieb ich die meiste Zeit alleine ohne andere Kinder. Meine einzigen Kontakte waren die verbotenen Begegnungen mit den Polenkindern beim Schlittenfahren oder in den Parkanlagen. Aber da wir uns kaum verstanden, blieb es meist nur beim gegenseitigen Anstarren.

«Im August fahren wir zwei wieder nach Wien, dann kommst du in die Schule, und dort wirst du Freundinnen finden», sagte meine Mutter. Ich freute mich vor allem auf die Aussicht, endlich wieder nach Hirtenberg zu meinen Grosseltern und vor allem zu meinem Grossvater zu kommen.

Am Tag der Rückreise war es sehr heiss. Zunächst wurden wir von zwei Soldaten mit einem Militärauto quer durch das besetzte Polen gefahren und an die deutsche Grenze auf einen Bahnhof gebracht. Ich erinnere mich nur noch, dass wir lange auf einen Zug warten und mehrmals umsteigen mussten. Die Züge fuhren mit Dampflokomotiven, und wenn man das Fen-

ster öffnete, kamen Rauch und Russ herein. Nach kurzer Zeit waren Kleider und Hände verschmutzt.

Erst spät in der Nacht trafen wir in Wien auf dem Ostbahnhof ein. Wir nahmen ein Taxi, am Anfang des Krieges gab es sie noch. Meine Mutter hatte zwei schwere Koffer, ich selbst war mit einem Rucksack bepackt. Die Fahrerin lud uns vor dem Mehrfamilienhaus ab, wo Mutters Wohnung war.

Die Haustüre war verschlossen, und wir mussten die Hausmeisterin aus dem Schlaf wecken, damit sie uns öffnete. Sie empfing uns mit bösen, scharfen Blicken und lautem Gruss «Heil Hitler».

Meine Mutter antwortete ebenso, aber verlegen und leise. «Bitte schön, entschuldigen Sie die späte Störung, wir kommen direkt von der Bahn», murmelte sie mit gepresster Stimme und war nahe am Weinen. Mehr Worte wurden nicht gewechselt.

Endlich gelangten wir in die lange Zeit unbewohnte Wohnung. Über ein Jahr lang war nie gelüftet worden. Alles wirkte auf mich kahl und fremd. Mitternacht war lange vorbei. Als ich in meinem alten Kinderbett lag, in welchem ich kaum noch Platz hatte, hörte ich meine Mutter laut schluchzen. Jetzt überfiel mich, wie so oft, dieses grenzenlose Gefühl von trostloser Einsamkeit. Da weinte auch ich mich in den Schlaf.

10

Der grosse Tag, an dem ich in die erste Volksschulklasse eintreten durfte, war endlich gekommen. Wir wohnten im 2. Wiener Gemeindebezirk, in der Leopoldstadt, und das grosse, graue Schulgebäude lag am Rande eines Marktareals, etliche Gassen und Häuserblöcke von unserer Wohnung entfernt.

Die Mütter brachten ihre Kinder ins Schulzimmer und warteten auf die Anweisungen der Lehrerin. Sie war eine stämmige Frau in brauner Kleidung, kam mit gestrecktem Arm zur Tür hereinmarschiert und begrüßte alle mit einem lauten «Heil Hitler!», was die Mütter mit einem mehr oder weniger lauten «Heil Hitler» beantworteten. Die Lehrerin wies uns in die Bänke, instruierte die Mütter über die Schulzeiten, dann mussten diese das Schulzimmer verlassen.

Wir Schülerinnen wurden sogleich angewiesen, mit geradem Rücken und mit auf das Pult gelegten, vorgestreckten Armen stramm zu sitzen und nicht miteinander zu sprechen. Wenn wir aufgerufen wurden, hatten wir aufzustehen. Dann rief die Lehrerin eine nach der anderen beim Namen auf, und wir übten uns im zackigen Aufstehen mit laut gerufenem «Hier!».

Darauf wurden wir instruiert, wie wir uns am Morgen im Gang in Zweierreihen aufstellen und auf die Lehrerin warten sollten, um dann mit ihr geschlossen in das Schulzimmer zu marschieren, auf die Plätze zu gehen

und stehen zu bleiben, bis die Lehrerin vor dem Bild von Adolf Hitler stand, sich zu ihm umkehrte, den gestreckten Arm erhob und wir dann alle zusammen, ebenfalls mit gestrecktem rechtem Arm, laut riefen: «Wir grüßen unseren Führer, Heil Hitler!»

Das übten wir einige Male. Als sechsjährige Kinder, die alle autoritär erzogen waren, fanden wir das irgendwie spannend und überboten uns im Strammstehen und -sitzen. Am Ende dieser ersten Lektion standen wir wieder in Zweierreihen ein, die Lehrerin öffnete die Türe, wir streckten alle zusammen ein letztes Mal den rechten Arm in die Höhe, riefen laut noch einmal «Heil Hitler» und wurden zu unseren wartenden Müttern entlassen. Dies war mein erster Schultag.

Am nächsten Morgen war ich gespannt, ob ich gleich richtig lesen lernen durfte. Darauf hatte ich mich schon lange gefreut. Wohl hatte mir meine Mutter hin und wieder aus meinen drei Büchern Struwwelpeter, Grimms Märchen und Bechsteins Märchen vorgelesen, aber das war mir nicht genug. Ich wollte unabhängig von ihr die geheimnisvollen Zeichen entziffern. Da ich Struwwelpeters Verse fast auswendig kannte, konnte ich beim langen Hinsehen Rückschlüsse auf die Bedeutung der Buchstaben und Wörter ziehen. Auch die Wiener Strassenbahnen hatten Buchstaben, die ich kannte. Und immer häufiger prangten Plakate an den Reklamesäulen und Wänden mit Aufschriften wie *Ein Volk, ein Reich, ein Führer* oder *Kauft nicht bei Juden* oder *Feind hört mit, Kraft durch Freude* und noch andere dieser Art. Ihr Bild prägte sich mir ein, die Mutter hatte sie mir vorgelesen, und so konnte ich kombinieren, was der Zusammenhang zwischen Buchstaben und Wörtern war, und ich las einfache Sätze, bevor ich schreiben konnte.

Wie wir es am Vortag geübt hatten, standen wir vor der Schulzimmertüre in Zweierreihe ein, betraten mit der Lehrerin den Raum, gingen schwei-

gend an unsere Plätze, standen stramm da, streckten den rechten Arm wie die Lehrerin zum Hitlerbild aus und riefen einstimmig: «Wir grüssen unseren Führer: Heil Hitler!» Dann sassen wir mit geradem Rücken und auf das Pult gelegten Händen da. Jedes Mädchen bekam ein liniertes Heft, einen Bleistift und einen Radiergummi. Dann kam der von mir lang ersehnte Moment des Schreibunterrichts.

Wir machten Vorübungen zur gotischen Schrift, die in diesem Jahr noch üblich war, erst in der zweiten Klasse wurde dann auf die lateinische Schrift gewechselt. Ein Mädchen begann mit der Nachbarin zu tuscheln, musste sofort nach vorne gehen und bis zum Ende der Stunde in der Ecke stehen. Nach der Schreibübung bekamen wir ein Blatt Papier und durften zeichnen, was wir uns wünschten. Ich zeichnete ein paar Kinder, sie sollten meine Geschwister darstellen, die ich so gerne gehabt hätte.

Dann erhielt ich meine erste Geschichtsstunde. Die Lehrerin kündete Vielversprechendes an: Sie werde uns etwas erzählen. Sie sprach von Adolf Hitler, wie er die Kinder gern habe und alles für die deutschen Menschen tun werde, damit es ihnen gut gehe, und ich lernte, wie es rings um Deutschland viele böse Völker gab, die uns das nicht gönnten. Deshalb hatten die Polen am 1. September 1939 die Deutschen überfallen, und deshalb mussten jetzt die tapferen deutschen Männer in den Krieg. Am Ende der Lektion wiederholten wir den Satz *Am 1. September 1939 haben die Polen Deutschland den Krieg erklärt* so lange, bis wir ihn auswendig konnten. Es kamen in der nächsten Zeit noch mehr solcher Sätze hinzu, aber nur dieser erste Satz ist mir geblieben.

Die schrille Schulglocke kündete das Ende der Geschichtsstunde an, wir reihten uns wieder brav ein, verabschiedeten uns mit gestrecktem Arm und einem lauten, fröhlichen «Heil Hitler» vom Bild des Führers und stürmten,

kaum hatten wir mehr oder weniger diszipliniert die Schulzimmertüre durchschritten, hinaus auf die Strasse.

Diese Art der Geschichtsstunden beschäftigten mich schon als sechsjähriges Mädchen immer wieder. Meine Mutter und ich waren doch in Polen gewesen, hatten dort gewohnt und ich hatte keinen Krieg gesehen. Ich hatte aber gemerkt, dass uns die Polen nicht mochten oder Angst vor uns hatten und dass sie den deutschen Uniformierten gehorchen mussten. Ich hätte aber auch Angst vor den Polen haben müssen, weil mir ja verboten war, mit ihnen zu reden.

Einmal fragte ich meine Mutter beim Essen: «Warum haben uns die Polen überfallen?»

«Wie kommst du denn auf diese dumme Frage?»

«Die Lehrerin hat das gesagt!»

Meine Mutter wusste wohl keine Antwort. «Iss und red nicht so viel.» Ich merkte, dass ich wieder ein garstiges Kind war, und schwieg.

Heute weiss ich, dass meine Mutter in ständiger Angst gelebt hatte, etwas Falsches zu sagen oder etwas zu tun, das mir geschadet hätte. Sie verstand die ganze Lage selber überhaupt nicht und war im Grunde hilflos der ganzen Verwirrung ausgeliefert. Und so war es auch meinem Stiefvater und vielen anderen jungen Männern ergangen, die anfangs durch irgendwelche verrückten Ideale geblendet waren, in die Räder des Nazisystems gerieten und nicht mehr herauskonnten. Es ist erschreckend, wie wenig es braucht, Menschen mit gefährlichen, falschen Ideen zu indoktrinieren und zu begeistern. Dies geschieht umso leichter, je jünger sie sind. Schon nach einer knappen Stunde hatten wir sechsjährigen Mädchen «Heil Hitler!» gebrüllt und stolz versucht, wie Soldaten zu marschieren.

11

Meine Mutter und ich lebten uns schnell wieder in unserer Wiener Wohnung in Leopoldstadt ein. Ich hatte meine alten Spielsachen, meinen Puppenwagen und meine wenigen Bücher, in denen ich bald selber lesen konnte. Mutter trat aus opportunistischen Gründen der NSDAP bei und engagierte sich in der Betreuung der Kindertagesstätte. Das kam auch mir zugute. Sie bastelte an einzelnen Nachmittagen mit der Kindergruppe, machte Spiele und studierte mit uns Lieder und Theaterstücke ein. Oft machten wir Spaziergänge in den nahen Prater, der weitläufigen Wiener Grünzone mit einem grossen Vergnügungspark zwischen Donau und Donaukanal.

Grosse Anziehungskraft hatte für mich im Prater ein Kasperltheater, wo Puppen mit geschnitzten Holzköpfen lustige Kämpfe miteinander ausfochten und wo auch ein Bauchredner mit einer grossen Schossuppe, die direkt mit dem Publikum Dialoge führte, auf der Bühne sass. Die Erwachsenen konnten bei der Kasse Zettel mit Namen und Sünden der Kinder abgeben. Für mich war es immer das Höchste der Gefühle, wenn mich der Kasper «entdeckte», meinen Namen wusste und rief: «Na schau, die Lisel ist auch da! Aber heute hat sie ihren Spinat nicht aufgegessen! Ja wie soll sie denn da gross und stark werden? Und in der Schule schwätzt sie immer, hat mir

die Lehrerin gesagt. Also, gell, Lisel, von jetzt an gibst du dir Mühe und bist ein liebes Kind und tust auch der Mutti nicht immer widersprechen und dumme Fragen stellen, versprichst du mir das?»

«Ja!», trompetete ich stolz zurück, glücklich, dass ich solche Aufmerksamkeit beim grossen Kasper und auch beim klatschenden Publikum erlangt hatte.

An Wochenenden und Feiertagen konnten wir wieder zu den Grosseltern nach Hirtenberg fahren. Ich genoss es, an der Hand des Grossvaters in die Kirche zu gehen. Manchmal lief ich alleine dorthin, wenn keine anderen Leute darin waren, und tanzte vor den Heiligenbildern. In einem Büchlein hatte ich von einem in der Kirche tanzenden Mädchen gelesen, dem die Heilige Maria und der Josef immer zugelächelt hätten. Ich drehte mich oft plötzlich herum und vermeinte, dieses Lächeln zu sehen.

Mit dem Grossvater besuchte ich seine Andachtsstätte im Wald, die er nach einer grossen Überschwemmung wieder aufgebaut hatte. Sie blieb während des ganzen Krieges und Naziterrors in wunderbarer Weise unbeschadet. Nur einmal hingen rechts und links vom Kreuz mit der Christusfigur Girlanden mit Hakenkreuzfahnen, die mein Grossvater klugerweise hängen liess, bis Wind und Wetter sie zerstörten.

Weihnachten kam, mein Stiefvater Hans durfte Urlaub nehmen und nach Wien kommen. Bereits war alles rationiert, Lebensmittel, Kleider, Schuhe, für alles gab es Bezugsmarken vom Amt, bei dem man gemeldet war. Je nach Geschlecht, Alter, Beruf und Stellung wurden den Menschen Esswaren mit einem ganz bestimmten Kalorienwert zugeteilt, und dafür bekam man die entsprechenden Lebensmittelmarken.

Die Landbevölkerung, die ganz oder zumindest teilweise Selbstversorgung betreiben konnte, litt nicht besonders, aber für die Stadtbevölkerung von Wien wurden es harte Zeiten. Die Läden bekamen nur so viel Ware zugeteilt, als Bezieher bei ihnen angemeldet waren. Da wurde ein Kilo Mehl aufgerufen, ein halbes Pfund Fett, ein Paar Schuhe oder eine Kleidermarke. Leute, die Beziehungen zu Bauern hatten, konnten ihre Lebensmittelmarken mit weniger Glücklichen gegen Schuhe oder sonst etwas einhandeln.

Die wenigen Urlaubstage meines Stiefvaters und die Weihnachtstage verbrachten wir alle zusammen in der kleinen Wohnung meiner Grosseltern. Grossmutter hatte an Lebensmitteln gespart und eingehandelt, was sie konnte, und mein Stiefvater hatte allerlei Kostbarkeiten mitgebracht.

So hatte er auch für mich ein Paar schön angefertigte Kinderschuhe aus feinem Leder dabei. Ich sah, dass sie nicht ganz neu waren, und die Frage quälte mich, wer sie wohl vorher getragen hatte. Trotz meines kindlichen Alters spürte ich, dass da etwas ähnlich Unheimliches um diese Schuhe war wie um die Spielsachen in der polnischen Wohnung. Da war ein verbotenes Geheimnis um die Schuhe, das mich beschäftigte, solange ich sie tragen konnte. Aber ich wusste, dass ich keine Fragen stellen durfte.

Ich sehe diese Schuhe noch heute vor mir. Welches Kind hat sie wohl bei der Vertreibung in ein Konzentrationslager zurücklassen müssen? Im Laufe der Kriegsjahre habe ich noch zweimal solche Kinderschuhe getragen. Ob das Leid und der Schrecken dieser Kinder, die auf brutalste Art aus ihren Wohnungen mit ihrer Familie herausgerissen wurden, um schliesslich in Viehtransportwagen in die Konzentrationslager verfrachtet und dort vergast zu werden, schicksalhafte Folgen für mich hat? Muss ich etwas von dieser übergrossen Menschheitsschuld abtragen? Mit zuneh-

memdem Alter deformieren sich meine Füsse immer mehr, und ich kann nur noch in orthopädischen Schuhen mit dauernden Schmerzen gehen.

An unseren Weihnachtstagen in Hirtenberg bemühte ich mich nach Kräften, ein «braves Kind» zu sein und nichts Dummes zu sagen oder zu fragen. Die Gespräche der Erwachsenen drehten sich immer wieder um den Krieg, und alle wollten die Meinung meines Stiefvaters hören. Die ersten Wehrmachtssoldaten, die auf Heimaturlaub gekommen waren, hatten von spannenden Abenteuern und Siegen erzählt. Mein Stiefvater aber war jedes Mal kurz angebunden und verliess bedrückt das Haus, um spazieren zu gehen und den Fragen auszuweichen.

Ich kann diese Jahre nur aus meiner Erinnerung und aus der Sicht eines Volksschulkindes beschreiben. Ein späterer Schulkollege aus der Zeit im Lateingymnasium namens Thomas Chorherr, der zwei Jahre älter und viel intelligenter war als ich, studierte später Rechts- und Politwissenschaft, wurde bald ein bekannter Journalist, Pressechef und Professor und gab das Buch mit dem Titel *Wir Täterkinder* im Jahr 2001 im Wiener Molden Verlag heraus. Er war ein Mischlingskind zweiten Grades, das heisst, dass nur seine Grossmutter Jüdin gewesen war und deren Tochter, seine Mutter, nach Nazigesetz Mischling ersten Grades. Seine Eltern sprachen offen mit dem aufgeweckten Buben und hörten mit den Kindern verbotenerweise Radio London. So war für ihn das Zeitgeschehen in der Familie kein Geheimnis wie für mich. Auch er hatte darunter zu leiden, seine Familiensituation machte es aber erträglicher für ihn. Wenn man sein Buch liest, das die historischen Hintergründe fundiert liefert, kann man auch meine Geschichte besser verstehen.

12

Ein Grossereignis für alle Schulkinder war Adolf Hitlers Geburtstag im April. Klassenweise marschierten wir in den Prater, durften gratis auf allen Ringelspielen und Bahnen fahren, Zauberer, Kasper und Dicke Berta besuchen, bekamen Wurst, Brötchen und Kuchen. Wer wollte da als kleines Schulkind den Führer Adolf Hitler nicht einen lieben Mann sein lassen?

Die Zeit verging schnell. Ich war glücklich, unabhängig von Vorlesern alles selber lesen zu können. Auch das Schreiben ging gut; wir hatten schon die Grossbuchstaben der spitzen Schrift gelernt, und die Druckbuchstaben machten mir kein Problem. Meine Mutter war in der Frauengruppe mit der Kinderbetreuung sehr beschäftigt. Obwohl sie keinerlei pädagogische Ausbildung genossen, aber ein gewisses Schauspiel- und Gesangstalent hatte, konnte sie sich bei dieser Arbeit wunderbar entfalten, studierte mit den Kindern kleine Theaterstücke und viele Lieder ein und war allgemein sehr beliebt. So fand auch ich zu mehr Nähe und Vertrauen zu ihr und wir hatten eine relativ gute Zeit.

Die ersten grossen Schulferien kamen, die in Wien rund zwei Monate dauerten. Meine Mutter fuhr mit mir wieder zu meinem Stiefvater Hans im besetzten Gebiet im Osten. Diesmal war er nach Teschen im sogenannten

Protektorat Böhmen und Mähren versetzt worden und lebte dort in einem Einfamilienhaus mit Garten. Im oberen Stockwerk bewohnten zwei ledige, Deutsch sprechende Frauen die Mansardenzimmer.

Auch dieses Haus war voll fremder Möbel und Geschirr. Im Garten gab es einen kleinen Stall mit Kaninchen, Hühnern und einer Gans, Gemüsebeete und eine kleine Wiese mit Spielgeräten. Alles zeigte, dass hier erst vor Kurzem andere Menschen gelebt hatten. Ich spürte, dass hier etwas Ungutes in der Luft lag, aber ich hatte gelernt, keine Fragen mehr zu stellen. Auch meine Mutter verlor kein Wort darüber und genoss einfach das Leben im Grünen, das für uns beide viel schöner als das Stadtleben in Wien war.

Oft hatten wir Besuch von Kollegen meines Stiefvaters, die zum Teil auch Frau und Kinder mitbrachten. Äusser uns Österreichern waren alles Deutsche. Die Männer sah man nur in Uniformen, die meisten waren von der SS. Es gab ein Schwimmbad in der Nähe mit verschiedenen Becken. Bei einem stand eine Tafel mit der Aufschrift *Nur für deutsches Militär*.

Ich musste fast jeden Morgen in einem nahegelegenen Laden Milch und Brot holen gehen. Die Leute sprachen eine slawische Sprache. Ich hatte sogenannte Vorzugsmarken, die zum Bezug von allen vorhandenen Lebensmitteln berechtigten. Ich spürte, dass die Einheimischen mich missgünstig und oft böse ansahen. Ich war ja ein Kind des Feindes. Meine Mutter war froh, wenn sie mich schicken konnte und nicht selber gehen musste. Ansonsten nahm sie mich immer mit. Ein Kind als Begleitung bot einen gewissen Schutz.

Mein Stiefvater Hans schien mir in Teschen viel fröhlicher und gesprächiger zu sein. Gerne beschäftigte er sich in der Freizeit im Gemüsegarten und im Tiergehege, wo die Hühner und Hasen unserer vertriebenen Vorgänger untergebracht waren. Da blühte er förmlich auf. Nur ab und zu,

wenn er von der Stadt Katowice heimkam, wo die Gestapo stationiert war und er sein Büro hatte, war er wieder ganz verschlossen, sprach stundenlang kein Wort und man ging ihm besser aus dem Weg. Meine Mutter fragte nie mehr, was er eigentlich zu tun hatte. Es war zur Regel geworden, dass man nichts mehr fragte. Jeder war darauf bedacht, seine eigene Haut zu retten.

Meine Ferien gingen zu Ende. Es wurde beschlossen, dass meine Mutter vorläufig bei Hans in Teschen bleiben und ich mein Schuljahr in Hirtenberg bei den Grosseltern absolvieren sollte.

Mutters Bruder, mein Onkel Franz, der in Hirtenberg in der Munitionsfabrik als Betriebsleiter arbeitete und verantwortlich für einige Baracken mit Kriegsgefangenen und deshalb nicht wehrpflichtig war, kam mich abholen und brachte mich direkt zu den Grosseltern. Männer, die eine sogenannte kriegsnotwendige Stelle bekleideten, waren in den ersten Kriegsjahren vom Militäreinsatz befreit. So lebte er in der kleinen Wohnung bei den Grosseltern.

Wir schliefen alle im selben Zimmer. In einer Ecke der Küche richtete mir mein Grossvater eine Art Büchergestell ein, wo ich für meine Sachen wie Kleider, Schulzeug und ein paar Spielzeuge Platz fand. Zum Schlafen wurde für mich mein altes Kinderbett vom Estrich geholt und in das allgemeine Schlafzimmer gestellt.

Meine Grossmutter arbeitete trotz ihrer bald siebzig Jahre wieder stundenweise in der Fabrik. Alle Frauen waren aufgerufen worden, freiwillig Arbeitseinsätze zu leisten, um die Wehrkraft des deutschen Volkes zu stärken. Man hatte dadurch gewisse Vorteile, indem einem mehr Kalorien zugeteilt wurden und man zusätzliche Bezugsmarken für Lebensmittel und Textilien bekam. Die Menschen, die schon vor dem Krieg bescheiden und in Armut gelebt hatten, stellten keine grossen Fragen.

An meinem ersten Schultag in der zweiten Klasse der Volksschule von Hirtenberg begleitete mich mein Grossvater. In Wien waren alle Schulklassen nach Geschlecht getrennt, hier im Fabrikdorf waren Mädchen und Buben gemischt. Ich wurde als Neue aus der Stadt von den Kindern zunächst misstrauisch beäugt. Kein Mädchen wollte neben mir sitzen. Wir waren ungefähr vierzig Kinder in einer Klasse. Als der Lehrer, ein weisshaariger, älterer Mann, hereinkam, forderte er uns auf strammzustehen und, wie schon in Wien, mit erhobener Hand das Hitlerbild zu grüssen. Lautstark brüllten Buben und Mädchen «Heil Hitler!».

Es gab einen Buben, der in der ersten Bank alleine sass. Der Lehrer befahl mir, mich zu diesem Buben zu setzen. Alle Kinder kicherten. Der Bub hiess Max Zischka und stotterte. Er wurde auf dem Schulweg von anderen Buben jeden Tag verspottet und geschlagen. Sie forderten ihn auf, seinen Namen zu sagen, bis er endlich «Zi-zi-zi-sch-sch-ka» stotterte. Da grölten alle vor Lachen, er versuchte zu fliehen, und einige Buben verfolgten ihn bis vor die Haustüre. Er hatte niemanden, der ihm half. Seine Eltern habe ich nie gesehen. Die Mutter arbeitete in der Fabrik, der Vater war im Krieg.

Auch mein Schulweg wurde zu einem Spiessrutenlauf. An meiner Strasse wohnten zwei grössere Buben, die mir auflauerten und hinter oder neben mir liefen und mich auf dem Weg zur Schule oder nach Hause schlugen und stiessen. Ich wendete alle Tricks an, um mich vor ihnen zu verstecken, kam oft zu spät zur Schule oder nach Hause, musste dafür in der Schule zur Strafe in der Ecke stehen oder einen Mahnzettel mit nach Hause nehmen, den ich aber verschwinden liess. Ich getraute mich nicht, zu Hause etwas zu sagen, da ich die Rache der Buben fürchtete.

An den Nachmittagen strich ich gerne im grossen Wald herum, der das Dorf und die Fabriken umgab, sammelte Beeren oder baute kleine Häuser

für Zwerge und Waldelfen. Zu meinem grossen Schrecken standen die beiden Buben einmal plötzlich vor mir. Sie hatten sich leise angeschlichen. Beide grinsten und forderten mich auf, mich nackt auszuziehen. Zum Glück geschah dies nahe der Zufahrtsstrasse zu einem Fabrikgebäude, auf der eine Radfahrerin unterwegs war und die Szene beobachtete. Sie rief die ihr bekannten Buben herbei, welche davonliefen, so schnell sie konnten. Ich schlich traurig und niedergeschlagen nach Hause, wagte aber nicht, den Grosseletern etwas zu sagen. Ich litt immer unter dem Gefühl, selber schuld zu sein, wenn mir so etwas passierte.

Schöne Momente gab es, wenn der Grossvater mit einem Leiterwagen mit mir in den Wald ging, um Holz zu suchen. Er kannte Plätze, wo Leberblümchen und viele Primeln wuchsen und wo die Hütten der Jäger und Waldarbeiter standen. Er machte ein Feuerchen und wir brieten Kartoffeln und Äpfel darin. Manchmal hatte er auch Brot und Wurst dabei. Da sasssen wir lange, und er erzählte seine Geschichten. Besonders gern erzählte er aus der Zeit, da er als Goldschmied bei Kaiser Franz Josef eine Werkstatt hatte und die Schatzkammer betreute.

Eines Tages kamen in die Schule zwei SS-Männer. Wir Schüler standen stramm und grüssten mit einem zackigem «Heil Hitler!». Die beiden Männer setzten sich aufs Lehrerpult und begannen freundlich mit uns zu reden. Sie fragten, wie es uns und der Familie so gehe, ob wir stolz seien, dass unsere Soldaten immer siegten, ob die Buben zur Hitlerjugend und die Mädchen zum BDM (Bund Deutscher Mädels) gingen, ob wir oder die Eltern die Kirche besuchten und was unsere Leute zu Hause so redeten.

Nur wenige Kinder getrauten sich, etwas zu sagen. Ich streckte hingegen munter die Hand auf und verkündete stolz, dass mein Grossvater noch beim Kaiser Franz Josef gearbeitet hatte und seine Schätze betreuen durfte und

der Kaiser den Grossvater als Freund gehabt habe und dass der Grossvater immer sage, beim Kaiser sei es viel schöner gewesen als jetzt beim Hitler, und dass der Grossvater auch immer zum lieben Gott bete, dass der Führer Adolf Hitler keine dummen Sachen mache. Der Grossvater spreche immer laut mit dem lieben Gott, weil er ihn persönlich kenne und weil Beten immer nütze.

Die Kinder hatten stumm und bewundernd zugehört. Auch die beiden SS-Männer blieben eine Weile stumm, dann murmelten sie etwas miteinander und sprachen mit dem alten Lehrer, der ihnen auf einem Zettel etwas aufschrieb. Jedes Kind bekam ein Bildchen mit Hitlers Portrait und eine kleine Hakenkreuzfahne. Bevor die Männer gingen, schlugen sie die Stiefel zusammen, erhoben die Hand zum Hitlergruss, und wir riefen ihn lautstark zurück. Der Lehrer schien etwas verwirrt und liess uns bis zum Ende der Stunde zeichnen.

Am Nachmittag standen die beiden SS-Männer vor unserer Wohnungstür. Sie befahlen meinem Grossvater, herauszukommen, er kam, sie packten ihn und stiessen ihn in den Garten. Er wollte etwas sagen, aber sie liessen ihn kaum zu Wort kommen und schimpften und schlugen auf ihn ein. Dann fuhren sie mit einem Militärauto davon.

Mein Grossvater kam stolpernd und aus der Nase blutend, verwirrt und weinend in die Küche. Er wusste nicht, warum ihm das geschehen war. Ich war starr vor Schrecken. Mein Grossvater war der einzige Erwachsene, den ich wirklich liebte. Am Abend, als mein Onkel von der Arbeit heimkam, sagte ich, dass die beiden Männer schon morgens in der Schule gewesen waren, und mein Onkel brachte aus mir heraus, was da geredet wurde.

Ich war schuld, dass mein Grossvater derart gedemütigt worden war, weil ich die Geschichte von seiner Liebe zu Kaiser Franz Josef erzählt hat-

te. Das, worauf er und ich so stolz waren, sollte eine Schande sein! Niemand erklärte mir, was daran angeblich falsch war. Mit einer Ohrfeige und ohne Nachtessen wurde ich ins Bett geschickt. «Saumädel!», rief mir mein Onkel nach.

13

Noch vor den nächsten Sommerferien stand meine Mutter unerwartet in der Wohnung der Grosseltern. Sie umarmte und küsste mich, drückte mich immer wieder an sich und beteuerte, dass ich ihr Schatzi und ihr Ein und Alles sei.

Die Grosseltern freuten sich sehr, ihre Tochter endlich wiederzusehen. Ihr Kommen hatte aber auch praktische Gründe: Meine Mutter hatte vergessen, meine Lebensmittel- und Textilbezugsmarken zu schicken, obwohl meine Grossmutter sie mehrmals brieflich darum gebeten hatte. Bei der prekären Ernährungslage war dies ein grosser Verlust. Schlimm war, dass sie sogar vergessen hatte, mich überhaupt dafür anzumelden. So waren die kostbaren, mir zugeteilten Kalorien, das heisst Esswaren auf Bezugsscheinen, verloren. Meine Mutter vergass immer wieder Dinge, die für mich wichtig gewesen wären.

Da ich katholisch getauft war, stand die Erstkommunion am nächsten Sonntag für mich an. Ich sollte ein weisses Kleid, einen Kranz, eine Kerze und weisse Schuhe tragen. Die meisten Mütter hatten für ihre Mädchen selber etwas genäht und, der Not gehorchend, alte Schuhe weiss eingefärbt. Meine Mutter hatte im Koffer ein Paar fast neue, rote Schuhe und ein blauweiss besticktes Kleid für mich. Die Erstkommunion hatte sie vergessen, und so war ich das einzige Mädchen, das ohne Kranz und mit farbigem

Kleid und roten Schuhen dastand. Alle schauten mich verwundert und verächtlich an. Auch wenn die anderen Mädchen zum Teil Kleider nur aus Leintuchstoff an hatten, so waren diese immerhin ganz in Weiss. Es war furchtbar peinlich für mich, und selbst die Hostie, mit der ich den leibhaftigen Jesus zum ersten Mal empfangen durfte, brachte mir keinen Trost.

Die Erstkommunion fand in einer Nachbargemeinde statt. In der Schule von Hirtenberg gab es keinen Religionsunterricht mehr. Dort, wo früher über dem Lehrerpult ein Kreuz gehangen hatte, hing jetzt das Hitlerbild. Viele Pfarrer waren zur Wehrmacht eingezogen worden. Ungeachtet ihrer eigenen Überzeugung taten sie ihren Dienst, um nicht das eigene Leben vor dem Militärgericht zu riskieren. Lieber sterben als töten ist leicht gesagt. Wenn es darauf ankam, hatten nur ganz wenige Menschen die Kraft dazu.

Meine Grosseltern, meine Mutter und ich hatten einen langen Fussmarsch bis zur Kirche im Nachbardorf. Die ungewohnten Schuhe machten mir Blasen an den Füssen, und ich lief die Strecke meist barfuss. Es traf vieles zusammen, das mich traurig machte und mir im Herzen wehtat. Den Überschwang, mit dem mich meine Mutter immer wieder umarmte, drückte und küsste, empfand ich als qualvoll und unehrlich. Es schmerzte sie, wenn ich sie wegstiess. «Liserle, was ist mit dir?», fragte sie dann mit traurigen, vorwurfsvollen Augen. Ich schwieg nur trotzig.

Warum war meine Mutter so plötzlich aus Teschen zurückgekommen? Erst hatte es geheissen, ich könne meine Sommerferien wieder bei ihr und dem Stiefvater verbringen, und mein Onkel hätte mich hinbegleiten sollen. Bei der Gestapoführung hatte es sich aber herumgesprochen, dass mein Stiefvater die Witwe mit dem Kind eines Juden, die bei der Gestapo in Wien wegen «Devisenhinterziehung» vorgeladen gewesen war, geheiratet hatte.

Das stellte seine Integrität bei der SS in Frage. Er wurde, um diese beweisen zu können, ohne Rücksprache innerhalb weniger Tage als SS-Sturmführer nach Auschwitz versetzt. Was er dort machen musste und was das für meinen Stiefvater bedeutete, haben wir erst nach Kriegsende einigermaßen begriffen.

Es mag heute unverständlich erscheinen, wie solch furchtbare Verhältnisse sich in einem zivilisierten Lande entwickeln konnten. Erst kürzlich sagte jemand zu mir, er hätte sich eher erschiessen, als sich in Auschwitz als SS-Mann einsetzen zu lassen. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie man handeln würde, wenn man durch seine Weigerung auch seine Angehörigen und Freunde in Todesgefahr bringt. Die meisten liefen mit, viele trotz grösster innerer Not und Zerrissenheit, um wenigstens die eigene Haut, manchmal auch die ihrer Kinder zu retten. Anderen fehlte jedes Gewissen. Es wird immer ein Rätsel bleiben, was für ein Dämon diese schreckliche Krankheit über ein ganzes Volk bringen konnte.

An den seltenen, kurzen Urlaubstagen, an denen Hans heimkommen durfte, war er immer schweigsamer, sass still und bleich in einer Ecke und brütete vor sich hin. Manchmal nahm er meine Mutter in die Arme, sprach aber kein Wort. Er wollte auch nicht angesprochen werden, nur hin und wieder kam er zu mir ans Bett und wollte, dass ich ihm eine Geschichte aus meinen Märchenbüchern erzählte oder vorlas. Aber reden konnte ich nicht mit ihm. Seine Anwesenheit wurde immer bedrückender für meine Mutter und mich. Ich war noch zu klein, um seine innere Not zu verstehen, und wir alle hatten keine Ahnung, was für Gräueltaten in Auschwitz geschahen. Wollte er nicht über sich selber, über meine Mutter und mich das Todesurteil sprechen, musste er in der Todesmaschinerie mitmachen.

Meine Mutter wurde gezwungen, das von ihr und Hans bewohnte Haus in Teschen umgehend zu verlassen und nach Wien zurückzukehren. Sie musste sich wieder bei der Wiener Gestapo melden. Zu ihrem grossen Glück konnte sie jetzt den Mitgliedsausweis der NSDAP vorweisen, was die SS-Beamten etwas höflicher stimmte. Sie wurde aber auch nach meinem Aufenthalt gefragt, und es wurde verlangt, dass ich wieder in Wien angemeldet werde. Die Angst meiner Mutter um mein Leben hörte nicht auf.

14

Wenige Wochen vor Schulschluss und dem Beginn der Sommerferien waren wir zurück in Wien, wo ich die zweite Klasse beenden sollte. Das war nicht leicht für mich, ich war wieder die Neue und Fremde und sass allein in der hintersten Reihe. Auch war der Unterrichtsstoff anders als in der Hirtenberger Volksschule. In Wien hatte man bereits auf die lateinischen Buchstaben gewechselt, sodass ich einige Mühe hatte, zu folgen, und zu Hause oft mehrere Seiten nachschreiben musste. Auch wurde ich eine Zeit lang ausgelacht wegen der Sprache, die ich mir auf dem Dorf angewöhnt hatte.

Der Beginn der Sommerferien war eine Erlösung für mich. Meine Mutter brachte mich zu Bekannten in ein Dorf im Nordwesten von Wien, das wunderschön an einem Fluss, dem Kamp, gelegen war. Dort spielte und badete ich die meiste Zeit mit anderen Kindern. Es gab genug zu essen und ich fühlte mich geborgen. An Namen kann ich mich nicht erinnern. Ich weiss nur, dass ich schöne, sonnige Wochen mit Wasser, Sand, Wiesen und freundlichen Leuten verbringen durfte, bis mich meine Mutter wegen des Schulbeginnes wieder nach Wien holte.

Ende Sommer 1942 trat ich in Wien in die dritte Klasse ein. Die Schülerzahl war etwas geringer geworden. Etliche Familien waren aus «rassi-

schen» oder politischen Gründen verschwunden. Auf den Strassen sah man immer häufiger Menschen mit einem gelben Stern. In unserem Haus waren plötzlich drei Familien nicht mehr da. Ich kann mich erinnern, dass man die möblierten Wohnungen betreten und von den vorhandenen Möbeln und Gegenständen etwas nehmen und bei den Hausbesorgern bezahlen konnte. Es handelte sich um den Besitz von bei Nacht und Nebel deportierten Judenfamilien. Es dauerte nicht lange, und die leeren Wohnungen waren von deutschen Familien besetzt.

An vielen geschlossenen Geschäften waren die Schaufenster mit üblen Sätzen wie «Judensau verrecke» verschmiert und zum Teil eingeschlagen. Im Nachhinein kann man es kaum fassen, dass über all diese Dinge nie gesprochen wurde. Jeder bemühte sich, den Eindruck eines guten, optimistischen Nationalsozialisten zu machen, und grüsste nur noch mit einem forschen «Heil Hitler». Einmal sagte meine Mutter, als sie der Hausbesorgerin im Stiegenhaus begegnete, gedankenlos «Grüss Gott». «Ich hab Sie mit ‚Heil Hitler‘ gegrüsst!», antwortete diese scharf und warnend.

Maria war sich ihrer gefährlichen Situation als Mutter einer halbjüdischen Tochter immer bewusst und es brauchte wenig, um sie in Angst zu versetzen. Überhaupt misstraute bald jeder jedem. An den Wänden hingen Plakate mit der Aufschrift *Feind hört mit!* Auch ich bekam von Mutter immer wieder zu hören: «Red nichts Dummes und frage nicht!» Um bei den Nazis einen möglichst guten Eindruck zu erwecken, meldete sie mich beim BDM an, dem «Bund Deutscher Mädels». An den dafür bestimmten Nachmittagen ging ich gerne hin. Wir turnten oder marschierten in unseren flotten Uniformen stramm in Kolonnen in den Prater. Dazu sangen wir achtjährigen Mädchen Lieder wie diese, ohne zu überlegen, was wir da sangen und was die Worte bedeuteten:

*Es zittern die morschen Knochen der Welt
vor dem grossen Krieg.
Wir haben den Schrecken gebrochen,
für uns war's ein grosser Sieg.
Wir werden weitermarschieren,
bis alles in Scherben fällt,
denn heute gehört uns Deutschland
und morgen die ganze Welt!*

Weihnachten war offiziell als christliches Fest abgeschafft worden. Dafür feierte man das «germanische» Sonnwendfest mit dem Julbaum. Zu diesem Anlass wurde gebastelt und gesungen, und die Gruppendynamik tat ihre Wirkung. Wenn wir kleinen Mädchen im Gleichschritt singend durch die Strassen zogen und die Passanten stehen blieben und uns lachend zuwinkten, waren wir von einem unheimlich gloriosen Gefühl durchdrungen und gaben uns noch mehr Mühe, stramm zu wirken und im Takt zu marschieren. Bei gewissen Anlässen sangen wir innig die Nationalhymne:

*Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zum Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält.
Von der March bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt –
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!*

Bei Anbruch der kalten Jahreszeit sassen wir im Versammlungslokal an langen Tischen und zupften alte Leintuchfetzen zu Verbandsmull für die Lazarette, schnitten gute Stücke zu Binden für die Verwundeten und wi-

ckelten sie zu Hunderten auf. Grössere Mädchen strickten Socken und Pulswärmer für die Soldaten. Wir machten auch Zeichnungen und schrieben nette Briefe an die Soldaten an der Front, um ihnen eine kleine Freude zu bereiten.

Aktiv eingesetzt wurde meine Mutter in der NSDAP-Frauengruppe neben der Betreuung kleiner Kinder auch in der abendlich stattfindenden Arbeitsgruppe. Die Frauen strickten Pullover und Socken, lernten Samariterhilfe und wurden auf Abruf den Spitälern zugeteilt, da immer mehr schwer verwundete Männer zurückkamen. Bald waren alle Frauen im Arbeitseinsatz, sei es als Strassenbahnführerin oder Schaffnerin, in den Fabriken, Ämtern und anderen öffentlichen Diensten. Später wurde Mutter bei der Briefzensur beschäftigt. Alle Post von den Soldaten an der Front, von Privaten oder Geschäften wurde geöffnet und zensuriert. Die Zensurfrauen wurden ihrerseits streng instruiert und überwacht. In den Briefen musste jede Bemerkung, die sich negativ über die Politik Hitlers oder das Kriegsgeschehen äusserte oder nur leicht pessimistisch erschien, mit schwarzer Tusche überdeckt werden. Oft blieben von den Briefen der Wehrmachtsoldaten nur die Anrede und der Satzsatz übrig.

Mutter wurde durch die Briefe der Frontsoldaten auf eine derart krasse Art mit den Tatsachen der Gegenwart konfrontiert, dass sie diese nur verkraften konnte, indem sie sich strikte an die unter Eid geleistete Schweigepflicht hielt und dieses Schweigen persönlich auch in ihren Gedanken übte. Man durfte nicht darüber sprechen, man dachte auch besser nicht darüber nach, was man aus den Briefen erfahren hatte. Zur psychischen Selbsterhaltung musste man emotional abschalten. Es herrschte eine immer grösser werdende Diskrepanz zwischen dem, was Soldaten von den Fronten vorsichtig zu berichten versuchten, und dem, was die Propagandamaschinerie an Lügen über das Volk ergoss. An den Plakatwänden und Hausmauern

prangte der Satz *Ein Volk – ein Reich – ein Führer!* Wir kleinen, dünnen BDM-Mädchen zitierten ihn auf Befehl.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was wir in der Schule lernten. Ich kam jedenfalls gut voran, liebte die Zeichenstunden, machte gerne Diktate und hatte immer gute Noten. Durch den Neubeginn war ich von Anfang an in die Klasse integriert worden und hatte keine Schwierigkeiten mehr mit den Mitschülerinnen. Einige waren auch beim BDM, sodass sich eine gewisse Kameradschaft entwickelte.

Sonntagnachmittag ging Mutter mit mir öfters in ein Kino, wo jugendfreie Filme gezeigt wurden. Vor jedem Film kam mit Fanfaren- und Trompetenklang die Ankündigung der «Deutschen Wochenschau». Da wurde dann die Kriegsberichterstattung gezeigt. Die deutschen Wehrmachtssoldaten waren immer tapfer und siegreich. Ich bekam das Gefühl, dass nur sie richtige Soldaten seien und auch so aussahen. Die Franzosen, Engländer und Russen wurden als geschlagene, gedemütigte Gefangene gezeigt mit komischen Uniformen und merkwürdigen Stahlhelmen. Die Bilder der Schlachten waren furchtbar, da wurde auf das kindliche Gemüt gar keine Rücksicht genommen. Aber weil die Deutschen ja immer siegten, war es wie im Märchen – die Guten gewinnen und die Bösen verlieren. Deshalb war es einigermaßen erträglich für die arglosen Kinderseelen. Und danach kam ja der schöne Film.

Erst jetzt, viele Jahre später, wurde ich durch einen Freund und Musikliebhaber aufgeklärt, dass bei den glorifizierenden Meldungen jeweils die ersten Takte von Liszts «Préludes» ertönten. So wurden Komponisten und Künstler (wie zum Beispiel auch Richard Wagner) für Propagandazwecke missbraucht.

Einmal wollte meine Mutter mir etwas Besonderes bieten und ging mit mir in die Oper «Madame Butterfly» von Puccini. Ich hatte keine Ahnung,

um was es sich handelte. Sie verkündete mir, das sei ganz was Schönes, weil die Madame Butterfly sich zuletzt das Leben nehme. Es werde wunderbar gesungen und man müsse vielleicht auch weinen, denn es sei eine traurige Geschichte. Ich traute der Sache nicht und hatte keine Lust zu weinen, da ich schon oft genug geweint hatte. Ich wäre lieber wieder ins Kino gegangen. Aber meine Mutter wollte etwas für meine kulturelle Förderung tun, und so gingen wir in die Oper.

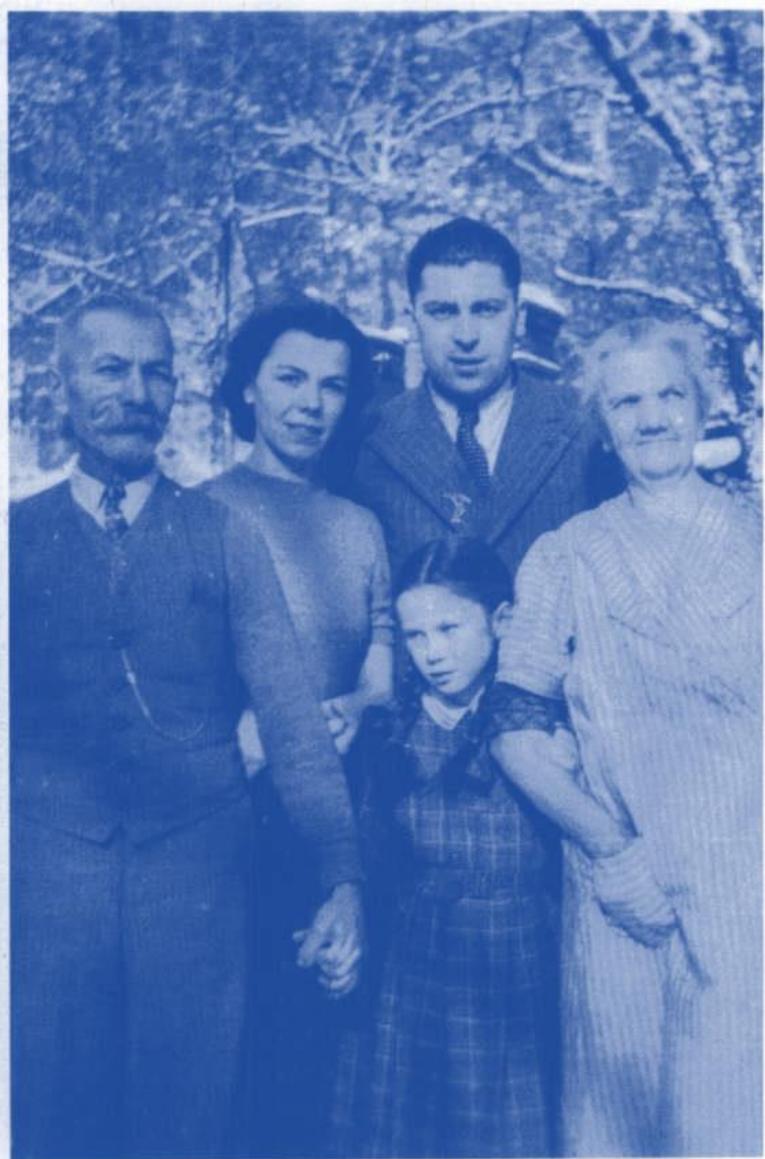
Ich war verblüfft über das prächtige Ambiente des Staatsoperhauses und die konzertante Musik. Aber bald fand ich das Singen langweilig, und die Geschichte verstand ich überhaupt nicht. Ich wartete auf das vielleicht spannende Ende, wenn sich die Madame umbringen würde. Aber sie lag zuletzt nur unbequem am Boden und sang mit dem Messer im Bauch immer noch. Zum Schluss stand sie wieder auf und liess sich mit den anderen Sängern beklatschen. Ich wollte so schnell nicht wieder in eine Oper gehen. Meine Mutter war enttäuscht von mir und fand, ich sei halt unmusikalisch.

Vielleicht hatte sie Recht. Wenn wir zusammen sangen, übernahm sie die zweite Stimme. Das konnte ich nie und kann es auch heute noch nicht, obwohl ich es immer wieder probiere und gerne singe. Viele Jahre später, als ich verheiratet war und zwei Töchter hatte, beherrschten diese von klein auf diese Kunst. Kaum konnten sie sprechen und singen, begleiteten sie jedes einfache Kinderlied mit zweiter und dritter Stimme. Auch mein Mann konnte das. Mir ist es bis heute ein Rätsel, wie man das macht. Mehrmals versuchte ich es im Erwachsenenalter in einem Chor. Aber ich landete immer nur in der hinteren Reihe im Sopran. Und gegen Opern ist mir ein gewisses Vorurteil geblieben.

Der Winter 1942/43 war hart und das Heizmaterial rationiert. In diesen Jahren wurde in Wien noch vorwiegend mit Kohleöfen in den einzelnen Zim-

mern geheizt. Die Räume in den grossen Wiener Mehrfamilienhäusern waren enorm hoch und es brauchte viel, bis ein Raum einigermassen warm war. Da die Mutter fast täglich von früh bis spät auswärts beschäftigt war und die Kohlen ohnehin knapp waren, erfreute uns höchstens an Sonntagen ein warmes Zimmer. Umso schöner und gemütlicher waren die seltenen Besuche bei den Grosseltern in Hirtenberg, wo in der Küche immer ein Feuer im Kochherd brannte und man daneben auf der Holzkiste sitzen konnte.

Der langersehnte Frühling kam, aber im Sommer begannen am 13. August die Bombenangriffe auf Österreich. Die «Ostmärker» hatten in dem naiven Wahn gelebt, dass nur das «Altreich» von den Alliierten angegriffen und bombardiert werde. Doch die Alliierten machten auf die Länge keinen Unterschied. Es war bloss eine Sache der Strategie und Logistik, wie sich später herausstellte, dass anfangs nur deutsche Städte angefliegen wurden. Von der Verschonung der Ostmark war gar nie die Rede gewesen. Die Amerikaner mussten zuerst die nötigen Stützpunkte in Mittelitalien einrichten, um kürzere Anflugwege für die grossen, schweren Bomber zu haben.



Überleben im totalen Krieg

Lisel, 7 Jahre alt, mit ihren Grosseltern, ihrer Mutter und dem SS-Offizier Hans, ihrem Stiefvater, 1941 in Hirtenberg.

15

Die Sommerferien 1943 zwischen der dritten und vierten Volksschulklasse durfte ich bei Verwandten im südöstlich von Wien gelegenen Burgenland verbringen. Es waren Angehörige der Frau meines Onkels, die vor allem Weinbau betrieben, aber auch totale Selbstversorger waren.

Die burgenländischen Dörfer sind typische Strassendörfer: Entlang der Hauptstrasse reiht sich Haus an Haus. Dazwischen steht immer ein breites Eingangstor, durch das man in die Höfe kommt. Die Schmalseite der Häuser mit zwei bis drei Zimmerfenstern ist gegen die Strasse gerichtet, die Längsseite mit allen Wirtschaftsgebäuden liegt hinter dem Tor. Am Ende des Gebäudes und des langen Hofes, wo sich meistens die Ställe, die Tenne, der Misthaufen und ein Freiluftabort befinden, ist wiederum ein Tor, durch das man auf die Strasse und auf die Felder gelangt.

Für mich als Grossstadtkind war es herrlich und abenteuerlich, diese ganz andere Welt zu erleben, wo von früh bis spät auf den Feldern oder im Hof gearbeitet werden musste. Mit Wonne mistete ich die Hasen- und Hühnerställe aus, fuhr mit der alten Bäuerin und dem klapprigen Leiterwagen, dem ein Pferd und eine Kuh vorgespannt waren, auf die Felder hinaus oder half in der Küche der Schwiegertochter, wusch die Windeln des Jüngsten

oder strich mit den anderen Kindern im Dorf, am Teich und am nahegelegenen Bach herum.

Der Sohn, der Bauer, war die meiste Zeit als Wehrmachtssoldat an der Ostfront im Kriegseinsatz. Schon zweimal war er schwer verletzt im Lazarett gelandet, aber jedes Mal nach der Genesung wieder an die Front beordert worden. Nur selten gelang es ihm, als Bauer einen verlängerten Heimaturlaub zu bekommen. Die alte Mutter war meistens alleine für die Landarbeit verantwortlich. Die junge Bäuerin betreute die drei Kinder, besorgte die Schweine, Hasen und Hühner und die Küche.

Als Knechte wurden Kriegsgefangene zugeteilt, Franzosen, Engländer oder Amerikaner, während die russischen Gefangenen in die westlichen Bundesländer gebracht wurden. Wie staunten wir, als der Franzose sich Weinbergschnecken zubereitete, das war etwas Absurdes in dieser Gegend, wo man ähnliche Gewohnheiten wie die Ungarn oder Kroaten hatte. Er war aber als Landarbeiter nicht brauchbar, hatte zwei linke Hände und trank heimlich zu viel Wein. Er wurde durch einen Engländer ersetzt, der aber auch aus einer Stadt kam, kränkelte und vor Kühen und Pferden Angst hatte.

Schliesslich wurde uns ein Amerikaner zugewiesen. Zwar war es unmöglich, sich mit Worten zu verständigen, niemand konnte Englisch, und er sprach kein Wort Deutsch. Aber er muss ein Farmersohn gewesen sein. Vom ersten Tag an packte er von sich aus kräftig zu, flickte und hämmerte an den Gebäuden herum, pflegte das Pferd und die Kühe, die vorher noch nie so sauber gewesen waren, konnte meisterhaft pflügen, strich die Gebäude und die Ställe mit weisser Kalklösung an und wusch sich jeden Abend in einem grossen Zuber von Kopf bis Fuss. Nach kurzer Zeit hatte er Ordnung in den schon recht verlotterten Hof gebracht. Die Nachbarsfrauen kamen oft vorbei, und man sah ihnen den Neid richtig an. Zu allen

Vorzügen kam hinzu, dass er ein hübscher, grosser Bursche mit blonden Locken war, die er lang wachsen liess. Die Mädchen schwärmten von ihm und hatten auch immer wieder einen Grund, bei uns vorbeizukommen.

Wir Kinder sassen gerne um ihn herum, wenn er Feierabend machen durfte. Jonny, so nannten wir alle den Amerikaner, wirkte immer fröhlich, sang für uns noch unbekannte, mitreissende Westernlieder und war gut gelaunt. Wahrscheinlich war er froh, nicht mehr kämpfen zu müssen, und überzeugt, dass Deutschland den Krieg ohnehin verlieren würde. Wir vermuteten, dass er als Fallschirmjäger in Gefangenschaft geraten war. War ein Flugzeug in der Luft, blickte er immer lange in den Himmel.

An einem heissen Augusttag waren wir alle auf dem Feld mit der Ernte beschäftigt. Jonny mähte mit kräftigen Zügen das Korn, die alte Mutter band es mit zwei Helferinnen in Garben und wir Kinder schleppten diese zu kleinen Haufen, wo sie von zwei anderen Frauen zu zeltartigen Schobern zum Trocknen aufgeschichtet wurden. Das Pferd und die Kuh standen mit dem Leiterwagen unter einem Baum. Um ihnen die lästigen Fliegen zu verschrecken, hatten wir mit alten Lappen in einem Blechkübel eine Glut angefacht, deren Rauch die Plagegeister vertreiben sollte.

Plötzlich hörten wir ein seltsames Brummen, das sich in kurzer Zeit in ein dumpfes, beängstigendes und schliesslich ohrenbetäubendes Dröhnen verwandelte. Noch nie hatten wir ein solches Geräusch gehört. Alle blickten sich erschrocken an und liefen durcheinander, wir hatten keine Ahnung, woher es kommen könnte. Das Pferd begann zu wiehern, wollte mit dem Wagen fliehen, und die Kuh verwickelte sich im Geschirr.

Jonny stand einen Moment still, rannte zum Pferd, fasste es am Halfter und zeigte zum Himmel. Da sahen wir unzählige weisse Streifen, an deren

Spitze Flugzeuge glitzerten, Flugzeuge in solcher Zahl, wie wir es alle noch nie gesehen hatten. Wir starteten dieses Wunder an und rissen die Mäuler auf. Was war das? Langsam verebbte das Dröhnen, es wurde fast unheimlich still, und wir waren wie gelähmt. Jonny versuchte, uns etwas zu erklären, aber wir verstanden ihn nicht. Er begann weiterzumähen, und wir nahmen die Arbeit auch wieder auf.

Nach wenigen Minuten hörten wir einen fürchterlichen, dumpfen Lärm von vielen Explosionen und sahen riesige Rauchwolken aus der Richtung aufsteigen, wo die kleine Industriestadt Wiener Neustadt lag. Immer wieder hörten wir das laute Knallen und dumpfe Dröhnen. Wir wussten nicht, was da geschah. Wir ahnten noch nicht, dass wir den ersten Luftangriff der Alliierten aus der Ferne miterlebten, und dass Bomben bald zu unserem Alltag gehören würden. Die Rauchwolken stiegen immer höher und neue kamen dazu, es schien unendlich lange zu dauern. Die alte Mutter rief verzweifelt: «Jetzt haben wir den Krieg bei uns, jetzt haben wir ihn!»

Endlich wurde es wieder still, und die Rauchwolken breiteten sich über den weiten Horizont aus. Jonny brachte das Pferd zurück unter den Baum und mähte weiter. Schliesslich nahmen wir alle unsere Arbeit wieder auf. Das Feld musste vor Einbruch der Dunkelheit fertig sein, damit die Garben in den nächsten beiden Tagen trocknen konnten.

Als wir heimfuhren, sassen wir alle stumm auf dem Leiterwagen. Während wir sonst immer lachten, wenn der Wagen über die Steine holperte und uns schüttelte und auch, weil es so komisch aussah, wie die Kuh ungeschickt neben dem Pferd trottete, waren wir alle bedrückt und freuten uns nicht wie sonst auf das Abendessen. Wir ahnten Schreckliches, aber eine Vorstellung davon, was in der nächsten Zeit mit den Bombenangriffen auf uns zukam, hatten wir nicht.

Im Hof angekommen, liefen wir in die Küche, wo der Radio stand, und fragten die junge Bäuerin, ob sie wisse, was los sei. In den Nachrichten hiess es nur, ein feindlicher Kampfverband habe süddeutsches Reichsgebiet angefliegen und auf einen Ort in der Ostmark Spreng- und Brandbomben abgeworfen, was zu einigen Personen- und Gebäudeschäden geführt habe. Dann kamen wieder Siegesmeldungen von den Fronten und unseren tapferen Soldaten. Der «Ort in der Ostmark» war Wiener Neustadt, wo sich Flugzeugfabriken der Hermann-Göring-Werke befanden. Niemand glaubte, dass sich ein Angriff wiederholen werde, aber Wiener Neustadt wurde im Laufe des Krieges so oft und so lange bombardiert, bis fast kein Gebäude mehr stand.

Nach seiner abendlichen Wäsche machte sich Jonny lange am Radio zu schaffen, bis er endlich einen Englisch sprechenden Sender mit viel Nebengeräuschen fand und konzentriert abhörte. Schliesslich gab er es auf und versuchte, uns etwas Beruhigendes zu sagen. Leider verstanden wir ihn nicht. Es war schwer verboten, fremde Sender abzuhören, aber im Dorf kümmerte sich niemand darum und man liess Jonny gewähren. Es verstand sowieso niemand Englisch. Das Bewusstsein, dass der Krieg jetzt auch hier stattfinden konnte, war erwacht.

Wir Kinder hatten das Erlebnis in den nächsten Tagen vergessen oder verdrängt. Ab und zu durften wir die Kühe abends zur Abkühlung in den Dorfteich treiben. Sie gingen gerne ins Wasser, das einer braunen Jauche glich. Uns machte das nichts aus, wir hielten die Kühe an den Schwänzen, schwammen hinter ihnen her und fanden das lustig. Wir badeten auch im kleinen Bach hinter den Ställen, in den die Gülle von dem Misthaufen der Höfe floss. Aber niemand wurde deswegen krank.

Das Wasser für die Kühe wurde aus einem Sodbrunnen gepumpt, der sich neben dem Hauseingang befand. Woher das Grundwasser kam, inte-

ressierte niemanden. Neben dem Wohnhaus schloss sich das sogenannte Presshaus an, wo in einer grossen Trotte die Reben gepresst und der Wein in Fässern gelagert wurde, dann folgte das Futterhaus, und am Ende befanden sich die Ställe. Jeden Samstag wurde im Presshaus ein grosser Zuber mit heissem Wasser gefüllt, in dem einer nach dem anderen baden durfte. Der letzte hatte am meisten Seifenschaum, was sehr begehrt war. Nur die alte Bäuerin und Jonny pflegten ihre eigenen Säuberungsmethoden.

Nachts schliefen wir Kinder mit der jungen Bäuerin und einer Verwandten alle im gleichen Zimmer, während die Grossmutter mit den Gefangenen das Zimmer teilte. Man benützte einen Nachttopf, denn niemand wollte den weiten Weg bis zum Stall machen. Der Erste hatte Glück, da war der Topf noch leer. Aber schon nach dem Zweiten oder gar Dritten wurde es arg: Man musste den vollen Topf in den Hof tragen und leeren. Aber wir sollten alle noch viel härtere Dinge erleben.

16

Nach meiner Rückkehr nach Wien hatte ich in den ersten Tagen grosse Mühe, mich zurechtzufinden. Die Mutter war den ganzen Tag in der Frauengruppe oder bei der Briefzensur im Arbeitseinsatz, und ich musste mir allein etwas zum Essen wärmen. Viel war nicht da, vielleicht ein paar Reste, wenn die Mutter abends etwas gekocht hatte. Kaufen konnte man nur, was mit den Bezugsmarken aufgerufen war. Vom Burgenland hatte ich einen Rucksack mit etwas Speck, gekochten Eiern, Mehl, Brot und Schweineschmalz mitgebracht, alles Kostbarkeiten, die bald aufgezehrt waren. Brot mit Schmalz war eine Delikatesse. Oft fiel mir nichts anderes ein, als Haferflocken mit Wasser oder Milch anzurühren. Jeden Tag ging ich zum Bund Deutscher Mädel, wo wir am Nachmittag immer Tee und ein Stück Brot oder gar einen Apfel bekamen.

In der Schule übten wir schon am ersten Tag klassenweise den schnellen Lauf in den Luftschutzkeller. In den Kohlenkellern der alten Gebäude waren in Eile Luftschutzräume eingerichtet worden mit ein paar Holzbänken, Kesseln mit Wasser, Lumpen und Besen zum Feuerlöschen. Vor den Fenstern hatte man Sandsäcke aufgeschichtet und Pfeile aufgemalt, die in den nächsten Schutzraum wiesen.

Es gab ein neues Warnsignal: Sobald ein Kampfverband über Grossdeutschland innerhalb einer bestimmten Zone im Anflug entdeckt wurde, ertönte im Radio plötzlich pausenlos der Ruf eines Kuckucks. Deshalb musste immer irgendwo ein Radio in Betrieb sein. In den Schulen rannte dann der Hauswart von Klasse zu Klasse und schrie «Alarm!». Da mussten wir sofort aus dem Schulzimmer rennen, in Zweierreihen einstehen und ab in den Keller. Kam der Kampfverband näher, ertönten mit Höllenlärm auf den Dächern die Alarmsirenen. Die Abstände zwischen Kuckucksruf und Sirenengeheul wurden immer kürzer.

Die Alliierten hatten neue Stützpunkte eingerichtet, und bald wurde auch Wien bombardiert. Es ist seltsam, wie wir Kinder reagierten. Beim Ertönen der Sirenen stand einem wohl einige Sekunden das Herz still, aber wenn wir gerade eine schriftliche oder mündliche Prüfung hatten, waren wir froh, dieser entfliehen zu können und in den Keller rennen zu dürfen. Dort sassen wir dann auf den Holzbänken, machten allerlei Fingerspiele und sangen, zum Beispiel die Balladen von der Lorelei auf ihrem Felsen, oder vom Markgraf in der Burg über dem Rhein, oder die Lieder vom tapferen Kameraden, vom roten Röslein und vom Lindenbaum, dazwischen das Lied von Deutschland, das über allem steht, und von den morschen Knochen der Welt, die vor dem grossen Krieg zittern. Aber immer häufiger gab es fürchterliche Einschläge ganz in der Nähe. Da hielten wir den Atem an und beteten, dass es uns nicht treffe.

Dann passierte es zum ersten Mal, dass Brandbomben ins angebaute Nachbargebäude fielen. Der Luftdruck schlug uns auf die Lungen, von den Wänden fiel der Putz herunter, alles bebte und zitterte, das Licht ging aus und Rauch drang in unseren Raum. Alle Schüler mussten trotz Bombenhagel den Keller verlassen und über die Strasse in ein anderes Gebäude ren-

nen, wo die Kellerräume schon voll von Menschen waren. Es waren zehn Klassen, die sich da hineindrückten, und wir hatten kaum Platz zum Stehen. Ich weiss nicht, wie lange wir in dieser Situation ausharren mussten, bis endlich das erlösende Sirensignal mit der Entwarnung kam. Mit den immer häufiger werdenden Luftangriffen mehrten sich die Schrecken für die Zivilbevölkerung.

Bald aber gewöhnte man sich daran, dass immer mehr Gebäude zertrümmert wurden. Täglich kamen Listen mit den Toten heraus. Unsere Schule war noch einigermaßen unversehrt, aber die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen durch die Luftdruckwellen, die bei den Detonationen entstanden. Die Fenster wurden mit Wachspapier, Karton und Glasteilen immer wieder mühsam zusammengesetzt. Mit dem Hereinbrechen des Herbstes und des Winters wurde es bitterkalt in den ungeheizten Schulzimmern. Trotzdem hatten wir immer Unterricht, soweit dies möglich war.

Trostlos für mich war das Heimkommen in die kalte, leere Wohnung. Auch privat wurde einem nur ganz wenig Kohle zugeteilt. Schlimm war abends immer das Warten auf die Mutter. Die Briefzensurstelle befand sich in der Nähe des Stephansdomes. Bei Alarm mussten die Angestellten in den Katakomben Schutz suchen.

An einem Tag, als ich hohes Fieber hatte und im Bett blieb, fand wieder ein schwerer Bombenangriff statt. Ich ging trotz Sirenenalarm und Warnung der Hausmeisterin nicht mit den anderen Mietern in den Keller. Da schlugen Bomben auf der anderen Strassenseite ein. In unserem Haus zerbarsten alle Fensterscheiben. Es war windig und regnete zu den offenen Fenstern herein. Gegenüber brach im getroffenen Gebäude Feuer aus. Ich geriet in Panik, verliess das Bett und versuchte im Schock, Glasscherben

zusammenzuwischen, schnitt mich dabei in Füsse und Hände und lief dann blutend doch noch in den Keller. Die Hausmeisterin schimpfte mit mir, denn sie war auch die verantwortliche Luftschutzwartin, und man musste ihren Anweisungen folgen.

Sie verband meine Wunden und sagte barsch: «Hör auf zu plärren, Lisel, das verträgt jetzt wirklich niemand!»

Endlich gab es Entwarnung, und alle kehrten in die demolierten Wohnungen zurück. Ich war wieder allein mit all den Scherben und dem Wasser, zog mich an und versuchte, die Böden aufzuwischen. Es wurde dunkel, denn der Strom war ausgefallen. Ich wartete bang auf die Heimkehr der Mutter, es wurde Nacht, aber sie kam nicht.

Schliesslich kroch ich wieder ins Bett, fieberte, fror und weinte, bis ich endlich einschlief. Frühmorgens erwachte ich. Die Mutter war nicht da. Ich wollte nicht in der Wohnung bleiben, zog mich trotz Halsweh und Schwäche an und lief zur Schule. Den meisten Kindern ging es nicht gut.

Wir grüssten stramm unseren Führer wie immer mit einem lauten «Heil Hitler». Da viele von uns fürchterlich froren und husteten, entliess uns die Lehrerin eine Stunde früher. Ich lief, so schnell ich konnte, nach Hause. Die Mutter war immer noch nicht da.

Damals hatte fast niemand ein Privattelefon. Ich war verzweifelt und ging zur Hausmeisterin. Zum Glück gab es wieder Strom. Bei ihr lief der Radio mit den Nachrichten. Da hiess es, Wien habe gestern einen erneuten Bombenangriff erlebt, der aber erfolgreich von der Fliegerabwehr abgewehrt werden konnte, die Flugzeuge des Feindes seien abgeschossen. Es seien Teile der Innenstadt getroffen worden, doch die Zerstörungen hielten sich in Grenzen. In der Innenstadt befand sich der Arbeitsplatz meiner Mutter, als Luftschutzkeller dienten die Katakomben unter dem Stephansdom.

Ich verbrachte eine zweite Nacht alleine wartend in der offenen Wohnung. Im Morgengrauen kam Mutter total erschöpft heim. Der Ausgang der Katakomben war durch ein eingestürztes Haus verschüttet worden. Die Rettungskräfte hatten lange Stunden gebraucht, bis sie die Eingeschlossenen durch einen anderen Zugang befreien konnten. Da viele Strassenbahnlinien unterbrochen waren, musste meine Mutter den langen Weg von der Innenstadt über Ruinen und Pfützen zu Fuss gehen. Sie hatte sich verzweifelt grosse Sorgen um mich gemacht und brach erlöst in Tränen aus, als sie mich zu Hause vorfand.

Als ihr bewusst wurde, wie demoliert unsere Wohnung war, hatte sie wieder einmal einen der von mir so sehr gefürchteten Anfälle. Sie begann laut zu schreien, stampfte mit den Füßen, warf Gegenstände herum, bis sie endlich total erschöpft auf dem Boden lag und nur noch weinte. Es dauerte lange, bis sie aufstand und wir uns in der Küche etwas zum Essen suchten.

Am nächsten Tag kamen ein paar von der Hausmeisterin organisierte Helfer, die nach bekannter Methode die zertrümmerten Fenster mit Karton, Wachspapier und Scheibenresten verschlossen. In unserer Wohnung wurde es dunkel.

Nachts mussten jetzt alle Fenster verdunkelt werden. Kein Licht durfte auf der Strasse zu sehen sein. Die Luftschutzwarte machten strenge Kontrollen. Wehe, wenn nur ein Spalt Licht hinausdrang. Sofort stand man im Verdacht, ein Kollaborateur des Feindes zu sein oder dem Widerstand anzugehören. Auch in den Zügen und Strassenbahnen waren alle Scheiben, die noch ganz waren, schwarz oder blau gestrichen. Auf dem nächtlichen Heimweg musste man in völliger Dunkelheit seinen Weg finden. Es waren verzweifelte, vergebliche Versuche, sich vor den nächtlichen Bombardements zu schützen.

17

Mit der Zeit wurde der Kriegsalltag zur Gewohnheit: die Rationierung aller lebensnotwendigen Dinge, die ängstliche Vorsicht und das Misstrauen, die Meldungen über gefallene Soldaten, die Heimkehr von schwer Verwundeten, die Zunahme der Bombardierungen, die verstopften Züge mit den undurchsichtigen Scheiben oder Brettern, die Strom- und Gasausfälle, die Fahrten zu den Bauern mit Wäsche oder sonstigen Dingen, um ein paar Lebensmittel einzutauschen, die ewigen Siegesmeldungen und sogar die Flüsterwitze, mit denen man mit Humor die Situation erträglicher machte, die kalten Stadtwohnungen, die unterbrochenen Schulzeiten...

Hin und wieder packte mir meine Mutter ein paar Wäschestücke oder sonstige Kostbarkeiten in den Rucksack und schickte mich in ein Bauerndorf, um ein paar Lebensmittel, vor allem Schmalz und Mehl dafür einzutauschen. Sie kannte nördlich von Wien eine Bauernfamilie, deren Söhne seinerzeit bei meinem leiblichen Vater Hugo auf dem von ihm verwalteten Landgut als Meisterknechte gearbeitet hatten. Einer war jetzt als Wehrmachtssoldat an der Front, der andere mit abgeschossenem Bein wieder im Einsatz in der Kaserne in Wien. Den alten Eltern war ein gefangener Franzose als Knecht zugeteilt worden, wahrscheinlich ein Student, der kaum

ein deutsches Wort verstand. Er war keine grosse Hilfe und verstand nichts von Landwirtschaft. Schlafen musste er im Stall bei den Kühen. Er rebellierte nicht. Die meisten Gefangenen, die den Bauern zugewiesen wurden, schienen im Grunde froh zu sein, nicht mehr kämpfen zu müssen. Alles war besser als die Front.

Um in das Dorf zu gelangen, musste ich zuerst mit der Strassenbahn zu einem Nebenbahnhof, zum Floridsdorfer Bahnhof fahren. Floridsdorf ist ein Aussenbezirk von Wien, wo Industriebauten und die Lokomotivfabriken standen. Von dort gab es einen Regionalzug, der mich in das Bauerndorf brachte. Oft musste ich stundenlang warten, bis endlich ein Zug herandampfte, einen Fahrplan hatten wir keinen und es wäre zu dieser Zeit auch kein Verlass darauf gewesen. In der Wartezeit sammelten sich jeweils ganze Scharen von Leuten an, die mit Rucksäcken behängt waren und bei den Bauern Lebensmittel eintauschen wollten. Für ein paar Esswaren wurden alle möglichen und unmöglichen Dinge zu den Bauern geschleppt, darunter auch kostbarer Schmuck. Es war nicht immer fair, wie die Bauern in Stadtnähe den Handel betrieben und wie sie den Hunger der Stadtbevölkerung ausnützten.

Wenn ich mit der Bahn im Dorf ankam, hatte ich einen weiten Fussweg bis zum Hof. Bei Regen waren die lehmigen Naturstrassen voll Morast, und ich blieb mit den Schuhen stecken. Meist zog ich sie aus und ging barfuss. Stand ich dann endlich unangemeldet vor der Türe, hatten die alten Bauersleute und ihre Töchter keine grosse Freude und liessen mich nur zögernd ein, ich war ja nicht der einzige Stadtmensch, der betteln kam.

Um die Leute wohlgesinnt zu stimmen, packte ich sogleich Mutters Kostbarkeiten aus. Die wurden dann lange und kritisch beäugt und zur Seite getan. Ich konnte nur hoffen, dass sie mir etwas einigermassen Rechtes dafür geben würden. Als Kind getraute ich mich nicht, etwas dazu zu sagen,

lächelte nur verlegen und freundlich und fühlte mich unbehaglich. Ich schämte mich, ohne recht zu wissen wofür.

Da es bei meiner Ankunft meist schon später Nachmittag war, konnte ich nicht mehr zurück nach Wien fahren und musste bei den Bauersleuten übernachten. Ich war dankbar, dass ich etwas zum Abendessen bekam. Im Grunde waren die Bauern in diesem Dorf selber ganz arme Leute mit winzigen Höfen und Häusern, in denen die Fussböden nur aus gestampftem Lehm bestanden, und wenn es lange regnete, war es auch im Hausinneren morastig.

Sie züchteten Gänse und hatten so einen kleinen Nebenverdienst durch den Verkauf von Bettfedern für eine Bettzeugfabrik. Von Zeit zu Zeit wurden die Gänse bei lebendigem Leib gerupft, dann musste man die Federn zubereiten, sie von den Kielen befreien und die Daunen aussortieren. Da diese Häuser nur aus Küche und ein bis zwei Kammern bestanden, geschah das in der Küche. Da war dann alles voll von Federn. Sie waren in den Pfannen, in den Kleidern, in allen Ecken und in der Nase.

Das alte Ehepaar schlief in der Küche. An einer Wand standen zwei Betten, in der anderen Ecke war der Holzkochherd, eine Bank mit Wassereimern und Schüsseln, auf der dritten Seite ein Küchenschrank mit Geschirr und Pfannen und an der Fensterseite eine lange Bank mit einem Tisch und einigen Stabellen ringsum. Die Türe führte in einen Durchgang, von dort kam man in eine Schlafkammer, wo die beiden Töchter schliefen, und in eine Rumpelkammer, wo vorher die Söhne geschlafen hatten. Am Ende war der Ausgang zum Hof und zum Kuh- und Schweinestall mit dem Abort. Wenn ich dort übernachtete, musste ich zwischen den Töchtern auf der Bettpalte liegen. Eine hustete die ganze Nacht. Sie hatte Lungentuberkulose und starb kurz nach Kriegsende.

Am Morgen sah ich dann mit bangem Hoffen, was die Bäuerin mir an Esswaren für Mutters rare Kostbarkeiten in meinen Rucksack einpackte. Meist gab es ein wenig Schweineschmalz und Speck, Mehl, ein paar Kartoffeln, Äpfel und gekochte Eier. Für meine zehn Jahre war der Rucksack schwer, doch ich war dankbar und stolz, etwas heimbringen zu können. Froh war ich auch, dass der Bauer eine Kuh vor den Wagen spannte und mich damit zum Bahnhof brachte.

Einmal musste ich bis zum Nachmittag warten, bis endlich ein Zug kam. Er war bereits vollbesetzt mit Leuten, die wie ich bei Bauern Lebensmittel eingetauscht hatten. Endlich dampfte die Lokomotive los, hielt aber bei jeder kleinen Ortschaft und blieb lange stehen. Das Gedränge wurde immer ärger.

Es ging schon gegen Abend, da hörte man aus den umliegenden Dörfern die Sirenen heulen. Der Zug fuhr noch bis zu einem Waldrand, dann hielt er an. Der Lokomotivführer lief den Waggons entlang und forderte die Passagiere hastig auf, auszusteigen und sich vom Zug zu entfernen. Ich lief mit den Leuten unter die Bäume. Wir hörten schon das bekannte Brummen und Dröhnen, dann war es für einen Moment unheimlich still, bis plötzlich das dumpfe Donnern der Bomben und der Fliegerabwehr zu hören war. Der Angriff, wahrscheinlich über Wien, dauerte stundenlang, wie mir schien.

Es wurde dunkel, die Leute waren unruhig und gehässig, ich bekam Angst und begann zu weinen. Eine Frau verlor die Nerven und schrie mich an, ich solle mit dem blöden Geplärre aufhören. Endlich rief der Lokomotivführer, wir sollten wieder einsteigen. Alle rannten los und jeder puffte und stieß, wie er nur konnte, um einen Platz zu ergattern. Ich hielt meinen kostbaren Rucksack krampfhaft fest. Niemand nahm Rücksicht auf den an-

deren, jeder wollte nur nach Hause, aber der Zug fuhr im Schnecken-tempo, da die Gefahr bestand, dass die Geleise beschädigt waren oder sich Sprengbomben auf der Strecke befanden.

Zu später Nachtstunde kamen wir in Floridsdorf an. Es fuhr keine Strassenbahn mehr, der Bezirk war von Bomben getroffen worden. Der heutige Angriff sei ganz arg gewesen, hörte ich, auch Leopoldstadt, wo unsere Wohnung lag, habe viel abbekommen. Alle Leute rannten nach der ersten Verwirrung, so schnell sie konnten, in Richtung ihrer Wohnbezirke. Ich stand ganz allein da und wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Schliesslich lief ich einfach in der totalen Finsternis – es gab ja keine Beleuchtung und alles war verdunkelt – den Geleisen der Strassenbahn entlang, bis ich endlich eine Gegend erreichte, die mir bekannt vorkam. Da wurde es plötzlich laut. Ich hörte Menschen rufen und Motorengeräusch. Ein Häuserblock war getroffen worden, und die Feuerwehr und die Ortswehr versuchten zu löschen und zu retten. Ich musste einen Umweg machen und bekam Angst um meine Mutter.

Es dämmerte schon, als ich endlich mit meinem Rucksack vor unserem Haus stand. Es war noch, von Splitter- und Druckschäden abgesehen, unversehrt. Als ich an unserer Türe läutete, stürzte meine Mutter heraus und erdrückte mich beinahe unter Tränen. Die stundenlange Angst und Spannung löste sich bei mir und ich bekam Schüttelfrost und einen Weinkrampf. Sie machte mir ein warmes Bett zurecht, und gegen Abend bereitete sie uns aus den mitgebrachten, kostbaren Dingen ein Mahl. In der Nacht schlief sie neben mir.

Am nächsten Morgen musste sie wieder in die Briefzensurstelle, und ich ging in die Schule. Alle Kinder hatten eine Schreckensnacht hinter sich. Äusser mir hatten alle den Bombenangriff in der Stadt erlebt. Zwei Mädchen fehlten. Wahrscheinlich waren ihre Häuser getroffen worden. Es war schon zur Gewohnheit geworden, dass immer mehr Menschen, Frontsolda-

ten und Leute in bombardierten Städten, einfach plötzlich nicht mehr da und wahrscheinlich tot waren. Ich hatte als Schulkind das Gefühl für Friedenszeiten, für ein normales Leben verloren. Wir lebten in der ständigen Erwartung von Bombenalarm, mit der immer schlimmeren Lebensmittelknappheit, mit dem Mangel an Kleidern und Schuhen, mit Tausch- und Schwarzhandel, mit plötzlichem Verlust von Freunden, mit der Angst vor Denunziation.

Wien wurde nicht wie viele deutsche Städte von einer Feuerwalze überrollt. Das Allerschlimmste war uns erspart geblieben. Einzig Wiener Neustadt mit seinen Flugzeugwerken wurde fast dem Erdboden gleichgemacht. Aber mehr als fünfzig Prozent aller Wiener Häuser und bekannter öffentlicher Bauten wurden zerstört oder beschädigt.

Eines Tages kam mit der Post ein Schreiben mit der Mitteilung, dass es mir untersagt sei, weiterhin Mitglied des Bundes Deutscher Mädel zu sein, da ich als Mischling ersten Grades ja auch nicht würdig sei, das Gymnasium zu besuchen. Für Mutter war dies erneut ein Grund für Angst und Panik um mein Leben. Sie hatte schon gehofft, meine Herkunft sei bei den Behörden vergessen und ich sei äusser Gefahr. Aber sowohl ihre Mitgliedschaft bei der NSDAP wie die meines Stiefvaters bei der SS nützten bei den Nazibehörden nichts mehr. Ich war als sogenanntes Mischlingskind weiterhin registriert, stigmatisiert und nicht sicher, doch noch deportiert zu werden.

Für meine Mutter muss dieses Wissen die Hölle gewesen sein. Sie beschloss in ihrer Panik, mich in Wien abzumelden, und brachte mich zu den Grosseltern nach Hirtenberg, ohne mich im Dorf anzumelden. Demzufolge erhielt meine Grossmutter keine Lebensmittelbezugsmarken für mich. Nur in der Schule meldete sie mich bei der Vorsteherin an. Da das Lehrpersonal

grösstenteils nur noch aus Aushilfspersonen, meist Studenten und Frauen, bestand, gab es keine weiteren Fragen, und meine Mutter währte mich in Sicherheit. Sie musste alleine nach Wien zurückkehren und ihrer Arbeit an der Briefzensurstelle nachgehen.

18

Mit meinen wenigen Habseligkeiten und der Schultasche sass ich nun wieder in Grossmutterns Küche im Fabrikdorf Hirtenberg, in der Hoffnung, dass ich dort nirgends registriert und sicher vor der Verfolgung sei. Schon am nächsten Wochentag ging ich wieder, wie schon einmal zu Volksschulzeiten, in die dortige Schule, Abteilung Hauptschule. Die meisten Lehrer im kampffähigen Alter waren an der Front, und wir wurden von allerlei Aushilfen unterrichtet. Sogar ein britischer Gefangener durfte uns Englischstunden geben. Merkwürdig und bedenkenswert scheint mir nach so vielen Jahren, dass unsere Jahrgänge trotz des improvisierten und immer wieder durch Bombenalarm unterbrochenen Unterrichtes und der politischen Hirnwäsche später viele tüchtige, lebensstarke, verantwortungsvolle und erfolgreiche Menschen hervorbrachten, die zum Teil ein hohes Bildungsniveau mit akademischem Studienabschluss erreichten.

Der Unterricht war autoritär mit harter Notengebung. Die Strafen waren oft grausam. Ich musste selber mehrmals wegen harmlosen Vergehen wie Schwatzen oder Abschreibenlassen in einer Ecke knien oder stehen. Manchmal wurde ich dabei, wie andere Kinder auch, ohnmächtig vor Schwäche und Hunger. Wir hatten immer einen Suppenlöffel in der Schulmappe, denn in der Pause gab es Lebertran, der unter Tränen geschluckt werden musste.

Es gehörte zum Tagesablauf, dass morgens und abends zu bestimmten Stunden mit ohrenbetäubendem Getöse Munitionsproben in den Fabriken stattfanden. Das war der Ersatz für das Glockengeläute. Da donnerten oft eine Viertelstunde lang Hunderte von verschiedenen Geschossen in die Luft. Die Glocken waren abgehängt und für Kriegsmaterial eingeschmolzen worden.

Immer häufiger heulten die Sirenen wegen Fliegeralarm. Da liessen wir blitzartig alles liegen und rasten durch das nahegelegene Fabrikareal in den nächsten Felsenluftschutzbunker. Dort sassen wir dann oft stundenlang in roh ausgehauenen Felsnischen auf leeren Munitionskisten und machten wie die Stadtkinder in Wien Faden- und Wortspiele, sangen Balladen und Hitlerlieder, hatten Hunger und zitterten vor Kälte.

Kam endlich die Entwarnung, liefen wir nach Hause, wo es im Herbst und Winter kalt und ungemütlich und das Feuer im Herd erloschen war, da auch Grossmutter das Haus verlassen hatte, um im nächsten Luftschutzkeller Unterschlupf zu finden. Kam sie nach stundenlangem Ausharren heim, sank sie erschöpft und mutlos auf die Ofenbank und es dauerte lange, bis sie uns etwas aus den kargen Vorräten zum Essen gerichtet und das Feuer wieder angefacht hatte.

Der Grossvater blieb immer zu Hause und verbrachte die Zeit mit Beten. Und wie durch ein Wunder wurde unser Dorf, wo sich doch grosse Munitionsfabriken befanden, bis zum Kriegsende von keiner Bombe getroffen. Schon an anderer Stelle habe ich den Gedanken geäussert, dass sich da vielleicht die Bibelstelle *Um eines einzigen Gerechten willen werde ich euch verschonen* bewahrheitet hat. Es war ja mein einfältiger und tiefgläubiger Grossvater, der im ständigen, innigen Zwiegespräch mit seinem Gott parteilos für alle Menschen hüben und drüben um Schutz, Vernunft und Frieden betete und selbst bei Bombenalarm in seinem Gottvertrauen überhaupt keine Furcht kannte.

Mein Onkel wohnte mit seiner Braut noch bis Winteranfang bei meinen Grosseltern. Er war Kommandant im Gefangenen- und Ostarbeiterlager und deshalb bis jetzt vom Kampfeinsatz an der Front verschont geblieben. Die Lagerinsassen mussten in den Munitionsfabriken unter strenger Bewachung arbeiten. Für sie waren nur noch wenige Nahrungsmittel vorhanden. Sie litten furchtbaren Hunger. Oft sah ich auf meinem Schulweg eine Kolonne vorüberziehen, auch Frauenkolonnen. Wenn wir Kinder ihnen die Reste eines Apfels hinstreckten, stürzten sich alle gierig darauf. Diese zerlumpte, armen Gestalten waren ein entsetzlicher Anblick und machten uns Angst.

Kurz vor Weihnachten 1944 wurde mein Onkel doch noch zum «Volkssturm» eingezogen, es war das letzte Aufgebot Hitlers und bestand aus älteren Männern und Jünglingen. Sie wurden ohne Kampferfahrung an den Fliegerabwehrkanonen und an der Front eingesetzt, die immer näher rückte. Die Lazarette füllten sich mit Verwundeten, denen ein oder mehrere Glieder fehlten. Damals machte man die Entdeckung, dass Fliegenmaden in den eingegipsten Gliedern gut waren. Sie frassen den Eiter weg und trugen so hin und wieder zur Heilung und Rettung bei.

Mein Onkel hatte seine Braut, die er nach dem Krieg heiraten sollte, in der Munitionsfabrik kennengelernt. Sie wohnte ebenfalls in der winzigen Wohnung meiner Grosseltern, was nicht immer einfach war, denn meine Grossmutter verteidigte ihr enges Revier und liess die junge Frau nie an den Kochherd. Sie war richtig böse zu ihr. Wir schliefen alle im gleichen Zimmer und ich hörte sie nachts oft weinen. Als mein Onkel an die Front auszog, hielt sie es nicht mehr länger bei uns aus und fuhr entgegen der Vorschrift nach Hause ins Burgenland. Sie war zum Arbeitseinsatz in der Fabrik eingeteilt gewesen, konnte dann aber offiziell in die Landwirtschaft wechseln. Alle arbeitsfähigen ledigen Frauen mussten Arbeitseinsatz leisten.

Im Dorf gab es verlassene Häuser von Leuten, die zu Verwandten nach Tirol oder Salzburg geflohen waren, wo sie sich sicherer fühlten. Wir Kinder strichen in ihren Gärten herum und nahmen das Obst und was sonst noch an Essbarem vorhanden war. Da wir unter dem Mangel an Lebensmitteln, Kleidern, Schuhen und Heizmaterial litten, entwickelten wir uns zu Plünderern und schleppten alles mit heim, was einigermaßen brauchbar und nicht nagelfest war. In der Not geht viel an Moral verloren und mit der Zeit vergisst man alles Hinterfragen.

Es gab noch Schlimmeres. Auf unseren Wegen lauerte immer wieder ein seniler, pädophiler Exhibitionist den Kindern auf und präsentierte seine intimen Körperteile. Er lockte uns mit Esswaren zu sich in sein Haus und liess uns gewähren, wenn wir seine mageren Vorräte an Brot, Äpfeln oder anderen Kostbarkeiten verschlangen, nur damit er sich vor uns befriedigen konnte. Es gelang ihm aber nie, uns anzutatschen. Wir liefen um den Tisch herum, verspotteten ihn und entwischten ihm immer. Wir wagten nicht, daheim etwas von dem bösen Spiel zu erzählen. Wir ahnten instinktiv, dass da etwas Verbotenes und Widerliches geschah, aber die Versuchung, etwas Essbares zu ergattern, war stärker.

Es gab noch keinerlei Aufklärung der Kinder. Im Religionsunterricht wurde uns von der Reinheit der Seele gepredigt, und wir erhielten eine Liste der Sünden, die wir vor der Kommunion zu beichten hatten. Da wurde unter anderem von der Sünde gegen die Keuschheit geschrieben, nach welcher der Pfarrer im Beichtstuhl immer neugierig fragte. Aber was das genau war, ahnten wir nur, hatten darüber verdrehte Vorstellungen, leugneten solcherlei Gedanken und Gespräche und beteten zur Busse freiwillig ein Vaterunser mehr.

An schönen Wochenenden zogen wir mit Säge, Beil und Leiterwagen in die umliegenden Wälder, um Holz zu sammeln. Aber da war nicht mehr

viel zu holen, die anderen Leute taten dies auch, und die Wälder waren geputzt wie Parkanlagen. Jeder kleine dürre Ast, der herunterfiel, wurde sofort eingesammelt. Aus den leeren Häusern schleppten wir ganze Möbelstücke heim, die zersägt und verheizt wurden, denn Kohle gab es keine mehr.

Mein Stiefvater kam nur noch selten für einige Tage aus Auschwitz heim nach Wien zu meiner Mutter. Wenn es ging, fuhr sie mit ihm zu uns nach Hirtenberg. Er brachte immer seltene, kostbare Lebensmittel mit. Doch er war kaum mehr zu erkennen. Er war total abgemagert und sprach von sich aus kein Wort. Er bat nur von Zeit zu Zeit, man solle ihn in Ruhe lassen und nichts fragen. Sein Blick ging immer wieder ins Leere und die meiste Zeit verbrachte er fest zugedeckt im Bett, bis er schliesslich wieder abreiste. Sein Besuch war sehr beklemmend für alle.

Es ist für die heutigen Menschen kaum vorstellbar, dass die meisten Zivilisten im Hinterland der Front keine Ahnung hatten, was in den Konzentrationslagern und insbesondere in Auschwitz wirklich vorging. Wir wussten nichts von Gaskammern, von den Verbrennungsöfen und der unvorstellbaren Menschenvernichtung. Für jene, die damit zu tun hatten wie mein Stiefvater, galt ein absolutes Gebot des Schweigens. Und wer sich dagegen auflehnte, musste es mit dem eigenen Tod und dem seiner Angehörigen bezahlen.

Erst lange nach Kriegsende vernahm meine Mutter von Kollegen, denen die Flucht gelungen war, dass mein Stiefvater bei der Befreiung von Auschwitz durch die Sowjetarmee mit anderen deutschen Gefangenen zuerst mit blossen Händen die Berge von Leichen in Massengräber werfen musste. Dann wurden sie auf einem Lastwagen abtransportiert, wahrscheinlich in die Arbeitslager in den sibirischen Sümpfen. Von diesen Männern und auch von Hans, meinem Stiefvater, hat man nie mehr etwas gehört.

19

Sobald an den Bäumen und Sträuchern in Hirtenberg etwas zu reifen begann, musste man fast Tag und Nacht Wache stehen, sonst waren die Früchte weg. Wir Kinder kannten im Wald jeden kümmerlichen Wildapfelbaum, jeden Beerenstrauch, wir wussten auch genau Bescheid über die Nachbarsgärten.

Anfangs hatte meine Grossmutter mit mir noch geschimpft, wenn ich von den leeren Häusern persönliche Dinge wie Kleider und Schuhe oder Werkzeug heimbrachte. Als es aber auf den Winter zuzuging, die Not immer grösser wurde, es kaum etwas Textiles mehr zu kaufen gab und die Kohlenvorräte zu Ende gingen, liess man uns Kinder stillschweigend gewähren.

Mein Grossvater hatte ein ganzes Lager von sorgfältig zerhackten Möbelstücken, mit denen er den Holzschopf auffüllte. Er war oft mit dem Leiterwagen unterwegs, und kein loses Brett war vor ihm sicher. Die Grossmutter brauchte auch den ganzen Sommer über wie alle anderen Leute Holz, da in den Küchen nur Holzkochherde standen. Musste man Wäsche waschen, brauchte man Holz, um den Waschkessel anzufeuern. Das waren die seltenen und kostbaren Badetage mit warmem Wasser, an denen die Grosseltern, andere Hausbewohner und ich im Waschhaus in den Holztrögen badeten.

Grossmutter wusste noch, wie man Seife aus Knochen herstellt. Sie holte den begehrten Rohstoff mit dem Rucksack zu früher Morgenstunde im Schlachthof, der einige Dörfer weiter in Berndorf lag. Daraus kochte sie mit einem Zusatzmittel aus der Drogerie eine gallertartige Brühe, die sie dann auf dem Backblech an der Sonne oder auf dem Estrich trocknen liess. Das gab eine Art Kernseife. Als Waschpulver diente gesiebte Buchenholzasche. Die Wäsche wurde zwar nicht strahlend weiss, aber doch einigermaßen sauber, wenn man sie in der Holzlauge auskochte.

Wir hatten keine Ahnung, was in den Baracken neben den Fabrikgebäuden mit den Gefangenen und den Ostflüchtlingen vor sich ging. Dort müssen Not und Hunger schrecklich gewesen sein. Wir sahen immer wieder auf unserem morgendlichen Schulweg die von bewaffneten Militärpolizisten bewachten Frauen- und Männerkolonnen zerlumpt und müde zur Arbeit gehen. Mein Onkel, welcher Lageraufseher gewesen war, stand unter strenger Schweigepflicht und bat uns immer wieder, nicht zu fragen, sonst sei er in Gefahr.

Bei Fliegeralarm gab es für die Gefangenen und ihre Bewacher keinen Luftschutzkeller, auch die Aufseher mussten in den Fabrikhallen bleiben.

Einmal kam mein Onkel mit einigen Gefangenen heim. Sie gruben während Tagen im Garten hinter dem Holzschopf eine grosse Grube, zu der man über ein paar Tritte hinuntersteigen konnte. Diese kleidete mein Grossvater mit Holzbrettern und Teerplanen aus und konstruierte damit auch eine Art Deckel. Dorthin brachten meine Grosseltern nach Weihnachten 1944 Decken, Gläser mit sterilisierten Früchten, Fleisch, Sprit und Petroleum, Feuerzeuge und Kissen und deckten das Ganze mit Bergen von Reisig und Fallholz zu. Für die Gefangenen kochte meine Grossmutter im Wäschehafen Bohnen und Kartoffeln. Obwohl wir selber immer hungrig

waren, sah ich erschrocken zu, mit welcher unheimlicher Gier die Gefangenen Grossmutter's Eintopf auslöffelten und ausleckten, als ob es die feinste Delikatesse wäre.

An den Abenden kamen Mitbewohner in die Küche meiner Grosseltern und nahmen Platz, wo es gerade ging. Ich sass am Küchentisch unter der einzigen Lampe, machte Schulaufgaben oder zeichnete. Oft wurde hitzig, aber mit verhaltener Stimme diskutiert. Man wusste nie, ob nicht der Ortsgruppenchef der NSDAP herumschlich und spionierte. Nicht selten verschwand eine Person wegen «wehrzeretzender Rede».

Ich hörte, wie die Leute von der Schlacht bei Stalingrad berichteten, bei der Abertausende deutsche Soldaten hingemetzelt worden seien, bei den Russen waren es sicher noch mehr. Sie sprachen von General Paulus, der Hitler angefleht hatte, sich mit seinen Truppen zurückziehen zu dürfen, bevor sie alle eingekesselt waren. Diese Niederlage ging in die Geschichte ein, seither gab es nur noch Rückzüge an der Ostfront. Der russische Winter kam, und die armen Soldaten hatten keine Winterkleider und Schuhe mehr, auch der Nachschub an Munition und anderem Material blieb aus. Man erzählte, dass man mangels Verpflegung an der Ostfront Ratten gebraten und gegessen habe. Aber Hitler gab nicht nach, glaubte vielleicht immer noch an den Endsieg, seine Parole war: Es wird gekämpft bis zum letzten Mann.

Der Grossdeutsche Rundfunk und der Reichssender Wien verbreiteten in pathetischen Aufrufen Optimismus und Siegesgewissheit. Die Wirklichkeit sah anders aus. Da es kaum mehr wehrtüchtige Männer für den Nachschub gab, wurden blutjunge Burschen aus der Hitlerjugend rekrutiert, zu sogenannten Werwölfen ausgebildet und an der Front und an den Fliegerabwehrkanonen im Hinterland eingesetzt. Sie waren nicht viel mehr als Kanonenfutter.

Man hörte allerlei Geflüster, zum Beispiel auch von einer kuriosen, makabren Einrichtung: Wenn eine Frau bereit gewesen war, sich speziell begatten zu lassen, um Hitler ein Kind zu schenken, konnte sie das deutsche Mutterkreuz erwerben. Es gab überhaupt viele Auszeichnungen, wie zum Beispiel das Eiserne Kreuz für Tapferkeit in verschiedenen Klassen, deren Namen mir aus meiner Kindheitserinnerung nicht geläufig sind. Ich sehe nur noch die Bilder von Hermann Göring und Mussolini vor mir, deren Brüste mit Orden gepanzert waren.

In Hirtenberg und in unserem Bekanntenkreis waren bis Ende 1944 bereits viele Männer ums Leben gekommen. Einer Nachbarin waren sowohl der Mann als auch ihre beiden Söhne an der Ostfront erschossen worden. Drehte man das Radio auf, hörte man Hitler und seine Vasallen immer noch vom Sieg schreien. Ich hörte die Erwachsenen auch von der Widerstandsbewegung reden, von einem General Stauffenberg, von den Geschwistern Scholl und anderen. Alle hätten versucht, Hitler zu beseitigen, das Volk zum Widerstand aufzurufen. Aber niemandem konnte es gelingen. Alle Widerstandskämpfer und Mahner wurden erhängt, erschossen oder geköpft.

Auch von einem Feldmarschall Rommel hörte ich reden, der gezwungen wurde, Selbstmord zu begehen, obwohl er zuvor als Held gefeiert worden war. Er war bei allem Heldentum an der Front ein ernsthafter Mahner gewesen, der Hitler vergeblich um einen geordneten Rückzug aus Afrika gebeten hatte und ihm den Wahn von einer deutschen Weltherrschaft ausreden wollte. In unzähligen Berichten, historischen Büchern und Dokumentationen kann man dies und vieles mehr nachlesen. Man sucht aber bis heute nach Antworten auf die Frage, wie ein ganzes Volk mit hoher Kultur in diesen Irrsinn hineingezogen werden konnte. Ich kann nur berichten, wie es mir als Kind ergangen ist.

Nachdem ich als Erstklässlerin erlebt hatte, wie mein Grossvater wegen meiner naiven Äusserungen in der Schule von zwei SS-Männern geohrfeigt worden war, hatte ich nie mehr ausgeplaudert, was bei uns zu Hause gesprochen wurde. Als Zehnjährige lebte ich in dem Wissen, dass man den eigenen Nachbarn nicht mehr trauen durfte. Ich hatte schweigen gelernt. Diese gnadenlosen Kindheitsjahre haben meine Generation schon früh reifen lassen. Viele unter ihnen, welche die Kriegs- und Nachkriegsjahre überlebten, zeichneten sich im Erwachsenenalter durch hohe Belastbarkeit in Stresssituationen aus.

Man fragt mich heute, ob wir nicht unbewusst in einer ständigen Angst gelebt hatten, da wir doch täglich damit rechnen mussten, durch Bomben oder Denunziation getötet zu werden. Seltsamerweise kann ich mich nicht erinnern, als Kind davor bewusst richtig Angst gehabt zu haben. Es kamen ja gegen Ende des Krieges noch viel ärgere Schrecken dazu. Irgendwie lebte ich in Hirtenberg von einem Tag zum anderen, wie die anderen Kinder meiner Umgebung. Der Mangel an Lebensmitteln und anderen notwendigen Dingen, die alltägliche Sorge darum, die Kriegsberichte und die Listen von den Toten verdrängten und überdeckten wohl die tief im Inneren verborgene Angst, den Verlust des Urvertrauens und der Geborgenheit. Vieles blieb wahrscheinlich in unserer Generation unter ganz tiefen Schichten verborgen und ist vernarbt.

Ich erlebte persönlich nur einmal bei mir einen Ausbruch dieses schmerzlichen, verdrängten Gefühls, als vor einigen Jahren wegen unseres nahegelegenen Kernkraftwerks der vierteljährliche Probealarm mit Sirenen stattfand und ich plötzlich ohne jeden Anlass zu zittern begann und in ein lange anhaltendes, schmerzhaftes Weinen ausbrach, das in einer temporären Depression endete.

Auch meine Mutter stand unter strenger Schweigepflicht. Es muss für sie furchtbar schwer gewesen sein, auf der Briefzensurstelle über die Lage in-

formiert zu sein und nicht darüber reden zu dürfen. Die Soldaten schrieben nur vorsichtig und verschlüsselt, aber vieles wurde ihr doch klar. Sie wusste jedenfalls schon Monate vorher, dass sowohl die West- wie auch die Ostfront zusammengebrochen und die deutsche Wehrmacht auf ständigem Rückmarsch war.

Reichsmarschall Hermann Göring, der Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, verkündete, er wolle Meier heissen, wenn die Deutschen nicht siegten. In der Verzweiflung über die ausweglose Situation wurden sogenannte Flüsterwitze und Balladen gemacht:

*Zwischen Raab und Stein am Anger
fliegt ein Kampfverband, ein langer.
Rechts kein Jäger, links keine FLAK,
vielleicht stürzt er selber ab.
Doch der Himmel, der bleibt heiter
und so fliegt er ruhig weiter.
Die Sirene plötzlich heult,
alles in den Keller eilt.
Schwarz von Rauch wird nun der Himmel,
es entsteht ein Kampfgetümmel,
Bomben fallen auf jedes Dach,
eine weitere Stadt liegt flach.
Frohgemut er heimwärts reist
und Herr Göring Meier heisst.*

20

Der letzte Kriegswinter 1944/45 brach an. Wir glaubten noch nicht, dass es der letzte sei, allzu sehr hatte sich die naive Bevölkerung an die Not und das Kriegsgeschehen gewöhnt. Es wurden Wollsachen für die Soldaten gesammelt, denn es fehlte beim Militär an Ausrüstungsmaterial für den Winter. Die letzten, entbehrlichen Metallsachen wurden zum Einschmelzen für die Waffenherstellung abgegeben.

Ich hatte für mich in einem leeren Haus ein paar hohe Schuhe gefunden, die mir zu gross waren. Ich stopfte vorne Zeitungspapier hinein und trug zwei Paar Socken. Andere Schuhe hatte ich nicht mehr. Geschickte Frauen machten Mäntel aus alten Woldecken. Meine Grossmutter opferte auch eine für mich. Sie selber hatte immer die gleichen Kleider und Mäntel an, ebenso der Grossvater. Es gab nichts mehr zu kaufen. Grossvater flickte unsere Schuhe mit Gummiflecken von alten Fahrradreifen. Wasserdicht war da nichts mehr, man bekam immer nasse Füsse.

Wie die meisten anderen Kinder hatte ich einen selbstgebauten Schlitten aus Holzbrettern. Damit trieben wir es lustig auf dem verschneiten Waldhügel, bis uns die eisig kalten und nassen Füsse und der ewige Hunger heimtrieben. Am späten Nachmittag gab mir die Grossmutter, wenn sie es hatte, ein Brot mit Marmeladenaufstrich. Es konnte nicht gross genug sein

und war das Köstlichste in meiner Vorstellung. Noch heute, nach bald siebenzig Jahren, genieße ich eine Brotschnitte mit Butter und Marmelade oder Honig mit grosser Dankbarkeit.

Dann kamen eines Tages schier endlose Kolonnen von Flüchtlingen, die vor den schrecklichen Kämpfen und der vorrückenden Roten Armee an der Ostfront weggelaufen waren. Über die Gräueltaten der Russen gab es wilde Gerüchte. Die Stosstruppen seien wilde Mongolen, die mordend und brennend und vergewaltigend über die Ortschaften herfielen. Schon in den Wochenschauen im Kino war ein Bild von ihnen dargestellt worden, das sie uns als Untermenschen, als Neandertaler und Gorillas erscheinen liess.

Durch unser Dorf strömten an manchen Tagen Dutzende von Leiter- und Planwagen, vollbeladen mit Menschen und Hausrat, gezogen von mageren Kühen mit viel breiteren Hörnern, als wir sie bei uns kannten. Das Elend und die Verzweiflung blickten aus den Augen von Mensch und Vieh. Wir Kinder standen mit offenen Mündern da, verängstigt und erschrocken ob dieser Invasion. Wir begriffen noch nicht, dass diese Menschen auf der Flucht vor der immer näher rückenden Ostfront waren. Sie kamen aus der Ukraine, aus Ungarn, aus dem Balkan, seltsam gekleidet, mit fremder Sprache und alle zerlumpt, erschöpft und mit leeren Blicken. Wohin sie zogen, wo sie landen und ob sie je wieder zurückkehren würden, wusste niemand.

Seit vier Wochen hatten wir von meiner Mutter nichts mehr gehört, wussten aber, dass Wien immer häufiger bombardiert worden war. Wir hatte ja alle kein Telephon. Ich bettelte so lange, bis mich die Grossmutter am Wochenende nach Wien fahren liess, um meine Mutter zu suchen. Früh ging

ich zum Bahnhof und wartete dort mit anderen Leuten, bis endlich nach langen Stunden ein Zug herandampfte.

Als ich in Wien am Südbahnhof ankam, bot sich ein schreckliches Bild. Überall waren zerbombte Häuser, und der Bahnhof selber sah aus wie ein hohler Zahn. Vor dem Bahnhof sassen Hunderte von Frauen mit Kindern und merkwürdigen Kopftüchern und streckten den Ankommenden flehend die Arme entgegen. Es waren Menschen aus dem Osten, die direkt vor der Front mit wenigen Habseligkeiten geflohen waren. Niemand wusste, was mit ihnen geschehen sollte. Meine Grossmutter hatte mir ein paar Brote mit Schweineschmalz für mich und meine Mutter mitgegeben. Die packte ich beim entsetzlichen Anblick dieser Halbverhungerten aus, und sogleich stürzte sich eine ganze Traube von Kindern auf mich.

Ich machte mich auf den Weg zu unserem Bezirk. Die meiste Strecke musste ich zu Fuss gehen, denn die Strassenbahnlinien waren immer wieder unterbrochen. Als ich endlich vor unserem nur leicht beschädigten Haus stand, war es später Nachmittag. Zu meiner grossen Freude kam wenig später auch meine Mutter heim. Sie war überrascht über mein Kommen, drückte mich an sich und lachte und weinte. Sie war aber auch erschrocken, dass ich ganz alleine gekommen war, doch meine Grosseltern hätten mich nicht begleiten können, beide hatten starke Arthrose und konnten nur mit Schmerzen mühsam gehen.

Wir hätten die Brote der Grossmutter gut gebrauchen können. Meine Mutter hatte noch etwas Brot, ein paar Haferflocken, zwei Äpfel und ein wenig saure Milch. Ich hatte furchtbar Hunger.

Sie tröstete mich und sagte immer wieder, dass der Krieg nicht mehr lange dauern werde und bald, bald zu Ende sei, sie wisse dies ganz sicher! «Dann werden wir wieder von allem genug haben, Lisel, es wird Kleider, Schuhe, Schokolade, Brot und Butter in Hülle und Fülle geben. Und keine Bombenangriffe mehr.»

Und ich dürfe dann auf das Gymnasium gehen und später auf die Hochschule. Und wir würden dann genügend Holz und Kohle und ganze Fensterscheiben haben und nicht mehr frieren und hungern und keine Angst haben vor den Mitmenschen.

Sie wisse es ganz genau.

Ich glaubte ihr aber nicht, tat nur dergleichen.

Es war zu unvorstellbar.

Am nächsten Tag, es war Sonntag, musste ich wieder zurückfahren nach Hirtenberg. Meine Mutter hatte keine Zeit, sie war in der Briefzensur und bei der Frauengruppe voll im Arbeitseinsatz. Hier fertigten die Frauen aus Leintüchern und alter Wäsche grosse Mengen von Verbandsmaterial für die Lazarette an. Statt Watte gab es gezupften Mull aus weich gewaschenen, alten Tüchern, statt Gazebinden gerissene Streifen aus den Leintüchern, die sie zu Rollen aufwickelten.

Mutter begleitete mich auf dem langen Weg zum Südbahnhof. Die Frauen und Kinder, die ich am Vortag angetroffen hatte, waren verschwunden. Ein Zug stand auf den Geleisen. Die Waggons waren noch geschlossen. Viele Menschen warteten auf dem Bahnsteig. Endlich begann die Lokomotive zu dampfen, wir durften einsteigen, und eine Stunde später setzte sich der Zug in Bewegung. Auf jedem Bahnhof blieb der Zug lange stehen. Zwei Dörfer vor meinem Ziel, in Leobersdorf, mussten wir aussteigen, der Zug fahre nicht mehr weiter, ein Bombergeschwader sei im Anflug.

Ich wollte nicht warten und ging zu Fuss. Eine zehn Kilometer lange Strasse führte über kahles Gelände nach Hirtenberg. Unterwegs blies ein heftiger Ostwind, der mich fast von der Strasse wehte, so klein und dünn, wie ich damals war. Es war bitterkalt und auf der Strasse lag vereister Schnee. Die Leute, welche sich mit mir aufgemacht hatten, gingen schneller als ich und waren bald in der Ferne verschwunden. Ich fühlte mich ver-

lassen und traurig in der eisigen Kälte. Endlich erreichte ich die Lagerbaracken der Gefangenen, der Weg führte an Fabrikgebäuden vorbei und ich war froh, als das Schulgebäude und das Haus meiner Grosseltern in Sicht kam. An meinen eiskalten Füßen hatte ich grosse Blasen, denn die fremden Schuhe passten überhaupt nicht.

Meine Mutter hatte mir für die Grosseltern einen Brief mitgegeben. Darin stand, sie sollten nicht verzweifeln, denn es sei gewiss, dass der Krieg nur noch wenige Wochen dauern werde. Die Russen seien im Vormarsch. Sie wisse das aus den Soldatenbriefen. Sie sollten aber zu niemandem etwas sagen und diesen Brief sogleich verbrennen. Diese Mitteilungen galten als «wehrkraftzersetzend», und darauf stand die Todesstrafe. Auf der Zensurstelle musste meine Mutter solche Wahrheiten in den Briefen mit schwarzer Tinte unleserlich machen. Der Brief wurde sofort verbrannt. Er hatte Grossmutter nicht beruhigt. Jetzt bekam sie furchtbare Angst vor den Russen.

21

Die Weihnacht 1944 stand vor der Tür. Mit dem Erlös von Strick- und Flickarbeiten hatte Grossmutter ein paar Kilo Mehl und einen Topf Schweineschmalz erworben, dazu ein paar Eier und einen kleinen Sack Zucker, alles unerhörte Kostbarkeiten. Daraus machte sie unter anderem Weihnachtsgebäck, das sie sorgfältig versteckte. Ausserdem buk sie zwei grosse Brote. Als die Nachbarn wie immer am Abend in die Küche zur Gesprächsrunde kamen, verteilte sie allen als besondere Delikatesse ein kleines Stück Brot zum Brombeerblätterttee.

Von meinem Stiefvater Hans traf unerwartet ein Telegramm ein mit der Ankündigung, er werde in den Weihnachtstagen zu uns kommen. Ganz wichtig war die Bemerkung «Essen bringe ich mit!». Man bekam nicht einmal mehr das Nötigste für die Lebensmittelmarken.

Mein Onkel wiederum schickte ein Telegramm mit der Mitteilung, er bekäme keinen Heimaturlaub, was meine Grossmutter sehr traurig machte, denn ihr Sohn war ihr immer der liebste Mensch gewesen. Meine Mutter liess nichts von sich hören, doch wir erwarteten, dass sie sicher kommen werde, wenn ihr durch die Bombardierungen nichts zugestossen war.

In der Schule hatten wir in diesen Tagen einen seltsamen Unterricht. Eine strenge Frau mit einem Dokortitel unterwies uns in den Hauptfächern. Für Englisch war immer noch der nette englische Kriegsgefangene zuständig. Ich wundere mich noch heute, wie es möglich war, dass wir trotz der vielen Unterbrechungen des Unterrichts wegen Bombenalarm ganz ordentlich die Grundrechnungsarten, die Orthographie und Grammatik lernten. Natürlich gab es einige Schüler, die aus verschiedenen Gründen die Klasse wiederholen mussten.

Ganz schwach Begabte verbrachten mehrere Jahre in der gleichen Klasse, denn es gab für «unwertes Leben» bei den Nazis keine spezielle Förderung. Viele geistig Behinderte wurden ermordet. Erst wurden sie in ein sogenanntes Sanatorium gebracht, dann hiess es, sie seien an einer Krankheit gestorben.

Im Geschichtsunterricht gab es nach wie vor die Glorifizierung der deutschen Siege in der Gegenwart und die Verteufelung der Alliierten. Die alten Germanen mit ihren Helden und Göttern waren auch unser Thema. Dennoch lernten wir nebenbei Weihnachtsgedichte und romantische Gedichte von Eichendorff und anderen Klassikern. Ich las gerne und viel, und die wenigen eigenen Bücher konnte ich fast auswendig, wie zum Beispiel Oliver Twist, Robinson Crusoe, Gullivers Reisen und die Märchenbücher der Gebrüder Grimm, von Bechstein und Hans Christian Andersen.

In der Adventszeit bekam meine Grossmutter von der örtlichen NSDAP-Frauengruppe alte Baumwollstoffe zur Herstellung von Verbandsmaterial für die Lazarette. Immer häufiger gab es Alarm, und sie lief in Panik sofort in den Luftschutzstollen, während ich beim Grossvater blieb, der sich nicht kümmerte.

Oft sassen wir, in Decken gehüllt, auf der Bank vor dem Haus und beobachteten am Himmel im Norden die Scheinwerfernetze und hörten das

Dröhnen der Fliegerabwehrkanonen und der Bomben.

Grossvater wurde nie müde, um Vernunft für die Menschen am Boden und in der Luft laut zu beten. Durch ihn bekam ich eine ganz besondere religiöse Einstellung. Sein Glaube war ganz naiver, katholischer Art. Aber er legte die Grundlage zum Wissen in mir, dass hinter allen materiellen Dingen geistige Kräfte stehen, mit denen der Mensch durch sein Verhalten in aller Freiheit Zusammenwirken kann und soll. Dieses Wissen hat mich bis heute begleitet.

Im letzten Kriegswinter hatte ich sogar eine mystische Phase. Mit Kerzenhaltern, kleinen Heiligenfiguren und einer Marienstatue, die ich in den verlassenen Häusern gefunden hatte, richtete ich in unserem Schlafzimmer auf der Kommode einen Altar ein, vor dem ich niederkniete und Rosenkränze betete, damit ein Wunder geschähe und mir plötzlich ein grosser Friedensengel erscheine. Ich würde mit ihm im weissen, langen Kleid über die Länder fliegen und den Menschen den Frieden verkünden. Das malte ich mir aus in meiner kindlichen Phantasie.

Mein Grossvater stand dieser Sache mit Skepsis gegenüber und fand, es sei eher eine Ketzerei, weil die Figuren eigentlich Diebesgut waren und der Altar ja nicht vom Priester gesegnet war. Ich jedoch hoffte einige Wochen lang auf dieses Wunder, ermüdete aber allmählich und stellte mein Beten ein. So geschah leider nichts von allem, das ich erbeten hatte, und der Krieg ging erbarmungslos weiter.

22

Meine Mutter kam am Tag vor dem Heiligen Abend nach Hirtenberg. Am anderen Morgen fuhr zum Schrecken aller ein Militärauto vor, und wir fürchteten, man hätte es wieder auf meinen oft recht unvorsichtig redenden Grossvater abgesehen. Doch da stieg mein Stiefvater aus, und das Auto mit anderen Uniformierten fuhr weiter. Hans trug seine schwarze SS-Uniform mit der Totenkopfkappe und den hohen Stiefeln und schleppte einen schweren Koffer. Er sah entsetzlich aus, bleich und mager, nur seine Hände und, wie wir später sahen, auch seine Beine waren geschwollen. Er sprach nur wenig und bat im Haus sogleich um einen Pyjama vom Onkel, zog die Uniform aus und legte sich in ein Bett. Wir sollten den Koffer auspacken, flüsterte er noch, bevor er sich in den Decken vergrub. Wir sahen, dass es ihm sehr schlecht ging und liessen ihn in Ruhe.

Ich war traurig, als ich sah, dass auch meine Mutter müde und mager aussah und ständig dem Weinen nahe war. Sie kuschelte sich, halb erfroren und erschöpft von der mühseligen, langen Reise in einem fensterlosen, kalten Zug und nach den langen Fussmärschen, auf der Holzkiste neben dem Ofen an mich. Sie hatte mir und Grossmutter viel zu erzählen, während der schwerhörige Grossvater wieder laut zu beten anfang.

Dann machte Grossmutter das Essen bereit, das sie schon lange vorbereitet hatte und das wir mit grossem Hunger genossen. Es war ein Bohnengericht mit Speckwürfeln und Knödeln. Mutter konnte ihren Teller nicht leeren. Vom vielen Hungern war ihr Magen geschrumpft und vertrug nur noch ganz kleine Mengen. Grossmutter versuchte, auch Hans etwas anzubieten. Aber er bat, ihn nur schlafen zu lassen.

Grossvater hatte für den Heiligen Abend eine kleine Tanne samt Wurzeln aus dem Wald geholt, die er später wieder einpflanzte. Wir schmückten sie mit ein paar Kerzen aus alten Beständen und farbigen Kugeln. Im Koffer meines Stiefvaters fanden wir ungeheure Kostbarkeiten: eine ganze Speckseite, eine Flasche Cognac, Margarinestangen, Mehl und Zucker, Erbsen und Bohnen und – Schokolade! Auch ein Paar Mädchenschuhe und Kleider waren dabei, die aber leider schon zu klein für mich waren. Grossmutter konnte sie später gegen Lebensmittel tauschen. Da waren ausserdem feine, wollene Damenwesten, Pullover und neue Unterwäsche bester Qualität. Woher stammten sie wohl? Wir wollten nicht daran denken.

Einige Nachbarsleute kamen nach kurzem Klopfen zu uns in die Küche und sassen um die Herrlichkeiten herum. Grossmutter schnitt den Speck auf und gab auch den Gästen von unseren Leckerbissen. Einige kamen später mit meinem Grossvater, meiner Mutter und mir in die Mitternachtsmesse, wo ich die mystische Stimmung mit dem vielen Weihrauch und dem Läuten des Altarglöckleins genoss. Und wie jedes Jahr sangen die Leute «Stille Nacht, heilige Nacht».

Als wir heimgingen, schneite es in dicken Flocken. Mutter und Grossvater hielten mich an den Händen. Für ein paar Stunden war ich glücklich. Meine Grossmutter war zu Hause geblieben, um das Feuer im Herd zu hüten. Als es still geworden war, kam mein Stiefvater aus dem Schlafzimmer

und setzte sich zu ihr auf die Holzkiste. Grossmutter respektierte sein Schweigen und bot ihm Tee und etwas zu essen an. Als er uns heimkommen hörte, verschwand er gleich wieder im Bett.

Bereits am 26. Dezember wurde er vom Militärauto abgeholt. Er trug wieder seine schwarze SS-Uniform, umarmte uns alle lange und wortlos und fuhr davon – für immer.

Wie ich später erfuhr, nahmen die Russen Ende Januar 1945 die Gegend um Auschwitz ein und befreiten die Überlebenden im Konzentrationslager. Die Verbrennungsöfen rauchten noch, als die Rote Armee das Lager stürmte. Berge von Leichen, ausgemergelte Menschengeriippe, lagen da, um verbrannt zu werden. Unter Befehl und Bewachung durch die russischen Soldaten mussten die Lagerleiter und Aufseher grosse Gruben ausbaggern, die Leichen mit blossen Händen hineinlegen und alles zuschaufeln. Es war eisig kalt. Die KZ-Gefangenen hatten nur ihre gestreiften, dünnen Sträflingsgewänder an und die meisten waren derart ausgemergelt und schwach, dass sie den Abtransport nicht überlebten. Die SS-Männer und andere Angestellte des Lagers wurden nach der Leichenbergung auf russische Lastwagen verfrachtet und in Richtung Sibirien abtransportiert. Einige hatten Glück und landeten in Gefangenenlagern vor dem Ural, ein paar wenige konnten fliehen und von dem Geschehen berichten. Nach Kriegsende erfuhr die deutsche und österreichische Bevölkerung offiziell und im Detail, welch ungeheure Verbrechen an Millionen Menschen in den Konzentrationslagern und speziell in Auschwitz geschehen waren.

Mein Stiefvater Hans hatte den Jahrgang 1910 wie meine Mutter. Zu Weihnachten 1944, als ich ihn zum letzten Mal sah, war er vierunddreissig Jahre alt gewesen, ein junger Mensch, der noch zehn Jahre zuvor seine Ideale ge-

habt und von einem Familienleben geträumt hatte und wie viele andere Männer in ein System verstrickt worden war, das mit seinem zerstörerischen Irrsinn bis heute mit nichts zu vergleichen ist. Es muss auch für ihn die Hölle gewesen sein, deshalb hatte er die Sprache verloren. Wer kann das heute verstehen? Und wie hatte Maria, meine junge Mutter, diese Beziehung erlebt? Mit meinen zehn Jahren konnte ich über die Hintergründe des Verhaltens der Erwachsenen nichts wissen. Ich fühlte nur die Bedrücktheit, die Unsicherheit und die Zwiespältigkeit der Atmosphäre um mich herum.

In den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr gab es nur einmal Bombenalarm. Mutter ging sogar mit mir hin und wieder mit dem Schlitten auf den Berg, doch wir kehrten wegen der bitteren Kälte rasch in Grossmutterns warme Küche zurück.

Es wurde erzählt, dass deutsche und alliierte Soldaten an der Westfront in den weit auseinanderliegenden Schützengräben sich mit brennenden Weihnachtsbäumen zugewinkt hätten. Und fast alle wären lieber daheim gewesen als gegen einen Feind kämpfen zu müssen, den sie gar nicht kannten und der ihnen persönlich nichts zuleide getan hatte.

Meine Mutter öffnete auf der Zensur viele Briefe, deren verzweifelte Aussagen sie unleserlich machen musste. Nach Neujahr musste sie nach Wien zu ihrer Arbeit in der Briefzensur zurück. Ich weinte, als sie wegfuhr, als ob ich gespürt hätte, dass die Bombardierungen von Wien viel häufiger und heftiger werden sollten. Auch wussten wir nicht, ob die Munitionsfabriken in unserem Dorf der alliierten Luftwaffe nicht doch bekannt waren.

In unserer Küche blieb es oft eiskalt, weil Grossmutter bei jedem Sirenengeheul gleich davonrannte. Die Angriffe auf Wien fanden jetzt meistens ab Mittag bei Tageslicht statt. Man sprach immer mehr von der Invasion

der Russen. Sie kamen näher und näher. Ich kann mich nicht erinnern, was wir zu dieser Zeit in der Schule noch machten. Jedenfalls wurde die Schule bis Mitte März 1945 offiziell weitergeführt.

23

Der Krieg dauerte nun schon mehr als fünf Jahre. Seit Herbst 1944 hatten die alliierten Luftstreitkräfte ihre Angriffe auf Wien und die übrigen Städte und Industriegebiete der «Ostmark» intensiviert. In ganz Deutschland wurden immer mehr auch Wohnhäuser und Kulturgebäude getroffen. Da mit Hitlers Vernunft nicht zu rechnen war, sollte das Hinterland, die Zivilbevölkerung, zermürbt werden. Es wurde von einer Wunderwaffe gemunkelt, die Hitler unschlagbar machen würde, der sogenannten Vergeltungswaffe VI und V2. Wie wir später erfuhren, forschten auch die Deutschen an der Herstellung von Atombomben.

Einem alten Nachbarn in Hirtenberg, einem Elektroingenieur und Hobbybastler, war es gelungen, mit seinem Radio den englischen Sender BBC und weitere ausländische Sender zu empfangen, was strengstens verboten war. Er erfuhr ganz andere Dinge als wir von den deutschen Nachrichtensendungen und vom Reichssender Wien, wir hatten wie die meisten Leute keine Ahnung von der Wahrheit.

In der nächtlichen Küche meiner Grossmutter erzählte er, nachdem auch die Aussentüre vorsichtshalber verriegelt worden war, von der Invasion in Frankreich, vom Zusammenbruch der Westfront, von den kahl bombardier-

ten deutschen Städten im Norden, von den Feuerwalzen, die über diese hereingebrochen waren, von den vielen Toten in der Normandie und vom Widerwillen der verbliebenen Wehrmachtssoldaten, immer noch weiterkämpfen zu müssen. Nur die SS, Hitlers Elitetruppe unter Leitung von Reichsführer Heinrich Himmler, machte anscheinend noch bedingungslos mit.

Ich war fasziniert von unserem Nachbarn, der so viel wusste und für mich eine innere Ruhe und Gelassenheit ausstrahlte. Mit Spannung und Bedrückung hörte ich den Gesprächen der Erwachsenen zu. Das waren meine Gutenachtgeschichten. Auf langes Bitten hin durfte ich auch hin und wieder zu dem alten Ingenieur, um «richtiges» Englisch zu hören. Verstanden habe ich nichts. Aber die Tatsache, dass es noch eine ganz andere Welt gab als diejenige, die ich kannte, löste in mir, soweit das in meinem kindlichen Alter möglich war, ein erwartungsvolles, befreiendes Gefühl aus. Es gab Amerika, ein fernes Land mit unbegrenzten Möglichkeiten. Und die Engländer wussten mehr als wir!

Bald war ich elf Jahre alt. Durch die faschistische Propaganda, die seit Anfang der Volksschule auf uns Kinder losgelassen wurde, war ich bisher der Meinung gewesen, nur wir und die Deutschen seien richtige Menschen (obwohl ich unter diesen ja auch nur ein Mensch zweiter Klasse war, was mir aber nie so ganz unter die Haut ging). Nur wir hatten tapfere Soldaten, und alle anderen Nationen waren eine Art Untermenschen, komisch, feige und dumm.

Eines Tages, als mir der alte Ingenieur übersetzte, was er gerade gehört hatte, kam wie ein Blitz die Erkenntnis, dass die Welt viel grösser war, als ich sie kannte, und dass in anderen Ländern auch «richtige» Menschen lebten. Das Wenige, das er mir in der kurzen Zeit erzählen konnte von anderen Völkern und Kulturen, gab mir plötzlich ein ganz anderes Bewusstsein. Es

war ein ungeheurer Entwicklungssprung in meinem engen Weltbild. Der alte Herr merkte meine Verwirrung und mahnte mich eindringlich, mit niemandem darüber zu reden. Es werde bald ganz anders auf der Welt, dann werde alles gut sein und dann dürfe man alles sagen. Bis dahin müsse ich Geduld haben und ein braves, stilles Mädchen sein.

Im Dorfkino wurde sonntags ein Kinderfilm oder ein mehr oder weniger lustiger oder sentimentaler Unterhaltungsfilm gezeigt, der jugendfrei war. Vorher gab es jedes Mal, wie seit Anfang des Krieges, die «Deutsche Wochenschau» mit dem heroischen Emblem des riesigen Reichsadlers und der Melodie von Franz Liszt. Da sahen wir immer noch, wie seit Jahren, die strammen, deutschen Soldaten, wie sie vorrückten im Feindesland, alles zusammenschossen und die feige und dumm dreinblickenden Feinde gefangen nahmen. Wir sahen die deutschen Sturzkampfflieger, die ohne Zögern auf die am Boden kriechenden Russen schossen, oder es wurden zerlumpfte, dreckige Partisanen gezeigt, die angeblich feige davonrannten. Ich kann mich vor allem an das Getöse der Kanonen, an die Granaten- und Bombeneinschläge und die gloriosen Musikeinspielungen erinnern, wenn wieder ein «Sieg» errungen worden war. Da fragte sich niemand, wie solche Bilder auf unsere Kinderseelen wirkten.

Vom Rückzug der deutschen Truppen wurde kaum etwas gezeigt. Höchstens hiess es, die Front sei «begradigt» worden. Auch die unerwartete und erfolgreiche Invasion der Amerikaner an der Atlantikküste Frankreichs mit Tausenden von Menschenopfern auf beiden Seiten und dem Zusammenbrechen der Westfront wurde in der glorreichen Wochenschau kaum erwähnt. Hitler vertrat in seinen Reden die Ansicht, dass ein Volk nur durch Kampf und Grausamkeit stark werden könne. Dann folgten zur Beruhigung

und als Belohnung für unsere erschreckten Kindergemüter der schöne Film und die Reklame für den nächsten Sonntag, falls nicht ein Bombenalarm dazwischenkommen sollte.

In der Schule kam es nur noch selten zu geordneten Prüfungsarbeiten. Immer wenn die Blätter für einen Aufsatz oder eine Rechenprobe ausgeteilt wurden, warteten wir Kinder schon mit einem Ohr auf das Einsetzen des Sirenengeheules, bei dem wir alles liegen lassen durften, um bergwärts in den Luftschutzstollen zu stürmen. Wir hatten uns schon so sehr an die Möglichkeit des Todes gewöhnt, dass dies uns weniger lästig war als die Probenarbeiten.

In all der Not machte ich aber eine umwerfende, wunderbare Erfahrung: die erste grosse Liebe! In diesen Tagen kam ein neuer Junge in unsere Klasse, dessen Vater an der Westfront gefallen war. Seine Mutter war in Wiener Neustadt bei der letzten Bombardierung getötet worden. Jetzt musste der Elternlose wie ich bei seinen Grosseltern in unserem Dorf leben. Er war ein grosser, schöner Jüngling, und keiner der anderen Buben wagte es, den Neuling anzugreifen. Alle warben um seine Gunst. Da ich in der Klasse die beste Schülerin war, wurde er neben mich gesetzt, damit ich ihm bei den Aufgaben in der für ihn neuen Schule helfen sollte, denn er hatte Mühe beim Schreiben.

Wahrscheinlich war er Legastheniker, aber dies wurde damals nicht beachtet. So schrieb ich für ihn die Aufsätze. Er steckte mir kleine Zettel in den Sack, darauf stand: «Ich liebe dich» oder «Sei meine – ich bin ewig deiner» oder «Für dich allein werde ich siigen». Diese kostbaren Liebesbriefe legte ich in eine Blechbüchse und vergrub sie im Garten wie einen teuren Schatz.

Robert Somogyi, so hiess der geliebte Knabe, hatte ein anderes, von mir bewundertes Talent: Er konnte gegen die ganze Klasse solo die zweite

Stimme mit Variationen singen, ohne dass dies vorher jemand mit ihm geübt hätte. Wahrscheinlich war er sehr musikalisch. Wir sprachen nicht viel miteinander, es genügte uns, in der Schule, im Luftschutzstollen oder im Kino nebeneinander zu sitzen, die Hände zu halten und uns still und tief in die Augen zu blicken. Das erfüllte mich mit einem derart unbeschreiblichen Glücksgefühl, wie ich es später nie mehr empfunden habe. Nach Kriegsende wurden wir getrennt, weil ich nach Wien ins Gymnasium ging und er als Vollwaise zu Verwandten nach Kärnten kam. Unserer grossen Liebe waren nur wenige Wochen gegönnt. Viele Jahre später las ich auf einem Konzertprogramm in Zürich *Dirigent: Robert Somogyi*. Ob es der Robert meiner Kindheit war, weiss ich bis heute nicht.

24

Die letzten Wochen vor Kriegsende waren derart turbulent und von Schreckensmeldungen, Gerüchten, ständigem Nahrungsmangel, Kälte und Bombenalarm erfüllt, dass ich die Geschehnisse zeitlich nicht mehr einordnen kann. Die Dorfbevölkerung wurde schliesslich von den Polizisten und Luftschutzwarten angewiesen, einen Koffer mit Decken und persönlich notwendigen Dingen für einen längeren Rückzug in den schützenden Felsenstollen bereitzumachen. Der Stollen war für rund zweitausendfünfhundert Menschen ausgesprengt worden.

Noch ahnten wir nicht, was auf uns zukommen sollte. Immer noch strichen wir Kinder in den leeren Häusern der Geflüchteten und Verschollenen herum in der Hoffnung, etwas Brauchbares zu finden, und machten dort unsere nicht sehr feinen Spiele.

Zu jeder wachen, arbeitsfreien Tages- und Nachtstunde betete mein Grossvater laut für den Frieden, was meiner verängstigten Grossmutter mehr und mehr auf die Nerven ging. Durch die ständige Anspannung und Sorge, was sie uns zu essen geben und mit was sie mich kleiden sollte, wurde sie immer reizbarer und erschöpfter. Ich erinnere mich an einen besonders trostlosen Abend, da Grossmutter nach einem langen Bombenalarm aus dem Luftschutzstollen in die kalte Küche heimkam, neben dem

Ofen auf die Bank sank, den Kopf in die Arme vergrub und total müde murmelte: «Ich kann nicht mehr, ich mag nicht mehr...»

Der schwerhörige Grossvater hatte sie nicht verstanden und sagte, dass sie ja heute noch gar nichts gekocht habe. Da verlor sie die Nerven und warf ein Scheit Holz gegen ihn. Sie begann ihn zu beschimpfen, was mich traurig und verzweifelt machte, weil er so erschrocken und hilflos schien und er doch mein einziger Halt war. Zum Glück verstand er wegen seiner Schwerhörigkeit nicht alles. Schliesslich erhob sich meine Grossmutter doch wieder, wies den Grossvater an, im Ofen anzufeuern und machte uns eine Kartoffelsuppe. Als wir endlich am Tisch die Suppe löffelten und sich noch eine Nachbarin dazugesellte, hellte sich die Stimmung wieder auf.

Über das Treiben der Russen breiteten sich grausige Gerüchte aus, denen ich bei den Nachbarschaftsgesprächen in Grossmutter's Küche verängstigt und gespannt zugleich lauschte. Zwischen uns Kindern im Luftschutzbunker nahmen die Geschichten dann noch schrecklichere Formen an. Vor allem würden die Russen sämtliche Frauen und Mädchen, auch die ganz kleinen, vergewaltigen und dann umbringen und ihr Penis sei über einen halben Meter lang. Die meisten von ihnen seien Mongolen mit Schlitzaugen und Krummsäbeln.

Am 12. März 1945 erfolgte der schlimmste Luftangriff durch die westlichen Alliierten auf Wien, bei dem sowohl in den Randbezirken die Industrieanlagen wie in den inneren Bezirken und in der Innenstadt die weltweit berühmten Bauten getroffen wurden und teilweise in Flammen aufgingen. Das Gebälk des Wahrzeichens von Wien, der grosse, alte Stephansdom mit seinem 148 Meter hohen Turm, in welchem die berühmte Glocke «Pummerin» hing, brach unter den Flammen zusammen. Ende Monat wurden die Deutschen von der Roten Armee im Osten über die eigenen Landes-

grenzen zurückgedrängt, und die Russen bereiteten sich auf die Schlacht um Wien vor.

Meine Mutter war schon Anfang März 1945 durch die Militärpost auf der Zensurstelle über das zu Erwartende orientiert. Sie geriet in Panik und packte alles, was ihr wichtig und wertvoll schien, Dokumente, Schmuck, Photographien, Wäsche und Kleider in zwei grosse Koffer. Sie ahnte nicht, dass diese Dinge für die nächsten drei Jahre alles sein würden, was ihr von ihrer Wohnung und ihrem Besitz geblieben war. Jetzt wollte sie einfach das Ende des Schreckens bei uns in Hirtenberg abwarten. In der Wohnung blieben in einem Kasten abgelegte SS-Uniformen und einschlägige Literatur von meinem Stiefvater liegen. Sie überlegte nicht, was das für Folgen für sie haben sollte. Zurück blieb auch ihr übriges Hab und Gut, ihre Möbel, Bilder, Kleider, Photographien, Wäsche, Nähmaschine und alles, was ihr kostbar und lieb war.

Irgendwie gelang es ihr, mit den schweren Koffern den havarierten Südbahnhof zu erreichen und nach langem Warten auf einen Zug nach Hirtenberg zu kommen. So stand sie schliesslich in der Küche meiner Grosseltern, umarmte uns und sagte nur immer wieder: «Jetzt ist es aus – jetzt ist es aus...» Die schweren Koffer holten wir später vom Bahnhof mit dem Leiterwagen.

Es folgten bange Tage, an denen ständig das Radio lief. Wir vernahmen, dass die Russen bereits im Burgenland waren, wo unser Weinbauer seinen Hof hatte. Noch kämpfte der Rest der Wehrmacht und der Waffen-SS gegen die Sowjetarmee, die in zehnfacher Übermacht hereinbrach und gegen Wien strebte. Am 3. April hatte sie die Umgebung Wiens erreicht, und drei Tage später drang sie bereits ins Stadtgebiet ein. Als meine Mutter dies hörte, brach sie in hemmungsloses Weinen aus.

Mein Grossvater hatte wegen seiner Schwerhörigkeit die Nachricht nicht recht verstanden, und Grossmutter hatte ihre Bedeutung auch nicht erfasst. Ich sah meine Mutter so verzweifelt und hilflos weinend wie noch nie. Ich versuchte, sie zu umarmen, und gleichzeitig wehrte sich etwas in mir gegen ihre Schwäche. Da war kein Mensch mehr, bei dem ich Geborgenheit hätte finden können. Jeder war unendlich allein.

Wie wir später vernahmen, dauerte der Kampf um das Wiener Stadtgebiet vom 6. bis zum 13. April. Bei den grossen Brücken über die Donau wurde um jedes Haus gekämpft. Vernünftige hohe deutsche Offiziere hatten im Geheimen schon lange den Plan «Operation Radetzky» gefasst, bei dem es darum ging, zum Schutz der Bevölkerung und der Gebäude die Stadt kampflos zu übergeben. Gleichzeitig gab es aber von Fanatikern der Waffen-SS den «Plan Nero», nach welchem vor der Kapitulation die ganze Stadt von der SS selbst zerstört werden sollte. Sie entdeckten den «Plan Radetzky» und liessen kurz vor der Kapitulation die eigenen Offiziere an Laternenpfählen erhängen. Die meisten Brücken über die Donau und den Donaukanal wurden noch von der SS gesprengt. Nur bei der Reichsbrücke konnte die Sprengung verhindert werden.

Die erschöpften deutschen Kampftruppen ergaben sich den Russen, bevor die Waffen-SS ihren «Plan Nero» umsetzen konnte. So kam Wien im Gegensatz zu Prag und Budapest und anderen Städten noch einigermaßen glimpflich davon. Dennoch kostete der Kampf um Wien je nach Quelle 30'000 bis 40'000 Menschen das Leben.

Teile der russischen Armee zogen weiter und erreichten Mitte April die Gegend rund um das Triestingtal, wo Hirtenberg mit dem Haus meiner Grosseltern lag. Mutter und Grossvater brachten noch einige Dinge in das Grubenversteck im Garten, wie Bettzeug, Kannen mit Brennsprit und Pe-

troleum, entsprechende Lampen und ein Kochgerät, türmten wieder Astholz darüber auf, dann packten sie Decken und Wäsche in Taschen. Wir hatten keine Ahnung, was auf uns zukommen sollte. Mutter wusste nur, dass die Russen schon ganz nahe waren.

25

An einem der nächsten Tage fuhr die Ortpolizei mit Lautsprechern durch die Strassen und Gassen des Dorfes und gab die Anweisung, dass die Zivilbevölkerung sich ab sofort zum eigenen Schutz in die Luftschutzstollen im Berg begeben solle. Man müsse ruhig handeln und Decken, Lebensmittel und Trinkwasser mitnehmen. Die Front werde in den nächsten Tagen das Dorf überrollen, die Gefahr von Explosionen wegen der Munitionslager und anderer explosiver Materialien sei gross.

Im Dorf gab es einige wenige Bauern. Ihnen war freigestellt, eine Person zur Betreuung der Tiere zurückzulassen. Es wurde aber empfohlen, für ein gutes persönliches Versteck zu sorgen. «Heil Hitler» schrie plötzlich niemand mehr. Der alte Elektroingenieur wollte von einem Ortpolizisten wissen, was mit den Gefangenen und den Ostarbeitern in den Baracken geschähe. Sie blieben unter militärischer Bewachung, bekam er zur Antwort.

Grossmutter verlor die Beherrschung und rannte sofort los. Meine Mutter packte alles Essbare und ein wenig Geschirr, die Decken und die Wäsche und einen Liegestuhl auf den Leiterwagen. Ich legte mein Lieblingsbuch, Onkel Toms Hütte, dazu. Grossvater schloss die Wohnungstüre ab, und wir drei zogen mit dem Leiterwagen zum Stolleneingang. Dort waren bereits viele Leute, die sich mit ihren Habseligkeiten hineindrängten. Die

Felsenhöhlen waren ihnen ja von den Aufenthalten bei Fliegeralarm bekannt, und jeder wollte einen möglichst grossen und guten Platz und ein paar leere Munitionskisten ergattern.

Wir mussten bis weit ins Innere gehen. Jeder von uns schleppte, so viel er konnte, Mutter trug den Liegestuhl. Endlich fanden wir Grossmutter auf Kisten sitzend. Sie war wie gelähmt und nicht ansprechbar. Mutter richtete uns einen Platz in einer Ausbuchtung beim Lüftungsstollen ein. Sie machte uns eine Art Lager aus Kisten und den mitgebrachten Decken und verstaute die wenigen Vorräte. Grossmutter bekam eine Decke und den Liegestuhl. Dort sass sie stumm und bewegte sich kaum mehr.

Nach wenigen Stunden war fast die ganze Zivilbevölkerung im Felsentollen eingetroffen. Erst sprachen die Leute laut miteinander. Allmählich wurden sie stumm und sass einfach da. Manchmal hörte man Kinder weinen. Noch funktionierte die Stromversorgung, und in den Stollengängen und Höhlen brannten elektrische Birnen. Männer vom Luftschutz begannen, für alle Fälle, Karbidlampen zu montieren. Sie erinnerten daran, dass die Toiletten sich vor dem Eingang befänden, und teilten kleine Militärblechschüsseln aus. Ab morgen gäbe es Suppe. Und nun begann das lange, bange Warten auf das noch Unvorstellbare. Jeder brütete in seinen Phantasien und Ängsten.

Nach ein paar Stunden des stumpfen Dasitzens begannen sich einzelne Leute zu regen. Man musste seine Notdurft verrichten. Über ausgestreckte Beine, Säcke und Koffer, Schlafende und Wachende musste man sich bis zum Ausgang durcharbeiten. Bald stand eine Schlange von Menschen in der kalten Nacht vor den zwei Aborten. Einige entfernten sich und machten ihr Geschäft irgendwo auf den Boden, so auch mein Grossvater und ich. Vom Kamm unseres Berges wurde bereits mit schwerem Geschütz auf die

gegenüberliegende Seite geschossen, wo die Stosstruppen der Russen lagerten.

Dann fuhren alle zusammen, als zum ersten Mal das Dröhnen der Stalinorgel einsetzte. Der russische Raketenwerfer hatte unseren Bergkamm zum Ziel und brachte alles zum Erbeben. Und in der Talmulde lagen das Dorf und die Fabrikgebäude voll von Munition und explosiven Materialien. Ein paar Soldaten, junge «Wehrwölfe», fast noch Buben, kamen heruntergerannt und wollten zur Zivilbevölkerung. Einer weinte. Ein SS-Offizier folgte ihnen und trieb sie wieder hinauf zu den Waffen. Leuchtgeschosse flogen über das Tal. Deutsche und Russen standen sich gegenüber. Die Front war da, und wir hockten darunter im Felsenstollen.

Als wir den Leuten im Felsinneren berichteten, was sich draussen tat, wollte niemand mehr hinaus. Zum Glück hatte meine Mutter unseren Platz beim Luftschacht gefunden. Das war eine roh aus dem Felsen gehauene Röhre, die schräg nach oben ins Freie führte. In einer Nische hinter unserem Platz konnte meine Grossmutter ihre Notdurft verrichten. Bald begann es dort entsprechend zu stinken. Man hätte sie nicht hinausbewegen können. Mutter und ich kletterten von nun an zu diesem Zweck durch die Röhre ins Freie. Über uns tobte der entsetzliche Kampf immer ärger. Die Geschosse schlugen in den Berg ein. Auf unserer Seite wurde immer weniger geschossen. Allmählich verstummte auch die fürchterliche Stalinorgel auf der anderen Seite.

Das ging drei Tage und Nächte so. Es scheint mir heute noch ein Wunder zu sein, dass, wie bei den Bombardierungen, kein Geschoss in die explosiven Munitionslager der Fabrik gefallen ist. Für die Russen hatte dies den Vorteil, dass sie nach der Kapitulation alles Material samt Maschinen requirieren und abtransportieren konnten. Für die Bevölkerung blieben zumindest die Häuser stehen.

Im Stollen sprach kaum jemand ein Wort. Durch die Luftschächte hörte man den immer schwächer werdenden Kanonendonner. Zwischendurch erschreckten uns Gewehrschüsse, oft ganze Salven. Die Stunden vergingen, man vergass Essen und Trinken und hatte nur noch Angst vor dem Kommenden.

Da trampelte ein Zivilschutzwart in der Morgenstunde durch die Gänge und meldete, dass die deutschen Truppen überall weisse Fahnen gehisst hätten. Sie hatten den aussichtslosen Kampf aufgegeben und kapituliert, entgegen dem Befehl des Oberkommandos. Man müsse damit rechnen, dass bald die ersten Russen eintreffen würden. Die Leute sollten sich ganz still verhalten und auf ihren Plätzen bleiben, die Frauen sich mit Kopftüchern verhüllen und die Gesichter mit Lehm verunstalten. Man wisse, dass die Russen scharf auf Uhren und Frauen seien. Man solle die Uhren entweder gut verstecken oder lieber freiwillig geben.

Wieder vergingen einige Stunden. Und dann kam der gefürchtete Augenblick. Man hörte russische Kommandorufe, und nun sahen wir sie.

Wir kauerten uns ganz klein zusammen, als der Zivilschutzwart mit erhobenen Händen und hinter ihm die beiden ersten Rotarmisten mit dem Sturmgewehr im Anschlag über unsere Beine stapften. Es waren keine Mongolen, aber sie sahen für uns trotzdem furchterregend aus. Sie trugen dicke Fellmützen mit dem Sowjetstern über ihren erschöpften und abgehärmten Gesichtern, verdreckte, zerlumpfte, hochgeschlossene grünbraune Uniformmäntel und abgetragene, klobige Stiefel. Wahrscheinlich hatten auch sie grosse Angst, denn sie konnten ja nicht wissen, was dieser riesige Menschenhaufen in dem langen Stollengang bedeutete und dass am anderen Ende wieder ein Ausgang war. Wenn sich jemand nur leicht bewegte,

drohten sie mit dem Gewehr, sodass wir es nicht wagten, uns zu rühren, auch lange, nachdem sie verschwunden waren.

Nach einer Weile ging nochmals eine Gruppe Rotarmisten auf die gleiche Art durch die Gänge, offenbar Offiziere, denn ihre Uniformen sahen etwas besser aus. Einer blieb bei uns stehen und sagte barsch und fordernd «Urra!». Der begleitende Zivilschützer erklärte, der Russe wolle eine Uhr. Ein alter Mann streckte ihm seine Taschenuhr entgegen. Der Russe steckte sie in den Sack, schob den Ärmel zurück und zeigte seinen Arm, an dem schon drei Armbanduhren zu sehen waren. Er deutete darauf und gab uns zu verstehen, dass er solche Uhren haben wolle. Dann ging er weiter.

Ein anderer blieb vor meiner Mutter stehen und schob ihr Kopftuch zurück. Da fing sie gleich widerlich und krächzend zu husten und spucken an. Der Russe machte eine Abwehrbewegung und folgte den anderen. Mutter wurde unmittelbar darauf von einem langen Schüttelfrost befallen.

Nachdem die Russen verschwunden waren, tauchte die Frage auf, was eigentlich mit den Gefangenen und den Ostarbeitern in den Lagern unten in der Fabrik geschehen sei. Ein Luftschutzwart gab nur zögernd Auskunft. Man habe die Männer und Frauen befreit und einfach laufen lassen. Es sei nicht beobachtet worden, dass sie, meist Franzosen, Engländer oder Amerikaner, zu den Russen übergelaufen wären. Sie seien einfach in alle Richtungen verschwunden. Die Ostarbeiter hingegen hätten sich im Dorf verteilt.

Mehrere Männer, die in den Lagern als Aufseher gearbeitet hatten, kamen zum Stolleneingang, um ihre Familien zu suchen. Wenig später führten einige Ostarbeiter ein paar Russen heran und deuteten auf sie. Die Russen machten kurzen Prozess und erschossen diese Männer sofort vor den Augen der vor den Toiletten stehenden Leuten, liessen sie unbesehen in ih-

rem Blut liegen und marschierten schnell wieder davon. Bald kamen weinend und schreiend die Ehefrauen dieser Männer aus dem Stollen. Auch ich befand mich gerade draussen, da die Kinder immer wieder minutenweise an die frische Luft durften, denn der Gestank im Stollen war langsam unbeschreiblich geworden. Einige der Kinder mussten unvorbereitet zusehen, wie ihr Vater vor ihren Augen erschossen wurde.

Diese Szene baut sich heute nach Jahrzehnten wieder bildgetreu vor meinem inneren Auge auf. Bis jetzt, da ich bald achtzig Jahre alt bin, blieb sie tief zugedeckt. Ähnliches und noch Schrecklicheres ist gleichzeitig an allen Fronten und in den Konzentrationslagern geschehen. Darüber wusste das elfjährige Kind, das ich damals war, noch nichts. Doch was hier geschah und was ich fassungslos mit ansehen musste, das war meine Gegenwart und Realität. Es war eines jener Bilder aus meiner Kindheit, die mich heute wieder in ihrer grenzenlosen Trostlosigkeit erreichen.

Wir Kinder standen entsetzt und unbeachtet da und sahen zu, wie die schockierten Sanitäter die Leichen in ein Zelt trugen. Die laut weinenden Frauen liefen mit. Die Zivilschützer forderten die Leute im Stollen auf, Ruhe zu bewahren und vorderhand noch auszuharren, da die Situation im Dorf chaotisch sei.

Tagelang konnten sich die Menschen im Berg kaum bewegen. Äusser einer mehligem Kartoffelsuppe einmal täglich gab es nichts zu essen. Die wenigen Vorräte waren aufgebraucht. Und wir stanken alle grässlich. Da beschloss meine Mutter in ihrer stillen Verzweiflung, mit mir heimlich durch den Luftschacht aus dem Stollen zu kriechen und auf eigenes Risiko nachzusehen, was sich in unserem nahegelegenen Haus am Waldrand tat. Wir schlichen durch den Wald und gelangten durch ein Tor am Zaun zum Haus.

Eine Kuh stand brüllend im Garten. Wir lauschten eine Weile, ob sich jemand im Haus befand, und als wir nichts hörten, wagten wir uns hinein.

Die Türen waren alle aufgebrochen und in den Wohnungen herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Wilde Horden mussten hier gewütet und geplündert haben. Auch gekocht hatte hier jemand, auf dem Herd stand eine Pfanne mit fetten Speiseresten, Kartoffeln und Fleischstücken. Nach einigem Zögern merkten wir, dass sie noch geniessbar waren, und kratzten bedenkenlos und gierig alles aus.

Dann kam meiner Mutter die Kuh in den Sinn. Sie hatte noch nie selber gemolken. Aber da war Milch! Es gelang uns, das Tier an einen Baum zu binden, meine Mutter fand einen Kübel und eine Kiste, auf die sie sich setzte, und molk mit aller Kraft etwas Milch aus der gequälten Kuh in den Kübel.

Da bog zum Glück der Bauer um die Ecke, der im Versteck zu Hause ausgeharrt hatte wegen seiner Tiere. Er hatte zusehen müssen, wie Russen und Flüchtlinge sein Vieh aus dem Stall trieben und die Schweine grob schlachteten. Die Kuh war eines seiner wenigen zurückgebliebenen Tiere. Er molk sie fertig und versteckte sie dann hinter dem Holzschopf, wo ein schwer zugänglicher Platz war und wo er sie einige Tage lang betreute, bis er es wagte, sie wieder heimzuholen.

Mutter machte entgegen aller Vorsicht im Herd einer verlassenen Küche ein Feuer. In einer anderen Küche fand ich Mehl und Griess unter herausgerissenen Schubladen. Daraus kochte Mutter mit der Milch und Wasser einen dicken Brei, der uns auch ohne Salz oder Zucker herrlich schmeckte. Sie wärmte einen grossen Topf mit Wasser, und wir wuschen uns zum ersten Mal nach langer Zeit. Den ganzen übrigen Brei verdünnte sie mit etwas Wasser und leerte ihn in den Kübel. Mit diesem schlichen wir durch den Wald zurück zum Stolleneingang, wo sich ein paar Kinder befanden.

Die schaufelten mit blossen Händen heiss hungrig den grauen Brei aus dem Kübel und verschlangen ihn bis zum letzten Rest.

Die Zivilschützer schüttelten nur den Kopf über unseren Wagemut. Die Menschen mussten noch drei weitere Tage im Luftschutzstollen ausharren. Dann wurde den Verantwortlichen der Gemeinde vom russischen Kommando zugesichert, dass für die Zivilbevölkerung keine Gefahr mehr bestehe, wenn sie sich seinen Anordnungen fügen würde. Die Leute durften sich wieder in ihre Wohnungen begeben.

26

Nach zwölf Tagen fast bewegungslosem Verharren im Berg ohne ausreichende Verpflegung und sanitäre Versorgung erhoben sich die Menschen nur langsam und verstört.

Als wir Grossmutter aus ihrem Liegestuhl helfen wollten, begann sie zu kreischen und keifen. Sie konnte sich kaum bewegen und war ganz verwirrt. Wir mussten warten, bis der Durchgang frei war und zwei Sanitäter sie auf einer Karre hinausbringen konnten. Auch draussen konnte sie weder stehen noch gehen. Mutter fand unseren Leiterwagen. Dort setzten wir sie hinein und zogen sie samt unseren Habseligkeiten die Strasse hinunter zu unserem Haus.

Die Menschen, vor allem Alte, Frauen und Kinder, die in langen Reihen den Felsstollen verliessen, sahen genauso aus wie die Juden, die uns als abschreckende Bilder aus den jüdischen Ghettos in der glorreichen «Deutschen Wochenschau» gezeigt worden waren. Alle waren schmutzig, bleich, mit strähnigen Haaren und ohne Lächeln im Gesicht. Sie gingen wortlos, gebückt und schleppend. Schnell ist einem Menschen die äussere Würde genommen, und ebenso schnell verlieren viele auch die innere in der Not.

Grossvater, Mutter und ich mussten zuerst in dem wüsten Chaos, das die Plünderer in den Wohnungen angerichtet hatten, ein wenig Ordnung schaffen und für Grossmutter ein Bett richten, bevor wir sie gemeinsam hinein-

trugen. Sie stank wie eine Kloake. Der Mantel, den sie in all den Tagen angehabt hatte, klebte an ihrem Rücken und war voll Urin und Fäkalien. Als wir ihn ausgezogen hatten, sahen wir, dass ihr Rücken wund war. Grossvater musste den Herd anheizen und Wasser wärmen, damit wir Grossmutter endlich waschen konnten. Sie war immer noch geistig verwirrt und böse und sollte es fast vier Wochen lang bleiben.

Mit viel Mühe machte Mutter auch für uns eine Schlafstelle bereit. Die Plünderer hatten den grössten Teil unseres Bettzeugs zerschissen, darauf uriniert oder Speisereste darauf geleert. Grossvater holte unterdessen aus dem Erdversteck unter dem Astholz Kartoffeln und eingemachtes Obst. Mutter kochte die Kartoffeln sofort, und endlich konnten wir mit diesem Festmahl unseren Hunger stillen und uns total erschöpft hinlegen.

Lange währte die Ruhe nicht, denn in einem Nachbarhaus hatten russische Soldaten Quartier bezogen, sich betrunken und begonnen, ihren Sieg zu besingen. An dieses Singen mussten wir uns gewöhnen. Es war eigentlich ganz schön. Wahrscheinlich verarbeiteten sie auf diese Art ihre eigene Not und ihr Heimweh. Die Gruppe sang den Refrain, und einer stimmte immer wieder eine neue Strophe an in klagenden Molltönen. Und wenn es endlich die letzte war, begannen sie mit einem neuen Lied, das sollte täglich bis in die späten Nachtstunden so dauern.

Ich schlief wenig in dieser ersten Nacht im verschmutzten Bettzeug und merkte, dass auch mein Grossvater wach war, obwohl sein lautes Beten verstummt war. Er musste wohl einen neuen Gebetsinhalt finden in diesen richtungslosen Tagen. War das der neue Friede, um den er sieben Jahre lang gebetet hatte? Meine Mutter hörte ich leise weinen.

In früher Morgenstunde polterte eine Gruppe russischer Soldaten in unser Haus, angeführt von einem Offizier, den sie «Kapitano» nannten. Dieser entschuldigte sich in beinahe perfektem Deutsch mit russischem Akzent in aller Form für die Störung und befahl gleichzeitig, dass wir alle die Wohnung wieder verlassen müssten und im Nachbarhaus Quartier bekämen. Die Nachbarn seien schon orientiert, dass sie uns und noch eine Familie aufnehmen müssten. In unserem und den angrenzenden Häusern werde die Truppe einquartiert. Wir hätten eine Stunde Zeit für die Räumung. Wenn es irgendwelche Probleme gäbe, könne man sich an ihn wenden. Er bezeichnete noch das Haus, wo sich sein Büro befand.

Meine Mutter widersprach und rief verzweifelt, dass die Grossmutter schwer krank sei und gar nicht gehen könne. Der Kapitano sprach kurz mit einem der Begleitsoldaten und wandte sich dann ganz freundlich wieder an meine Mutter mit der Bemerkung, die alte Frau werde von seinen Soldaten in einem Stuhl hinübergetragen.

Der Umzug mit der kreischenden Grossmutter verlief recht dramatisch, und die Nachbarn waren zunächst erbost, dass sie uns und fünf weitere Personen in ihr demoliertes Haus aufnehmen mussten. Die Russen legten meine Grossmutter ohne Frage in das erste Bett, das sie fanden, und marschierten schnell davon.

Da sassen wir nun mit ein paar Habseligkeiten im Schlafzimmer der Nachbarin, die wie wir am Vorabend ermattet und halb verhungert mit ihren beiden erwachsenen Töchtern aus dem Bergstollen gekommen war. Die andere zugewiesene Familie hatte das Wohnzimmer besetzt. Schliesslich blieb uns und den betroffenen Nachbarn nichts anderes übrig, als uns mit der Lage abzufinden und zu beraten, wie wir uns arrangieren konnten.

Wenig später kam einer der Russen, ein junger Soldat, und warf drei grosse Laibe Brot auf den Tisch. Er sagte nur «Kapitano». Jede Gruppe

nahm ein Brot. Wir schnitten es auf und assen heiss hungrig davon. Die Russen nannten wir allgemein «Iwan», aber dieser Soldat hiess wirklich so. Iwan und einen weisshaarigen Soldaten namens Iljitsch sowie den Kapitano selbst erlebten wir in den nächsten Wochen als Freunde.

Iljitsch beugnete meinem Grossvater auf der Gartenbank, als dieser wieder zu seiner Sprache mit Gott gefunden hatte und gerade laut betete. Da kniete Iljitsch sich neben ihn auf den Boden und betete ebenfalls laut in seiner Sprache mit. Grossvater erinnerte sich seiner mährischen Muttersprache, die an das Russische anklingt, und gemeinsam bestürmten sie lange Gott um Hilfe für die Menschheit. Dieses Bild der beiden alten, weinenden, betenden Männer machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf meine Kinderseele, gab mir eine Art Vertrauen zurück und prägte sich unvergesslich ein.

Langsam führte unser Leben mit den Nachbarn zu einer gewissen Routine. Die Gemeindeverwaltung hatte eine öffentliche Garküche eingerichtet. Für die Einwohner gab es Ausweise, die zum Bezug einer Essensportion berechtigten. So zog ich täglich mit einer jungen Nachbarin zur Ausgabestelle, wo wir mit unseren Kannen in einer langen Schlange anstanden und um möglichst grosse Portionen für uns und unsere Angehörigen bettelten.

Auch die Russen hatten eine grosse Feldküche. Dort standen wir Kinder ebenfalls bei jeder Gelegenheit und bettelten um die Reste. Doch die Russen hatten auch nicht viel. Alles, was essbar war, fand sofort seine dankbaren Abnehmer. Zu jener Zeit sprach niemand von Allergien, Unverträglichkeiten oder Diabetes. Der Hunger machte jeden russischen Eintopf zur Delikatesse, auch wenn schmutzige Hände ihn zubereitet und schon vorher viele darin gelöffelt hatten.

Zwei Wochen lang mussten die Nachbarn ihr Haus mit uns teilen, während bei uns zwanzig Russen einquartiert waren und alle Wohnungen behausten. Auch eine Feldküche war dort eingerichtet. Nun teilte uns der Kapitano mit, dass die Baracken der Gefangenenlager für die Besetzungstruppen bereitgemacht worden seien und die Soldaten die Privatwohnungen verlassen würden.

Als unser Haus geräumt war und wir einen ersten Augenschein nahmen, sahen wir, dass die Verwüstung um ein Mehrfaches schlimmer war als nach der Hinterlassenschaft der ersten Plünderer. Grossvater flickte und nagelte tagelang an Möbeln und Türen, während meine Mutter und ich putzten und fegten und den Rest der Wäsche reinigten. Aus den verlassenen Wohnungen suchten wir das nötigste Geschirr zusammen, und nach einer Woche konnten wir die kranke Grossmutter wieder in ihr Bett in ihrer Wohnung legen.

Allmählich kamen auch die Bewohner zurück, welche zu Verwandten nach Salzburg geflüchtet waren. Zertrümmerte Möbel, eingeschlagene Fensterscheiben, ausgeplünderte Schränke und Schubladen, Schmutz, Gestank und Ungeziefer überall, das trafen sie bei ihrer Heimkehr an. Grossvater war pausenlos im Einsatz und half allen mit Reparaturarbeiten. Der Krieg war noch nicht ganz beendet. Immer noch wurde irgendwo gekämpft.

27

Meine Mutter, meine Grosseltern und ich standen in den letzten Wochen in Hirtenberg unter dem Schutz des russischen Hauptmannes, des «Kapitano», und seiner Burschen Iwan und Iljitsch. Er lud uns oft zum Mittagessen in der von ihm bewohnten, verlassenen Villa ein und zeigte uns Bilder seiner Frau und seiner Kinder. Da er gut Deutsch sprach, konnte er uns das Kriegsgeschehen aus der Sicht der Russen schildern, das Entsetzen der russischen Bevölkerung, als die deutsche Wehrmacht im ersten Ansturm weite Gebiete einfach überrannte, brennende, ausgeplünderte Dörfer und Abertausende Tote hinterliess. Hitler hatte mit Stalin einen Nichtangriffspakt geschlossen, den er aber nie einzuhalten gedachte. Er wollte im Gegenteil den ganzen Osten mit einem brutalen Blitzkrieg überrennen und so Land im Osten für die «arische» Bevölkerung gewinnen. Die slawischen Völker betrachtete er als minderwertige Untermenschen, die sich höchstens als Sklaven und Hilfsarbeiter eigneten und zum Teil wie die Juden ausgerottet werden sollten. Nur den Weissrussen, Ukrainern und baltischen Völkern sprach er noch eine gewisse Existenzberechtigung zu.

Die Russen waren auf diesen Angriff im Juni 1941 nicht vorbereitet gewesen. Deshalb konnten die deutschen Armeen in kurzer Zeit fast bis nach Moskau vordringen. Mit ihrem riesigen Reservoir an Menschen jenseits

des Urals, wo sie geschützte Waffenfabriken hatten, aber auch mit Waffenlieferungen der Alliierten bauten die Russen jedoch so schnell als möglich die Rote Armee auf. Sie konnte die schon vor Moskau stehenden deutschen Truppen zurückdrängen und schliesslich mit Millionen geopferter Menschen besiegen. Welche unvorstellbaren Grausamkeiten dabei geschahen, ist in den Geschichtsbüchern nachzulesen.

Der Kapitano hatte oft Tränen in den Augen, wenn er von seinen persönlichen, schrecklichen Erlebnissen und Verlusten berichtete. Meine Mutter hätte es nicht gewagt zu erwähnen, dass mein Stiefvater SS-Offizier war. Und als er einmal nach meinem leiblichen Vater fragte, sagte sie nur, dass er Agraringenieur war und vor dem Krieg gestorben sei.

Iljitsch kam regelmässig abends zu Grossvater in die Gebetsstunde. Da knieten die beiden weisshaarigen Männer vor einem Kruzifix, das Grossvater im Erdversteck gerettet hatte, und beteten laut in ihrer Muttersprache. Am Sonntag hielt ein alter Priester in der Kirche wieder Gottesdienst, den Iljitsch mit uns zusammen besuchte. Seiner orthodoxen Tradition entsprechend blieb er während des ganzen Gottesdienstes aufrecht stehen, während wir doch immer wieder knien oder sitzen durften.

Grossmutter fand langsam zu ihrer normalen Art zurück. Sie stand wieder auf, wusch sich und half, so gut sie konnte, im Haushalt. Der junge Iwan sah in ihr das «Grossmütterchen», nannte sie «Starababa» und suchte ihre Nähe. Wenn er konnte, brachte er gestohlenen Mehl und Hefe aus der Feldküche, manchmal sogar Zucker und Eier, damit Grossmutter für uns und ihn eine Art Kuchen backen konnte. Einmal brachte er einen grossen, lebendigen Hasen, den Grossvater schlachten sollte für einen Braten. Kurz darauf kam aber jammernd ein alter Nachbar und klagte, jemand habe sei-

nen Hasen gestohlen. Wie glücklich war er, als Grossvater das Tier herausrückte, allerdings mit schwerem Herzen. Der Hase erwies sich als Häsin, die tags darauf ein Nest voll von Jungen hatte.

Da wir Kinder keinen Unterricht hatten, blieb mir Zeit zum Lesen. Ich strich in diesen Tagen oft alleine in den immer noch leeren Häusern herum, hatte auch einen geheimen Eingang in ein Fabrikareal gefunden und machte dort in den Büroräumen und Hallen meine Erkundungszüge. Dabei fand ich ein Bücherregal mit wahren Schätzen. Bände von Goethe, Schiller, Stefan Zweig, Feuchtwanger, Kleist, Dickens und vielen anderen waren da gut versteckt aufgereiht. Bei jedem Streifzug brachte ich zwei Bücher heim und versteckte sie im Geräteschuppen. Wenn es warm und trocken war, kletterte ich mit einem Buch am Waldrand auf einen Baum, hatte einen sicheren Platz auf einer Astgabel und vertiefte mich mit heissen Wangen in diese Bücherwelt.

Vieles konnte ich mit meinen elf Jahren noch nicht verstehen, doch manche Weisheit und Schönheit der Worte ist mir bis in die späteren Jahre im Gedächtnis geblieben. So faszinierte mich die Entdeckung von Goethes Faust. Der Prolog im Himmel, wo Gott mit den Erzengeln und mit Mephisto spricht, las ich meinem Grossvater vor. Er schüttelte nur verständnislos den Kopf und fand es wirres, ketzerisches Zeug. Sein Gottesverständnis war einfacher und bodenständiger Art. Da auch Grossmutter und Mutter meiner Bibliothek wenig Verständnis und Interesse entgegenbrachten und fanden, ich solle lieber Rechnen und Schreiben üben, blieb ich noch lange Zeit mit meinen damit verbundenen Fragen allein.

Eines Tages, als ich in den Ästen eines blühenden wilden Kirschbaumes sass, realisierte ich plötzlich, dass trotz des Lärms der vorbeidonnernden

Fahrzeuge und der Gesänge, die vom russischen Militär zu hören waren, eine ganz neue Stille und Helligkeit mich umgaben. Sirenengeheul, Geschützdonner, Dröhnen der Bombenflugzeuge, Gewehrschüsse, Probeschiessen in der Fabrik, Kriegsnachrichten gab es schon eine Zeit lang nicht mehr. Hingegen sangen die Vögel viel lauter, dufteten die Blütensträucher intensiver, schien die Sonne heller und waren die Bäume grüner. Eine neue Atmosphäre erfüllte die Luft. Die ganze Natur schien sich zu freuen. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchdrang mich mit der Erkenntnis, dass zumindest in unserer Gegend der Krieg zu Ende war.

Wenige Tage später, am 8. Mai 1945, fuhr ein Lautsprecherwagen durch die Strassen und verkündete, die deutsche Wehrmacht habe die endgültige Kapitulation des Grossdeutschen Reiches bekannt gegeben. Adolf Hitler hatte sich am 30. April 1945 in Berlin das Leben genommen. Das war das Ende des Tausendjährigen Reiches, das in meiner Kindheit begonnen und sieben Jahre lang gedauert hatte.

Die Russen in unserem Dorf feierten die Nachricht, wie wahrscheinlich alle Siegertruppen auf ihrer Seite, mit wilden Freudenschüssen, Saufgelagen und stundenlangen Gesängen. Die wenigen Bauern des Dorfes zitterten um ihre letzten Tiere, und die jungen Frauen und Mädchen mussten sich verstecken, um nicht von den Betrunknen vergewaltigt zu werden. Wir hatten das Glück, dass uns der Kapitano beschützte und meine Mutter und ich im von ihm besetzten Haus übernachten konnten. Er blieb in all diesen Tagen ein feiner, besonnener Herr und gab zu bedenken, dass jetzt noch sehr schwere Zeiten für alle Völker bevorstünden und eigentlich noch kein Grund zum Jubeln war.

Die Kinder profitierten einige Tage vom Siegestrubel der Russen. Wir umlagerten ständig die Feldküchen und konnten uns endlich einmal richtig gut satt essen von den Resten der Soldaten und brachten auch unseren An-

gehörigen vieles heim. Auf einer Seite Jubel – auf der anderen unendliches Leid. Millionen von Menschen auf beiden Seiten hatten durch die deutsche Invasion ihr Leben verloren. Wofür?

All das konnte uns Kinder in Hirtenberg noch nicht beschäftigen. Für uns war es eine abenteuerliche Zeit, in der wir einfach das Überleben übten. Ich strich täglich in den grossen Fabrikarealen herum, versteckte mich, wenn ich Russen oder jemand anderen hörte, und brachte meinem Grossvater viele Dinge heim, die er meiner Meinung nach gebrauchen konnte: Werkzeuge, Seile, Nägel und Schrauben, Bretter und ganze Kisten, Ölpapier und Segeltuch, alles Mögliche und Unmögliches. Zwar wurde ich gerügt, das sei verboten und das dürfe ich nicht. Doch merkte ich, dass Grossvater eine stille Freude an den kostbaren Dingen hatte, dank denen er seine nötigen Reparaturarbeiten ausführen konnte. Auch konnte man mit einigen Dingen Tauschgeschäfte machen und vom Bauer sogar ein wenig Milch, Mehl oder ein Ei einhandeln für ein paar Schrauben oder Nägel.

Doch allzu lange währte dieses freie Abenteuerleben nicht. Bei der Dorfküche wurde uns mitgeteilt, dass die Kinder mit Wochenbeginn, also Mitte Mai, wieder zur Schule müssten. Dort empfing uns ein neuer Lehrer, der bereits in den ersten Kriegsjahren in Afrika den linken Arm verloren hatte. Nachdem er uns freundlich, ohne Heil Hitler und auf uns ganz ungewohnte Art begrüsst hatte, erzählte er uns seine persönliche Geschichte, damit wir wussten, mit wem wir es zu tun hatten.

Nach dieser freundlichen Einleitung wechselte er in einen strengeren Ton und erklärte uns, wie wichtig es sei, dass wir nach der jahrelangen Vernachlässigung des richtigen Lernens vieles nachholten. Es sei nötig für den Wiederaufbau unserer zerstörten Heimat, dass wir kluge und tüchtige Men-

schen würden, das gelinge aber nur mit Fleiss und Disziplin und guter Kameradschaft. Danach lehrte er uns die erste Strophe von Schillers vertontem Gedicht *Freude, schöner Götterfunken* und entliess uns mit einem freundlichen «Auf Wiedersehen morgen um acht Uhr».

Das waren ganz neue Töne. Wir blieben lange stumm auf unserem Heimweg. Erst nach halber Strecke begann das übliche Gerangel unter den Buben. Robert ging neben mir und hielt meine Hand, solange wir den gleichen Weg hatten. Ich spürte, dass eine neue Zeit begann.

Der Lehrer hielt Wort. Bereits am nächsten Morgen hatten wir einen strengen Unterricht in Rechnen, Schreiben und Heimatkunde, bei dem uns die Köpfe rauchten und aus dem es kein Entkommen durch Bombenalarm und Rennen in den Luftschutzbunker mehr gab. So absurd es scheint, in den ersten Schultagen vermissten wir diese Möglichkeit. Es verging einige Zeit, bis wir die neue Schulordnung begriffen hatten und uns in den Unterricht dieses charismatischen Lehrers einfügten. Unsere kindlichen Gemüter waren noch weich und biegsam. Schnell hatten wir die nationalsozialistische Gehirnwäsche vergessen und unser Verhalten geändert. Adolf Hitler war bald weit weg. Die alliierten Besatzer waren jetzt das Thema, und die grosse Not der ersten Nachkriegsjahre begann.



Hunger jahre

Lisel, 12 Jahre, mit
Mutter Maria 1946.

28

Meine Mutter liess die Frage nicht mehr los, was wohl in diesen Wochen in Wien mit ihrer Wohnung geschehen sein mochte, die sie Hals über Kopf verlassen hatte, um vor dem Einmarsch der Russen bei mir und den Grosseltern in Hirtenberg zu sein. Einen Schlüssel zur Wohnung hatte sie der Hausmeisterin anvertraut und in zwei Koffern nur Dokumente und das Nötigste mitgenommen. Doch Personenzüge nach Wien funktionierten noch keine.

Sie sprach darüber mit unserem Schutzengel, dem russischen Kapitano. Er brachte es fertig, dass sie mit einem Militärauto, welches Soldaten nach Wien transportierte, mitfahren konnte, und sie setzte sich, nur mit einem Rucksack bepackt, auf einen Lastwagen zwischen die Rotarmisten. Der Kapitano hielt den Männern noch eine energische Ansprache. Die Grosseltern und ich standen da und winkten, als sie bangen Herzens ins Ungewisse fuhr. Auch bei uns blieben eine grosse Angst und die Frage, ob das gut ausgehen konnte und ob ihr nichts Übles zustossen werde.

Wie Mutter drei Wochen später erzählte, verhielten sich die Russen auf der rumpeligen Fahrt ruhig und anständig. Nach gut einer Stunde hielt der Wagen am Stadtrand in noch ländlicher Gegend an und sie wurde aufgefordert, auszusteigen. Keiner konnte Deutsch. Man liess sie einfach stehen, der

Lastwagen fuhr in westlicher Richtung davon, und da stand sie in ihren ausgetretenen Schuhen mutterseelenallein. Das Typische an Grossstädten ist, dass sie eben sehr gross und weitläufig sind, also machte sie sich in dieser ihr unbekanntem Region in östlicher Richtung auf den Weg. Viele Quartiere waren zerbombt, Strassenbahnen oder Autobusse fuhren nirgends. Immer wieder musste sie Leute fragen, da die Orientierung in den schwer beschädigten Strassen schwierig war. Nach stundenlangem Gehen und Suchen kam sie endlich in den 2. Bezirk nach Leopoldstadt, wo sich das Wohnhaus mit unserer Wohnung befand.

Die Häuser nördlich des Praters und an unserer Strasse waren nur leicht beschädigt. Mit Herzklopfen trat sie in den Hausgang und stand vor ihrer Wohnungstüre. Sie versuchte aufzuschliessen. Der Schlüssel ging nicht. Da war ein anderes Schloss montiert. Sie hörte Stimmen in der Wohnung. Sie läutete. Eine fremde Frau öffnete und fragte unwirsch, was sie wolle.

«Ich wohne hier», sagte meine Mutter.

Das könne jeder sagen, fuhr sie die andere scharf an.

«Aber ich bin doch hier zu Hause, das ist meine eigene Wohnung, das sind meine Möbel und Sachen! Sie können sich doch da nicht einfach hinsetzen und mich und mein Kind hinauswerfen, wer gibt Ihnen das Recht dazu?», rief meine Mutter verzweifelt und versuchte, in die Wohnung hineinzugehen. Aber die fremde Frau gab ihr einen heftigen Stoss, Mutter fiel rückwärts auf die harten Fliesen des Treppenhauses und die Frau schlug knallend die Türe zu.

Mutter verlor die Besinnung. Die Erschöpfung durch den stundenlangen Fussmarsch ohne Essen und Trinken und der Schock trugen das ihre dazu bei. Als sie wieder zu sich gekommen war, schleppte sie sich an die Türe der Hausmeisterin und läutete.

Diese öffnete und war erschrocken, als sie meine Mutter sah, die fragte, was mit ihrer Wohnung los sei. Nachdem sie ihre Verlegenheit überwunden hatte, erklärte sie, dass alle verlassenen Wohnungen von der Wiener Behörde und den Russen requiriert worden seien und sofort von zugewiesenen Leuten, welche ausgebombt waren, besetzt wurden. Bevorzugt wurden jene, welche sich gleich nach Kriegsende bei der Kommunistischen Partei KPÖ, die sich in Wien sofort gebildet hatte, einschreiben liessen. So, wie es zuvor Schutz und Vorteil bedeutet hatte, bei der NSDAP zu sein, war es jetzt die KPÖ.

Meine verzweifelte Mutter bat die Hausmeisterin, ihr zu helfen, schliesslich sei sie doch schon bald zehn Jahre Mieterin der Wohnung und habe der Hausmeisterin im vollen Vertrauen die Schlüssel gegeben. Da schrie die Hausmeisterin sie an, sie solle froh sein, dass nicht nach ihr gefahndet werde. Sie habe zum Glück noch vor Eintreffen der russischen Inspektion die SS-Uniformen aus dem Schrank genommen und im Müllcontainer entsorgt. Später stellte sich allerdings heraus, dass dies gar nichts genützt hatte. Meine Mutter war ohnehin als Ehefrau eines SS-Mannes registriert und musste alle damit verbundenen Nachteile und Diskriminierungen in der ersten Nachkriegszeit erleiden und sollte auch keine Rente wie die Witwen der Wehrmachtssoldaten bekommen.

«Was soll ich tun, wo soll ich mit Lisel wohnen?», fragte sie unter Tränen die Hausmeisterin.

«Gehen Sie zum Wohnungsamt, ich kann Ihnen auch nicht helfen», antwortete diese in barschem Ton und schlug grusslos die Türe zu. Noch vor Kurzem hatte die Hausmeisterin immer mit gestrecktem Arm die Hausbewohner mit lautem «Heil Hitler» begrüsst.

Mutter suchte mit letzter Kraft eine Freundin auf, die im gleichen Bezirk in einer kleinen Zweizimmerwohnung zusammen mit ihrem invaliden

Mann und ihrer Schwiegermutter wohnte. Dort konnte sie zunächst bleiben, bis die Sache mit dem Wohnungsamt geklärt war. Gleich am nächsten Tag suchte sie die Amtsstelle auf, wo man ihr mitteilte, da liesse sich im Moment nichts machen, die fremde Familie sei als Mitglied der KPÖ von der russischen Kommandantur eingewiesen worden. Sie könne höchstens ein Gesuch für die Herausgabe existenzwichtiger Möbel und Gegenstände machen und einen Antrag auf Einweisung zu einer Familie mit grösserer Wohnung stellen.

Dies tat meine Mutter sogleich. Dann begab sie sich zu anderen Freunden, um für mich einen besser geeigneten Platz zu finden. Sie hatte die fixe Idee und die Absicht, mich möglichst schnell nach Wien zu holen, damit ich endlich ans Gymnasium gehen könne, das war ihr enorm wichtig. Sie hatte angeblich meinem leiblichen Vater kurz vor seinem Tod fest versprochen, dafür zu sorgen, dass ich eine gute Ausbildung bekäme. Jetzt war sie ganz auf die Hilfe der wenigen Freunde und Bekannten angewiesen, die sie noch in Wien hatte. Äusser ihren paar Habseligkeiten, die sie im Rucksack trug, besass sie nichts. Auch das Geld war nichts mehr wert, nur Tauschartikel zählten, und die Rationierung von Lebensmitteln sollte noch mehrere Jahre andauern.

29

Ich weiss nicht mehr, auf welche Art meine Mutter wieder zurück nach Hirtenberg gelangt ist. Es war ein milder, sonniger Nachmittag. Die Grosseltern und ich sassen im Hof neben dem Haus. Da sah ich sie von weitem die Strasse heraufkommen und lief ihr entgegen. Sie konnte nicht sprechen, hielt sich nur an mir fest. Sie hinkte. An den Fersen hatte sie offene Blasen. Bei den Grosseltern angekommen, sank sie auf die Bank und begann schluchzend zu erzählen.

«Man hat mir alles genommen. In meiner Wohnung sitzen fremde Leute. Ich weiss nicht, wo Hans in Gefangenschaft ist und ob er noch lebt. Das ganze Geld ist weg, die Banken sind geschlossen und niemand kann mir sagen, wo das Geld von meinem ersten Mann geblieben ist.»

Sie berichtete von ihren vergeblichen Gängen zu den Behörden. Aber sie hatte arrangiert, dass wir zunächst bei Freunden in Wien unterkommen konnten. Sie wollte, dass ich endlich in Wien in die Schule gehe und sie dort ihren Kampf um ihre Wohnung aufnehmen könne. Auch hatte sie sich bereits beim Arbeitsamt gemeldet und war zunächst als sogenannte «Trümmerfrau» registriert worden. Gleich nach Kriegsende hatte die österreichische Bevölkerung, wie auch jene Deutschlands, mit den Aufräumarbeiten

begonnen. Tausende Menschen, vor allem Frauen, standen auf den Schutthaufen, räumten so gut sie konnten mit Maschinen, Werkzeugen und blossen Händen die Trümmer zur Seite, reinigten die noch brauchbaren Ziegel und schichteten sie in langen Reihen für den Wiederaufbau auf. Dafür bekamen sie eine bescheidene Verpflegung und Lebensmittelmarken.

Dank der Hilfe des russischen Kapitano konnten Mutter und ich zwei Tage später in einem offenen Militärauto, in dem wir eng eingezwängt zwischen den Soldaten sassen, nach Wien fahren. Beide trugen wir einen Rucksack mit ein paar wenigen Kleidungsstücken, und ich hielt auch noch meine Schultasche wie eine Kostbarkeit.

Diesmal fuhren die Russen bis ins Stadtzentrum und liessen uns an einer Strassenecke aussteigen. Wir machten uns auf den weiten Weg bis in den 4. Bezirk zu Freunden der Mutter, die ihr eine vorläufige Bleibe angeboten hatten. Ich konnte mit zwei Kindern im Kinderzimmer schlafen, Mutter bekam einen Diwan in der Eingangshalle.

Bereits am nächsten Tag nahm mich meine Mutter mit in das nächstgelegene Gymnasium, um mich anzumelden. Man verwies uns an das Realgymnasium, welches ausgebombt war und behelfsmässig im selben Schulhaus einquartiert wurde. Die früher mehrfach geführten Klassen hatte man zusammengezogen, und so sassen zunächst rund fünfzig bis sechzig Schülerinnen eng zusammengedrängt in den Bänken. Dank Mutters Anmeldung landete ich im Realgymnasium. Sie war überzeugt, dass ich das schaffe.

Da sass ich nun zwischen den Stadtmädchen in der zweiten Klasse, geprägt von der Hauptschule in Hirtenberg und der Sprache im Fabrikdorf, mit spärlichem Wissen und ohne Ahnung von Latein. Trotz Bombenalarm und Schulunterbrüchen hatten meine Mitschülerinnen in Wien doch einen qualifizierteren Unterricht als ich genossen. Hungrig und armselig geklei-

det waren wir alle, aber dennoch fühlte ich, dass ich ein dummes, noch armseligeres Landei war.

Katastrophal für mich waren die Stunden in Latein und Algebra, denn ich verstand noch gar nichts. Zum Glück lebte bei Mutters Freunden ein alter Onkel, der mir geduldig und selbstlos Nachhilfeunterricht gab und mit mir stundenlang büffelte. Es war ein Erlebnis, als ich den ersten Satz im Lateinbuch verstand: *Patria nostra olim provincia romana erat*. Unser Vaterland war einst eine römische Provinz!

Allmählich erging es mir so wie seinerzeit beim selbständigen Lesenlernen. Ich begann, die grammatikalischen Zusammenhänge dieser recht logisch aufgebauten Sprache zu begreifen. Doch der Anfang, auch in Mathematik und Geometrie, war hart, und ohne den guten, alten Onkel hätte ich es nicht geschafft. Er war es, der mir aus seinen Beständen Zirkel, Lineale und Winkel für die Geometriestunden verschaffte, alles Kostbarkeiten, die für meine Mutter unerschwinglich gewesen wären.

Wir lebten bei den Freunden meiner Mutter wie ungebetene Flüchtlinge und bekamen dies fast täglich zu spüren. Wenn Mutter abends todmüde, staubig und hungrig von der Trümmerarbeit in die Freundeswohnung kam, war das Badezimmer lange besetzt, auf ihrem Diwan lagen Wäscheberge, und die Kochstelle in der Küche wurde auch nur widerwillig freigegeben. Und wenn der alte Onkel mir Nachhilfeunterricht geben wollte, wurde er häufig gerade dann zu anderer Arbeit gerufen.

Nach wenigen Wochen, Anfang Juli, begannen die Sommerferien. Hin und wieder fuhren jetzt Züge aus dem zertrümmerten Südbahnhof Richtung Leobersdorf und manchmal sogar bis Hirtenberg. Mutter und ich waren froh, dass ich die Ferienzeit bei den Grosseltern verbringen konnte, und so

musste sie mich wieder einmal mit einem Rucksack und dem Schulzeug gepackt alleine auf die abenteuerliche Reise schicken.

In Hirtenberg war das russische Militär aus fast allen Privathäusern ausgezogen und lebte einigermaßen organisiert in den Baracken und Fabrikgebäuden. Nur die Offiziere, auch unser guter Kapitano, residierten noch in den zum Teil verlassenen Villen.

Es gab immer noch die «Ausspeisung» der Gemeinde. In einer Fabrikküche konnte man täglich um die Mittagszeit in mitgebrachtem Geschirr pro Person eine bescheidene Mahlzeit fassen, und zweimal in der Woche gab es pro Person ein halbes Pfund Brot. Grossmutter war froh, dass ich jetzt das mühselige Anstehen und Heimtragen übernehmen konnte. Dazwischen genoss ich das Holz sammeln im Wald mit Grossvater und zwang mich täglich, ein wenig Latein und Mathematik zu üben. Und da war auch noch meine heimlich im Schopf versteckte Büchersammlung, bei der ich meine Zeit oft vergass.

Meine Streifzüge durch die verlassenen Fabrikareale hatten an Reiz verloren, da es kaum noch ein nützliches Material oder Werkzeug gab, mit dem ich Grossvaters Werkstatt nicht schon ausreichend eingedeckt hatte. Material und Maschinen waren von den Russen bereits abmontiert und über Ungarn abtransportiert worden. Angeblich blieben dann ganze Zugladungen an den russischen Grenzen stehen und verrotteten, da die entsprechenden Ingenieure fehlten und niemand wusste, was damit anzufangen sei.

Eines Tages kam Onkel Franz, Mutters Bruder, in zerlumpter Uniform und ganz abgemagert wieder heim nach Hirtenberg. Als einfacher Hilfsdienstler war er mit vielen anderen Gefangenen von den Russen plötzlich entlassen worden. Die Russen hatten für die eigenen Soldaten kaum genügend Nahrung, womit sollten sie die Tausenden Gefangenen ernähren?

Grossmutter's Freude war gross. Onkel Franz konnte aber nicht lange bleiben, denn wovon sollte er leben? So machte er sich auf den Weg zu seiner Verlobten, die mit der Weinbauernfamilie im Burgenland, wo ich während des Krieges Ferien verbracht hatte, verwandt war. Dort war er eine willkommene Arbeitskraft. Der Bauer selber lag schwer verwundet im Lazarett, und die Kriegsgefangenen als Helfer gab es nicht mehr. Die Feld- und Stallarbeit tat dem Onkel gut, bald war er gesund und bei Kräften und hoffte, seine Braut bald heiraten zu können.

30

Unterdessen war Mutter in Wien bei anderen Bekannten untergekommen und hatte auch für mich ein vorläufiges Quartier gefunden. In einer Manufaktur für Fischereibedarf hatte man sie zum Knüpfen von Fischernetzen angestellt. Sie war geschickt, lernte schnell dieses Handwerk und knüpfte im Akkord acht bis neun Stunden am Tag, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen.

In der Stadt war infolge der beschädigten Wasserleitungen Paratyphus ausgebrochen. Auch bei meiner Mutter und mir brach er eines Tages, als ich sie besuchte, von einer Stunde zur anderen aus. Wir hatten unbeschreiblichen Brechdurchfall und sasssen ständig auf der Toilette. Die Bekannten, bei denen wir gerade untergebracht waren, hatten vor Jahren auf dem Gutshof meines leiblichen Vaters gearbeitet. Jetzt bewohnten sie eine kleine Eineinhalbzimmerwohnung. In der Kammer schlief die Schwiegermutter, das Schlafzimmer teilten sie mit meiner Mutter und mir.

Auch bei ihnen brach der Paratyphus aus. Die kleine Wohnung ohne Badezimmer roch nur noch nach Fäkalien. Wir hatten kein Toilettenpapier und keine Medikamente. Nach einer Woche waren wir zu ausgetrockneten Skeletten abgemagert. Niemand hatte Kraft, Nahrung zu beschaffen. In der Grossstadt war man trotz der vielen Mitbewohner in solchen Situationen

sehr allein, da die einzelnen Mieter kaum miteinander verkehrten. Ausserdem waren viele Wiener von der Seuche ebenfalls betroffen. Mutter war trotz ihrer Schwäche als Erste auf den Beinen und machte uns allen eine Art Mehlsuppe, die uns wieder Energie gab. Sobald auch ich einigermaßen gehen konnte, verliessen wir die geplagten Leute und fanden bei anderen Freunden Unterschlupf.

Das Realgymnasium hatte Mitte August 1945 wieder begonnen. Nun war ich besser auf den Mittelschulunterricht vorbereitet und erreichte langsam einen mittleren Durchschnitt in den Noten. Wir elfjährigen Mädchen wurden von den Professorinnen mit «Sie» angesprochen. Schulhefte waren eine Kostbarkeit und erst dann, wenn eines vollgeschrieben war, konnte man im Schulbüro ein neues kaufen.

Unser Schulhaus im 1. Bezirk war in der Zwischenzeit in einen benutzbaren Stand gebracht worden, und wir konnten in das eigene Gebäude umziehen. Doch die Fenster waren nur mit zusammengesetzten Glasteilen geflickt, sodass Wind und Regen eindringen konnten. Im Frühherbst machte das noch nicht viel aus, doch als der berühmte Winter 1945/46 einsetzte, war dies für uns brandmagere, armselig gekleidete und grösstenteils unterernährte Kinder in der grausamen Kälte der ungeheizten Räume eine harte Zeit.

Mehrmals mussten wir während der Unterrichtsstunden aus den Bänken steigen und Turnübungen machen, um uns vor Erfrierungen zu schützen. Der Schnee drang durch die Ritzen der notdürftig geflickten Fenster und bedeckte oft die Schulbänke. Ich bekam erfrorene Zehen und Finger, die nachts unerträglich anschwellen, schmerzten und juckten und erst im folgenden Sommer einigermaßen abheilten. Trotz allem hatten wir einen halbwegs normalen Unterricht.

Im September 1945 wurde Wien von den Alliierten in vier Zonen aufgeteilt. Die Russen waren nicht mehr alleinige Besatzungsmacht der Hauptstadt. So gab es russische, amerikanische, britische und französische Bezirke, eine Einteilung, die bis zum Jahr 1955, als Österreich den Staatsvertrag erhielt, andauern sollte.

Die Amerikaner organisierten rasch in allen Schulen Wiens die sogenannte Schülerausspeisung. Nebst den Schulsachen hatten wir deshalb eine kleine Blechschüssel und einen Löffel bei uns. Nach dem Unterricht standen wir in der Eingangshalle in langen Reihen und warteten sehnsüchtig auf eine Kelle voll Brei, Suppe oder Kakaotrunk und ein Stück Brot. Das stillte vorerst den grössten Hunger.

Das Schweizerische Rote Kreuz führte bei den Schulkindern medizinische Untersuchungen durch. Die stark unterernährten Kinder bekamen einen Ausweis, der sie berechtigte, bei der Schweizer Ausspeisung, die im Gebäude des Wiener Kursaales untergebracht war, noch eine zusätzliche Kelle Brei, Suppe oder Ovomaltine zu fassen. Meine Freundin und ich gehörten zu diesen Kindern. Es war zwar ein weiter Weg, aber der Hunger trieb uns hin. Das Sattheitsgefühl hielt eine halbe Stunde an, dann stellten sich der Hunger und das Frieren wieder ein.

Auf dem Weg entdeckten wir ein anderes Gebäude, in welches zur Mittagszeit viele Leute hineingingen. Es war eine öffentliche Küche für Angehörige von Bahn- und Polizeibeamten. Auch dort standen wir an. Meine Freundin hatte durch den Krieg Vater und Mutter in Linz verloren und lebte nun, mit ihren elf Jahren, ganz auf sich selbst gestellt bei einer alten Tante in Wien.

Als wir an die Reihe kamen, sollten wir einen Ausweis zeigen. Den Ausweis hätten wir leider verloren, log meine Freundin, die übrigens unsere Klassenbeste war.

«Wo arbeitet denn euer Papa?», fragte die Kontrolleurin.

«Bei der Südbahn», antwortete meine kluge Freundin. Da gab sie uns, da

sie uns für Geschwister hielt, einen neuen Ausweis. An der Theke erhielten wir noch einmal einen Teller mit einem undefinierbaren Eintopf, den wir aber jedes Mal mit Wonne verspeisten. So pilgerten wir beiden Mädchen während unserer ersten Gymnasialschulzeit fast täglich zu unseren drei Futterplätzen. Dann erst machte sich jede auf den weiten Heimweg.

Die Freunde meiner Mutter, bei denen ich gerade untergebracht war, litten selber unter dem Mangel an Nahrung und waren froh, dass sie mich nicht auch noch füttern mussten. Wir bewohnten eine kleine Zweizimmerwohnung, ich teilte die Schlafkammer mit ihrem Sohn, der in die Hauptschule ging und dem ich bei den Aufgaben helfen musste. Dafür bekam ich am Abend und am Morgen ein Stück Brot mit ein wenig Schmalz.

Meine Mutter lebte in diesen Tagen bei einer anderen Bekannten, einer ehemaligen Angestellten vom Gutshof meines Vaters. Dort knüpfte sie den ganzen Tag lang die Fischernetze und später auch Taschen mit der Makramée-Technik. Dafür wurde sie pro Stück bezahlt, konnte jede Woche abliefern und erwarb sich mit unendlichem Fleiss ein bescheidenes Einkommen. Wir wechselten noch mehrmals unsere Schlafplätze und blieben meistens getrennt, um unsere Freunde nicht allzu sehr zu belasten.

Wichtig waren die Lebensmittelmarken. Man musste sich monatlich damit in einem Geschäft anmelden, und dieses erhielt dann auf Grund der Anmeldungen die aufgerufenen Lebensmittel, ein Pfund Mehl, ein wenig Fett, Erbsenpulver, Brot, Milchpulver und anderes mehr. Da wir fast alle vierzehn Tage das Obdach wechselten, musste ich oft weite Wege zurücklegen, um meine Ration zu holen. Es erging mir nicht anders als vielen anderen Kindern auch. Wir mussten es aushalten, haben die Schulen trotzdem geschafft und früh gelernt, selbständig zu sein.

Eines Tages bekam meine Mutter vom Wohnungsamt auf ihr Gesuch hin die Mitteilung, dass wir im Gebäude hinter dem Hotel Sacher in der Wohnung eines Arztes ein Zimmer beziehen könnten. Der Urologe, Privatdozent und ehemaliger Nazi, war aufgefordert worden, in seiner grossen Wohnung ein Zimmer für Obdachlose zur Verfügung zu stellen.

Anstelle eines Mietzinses musste meine Mutter die Wohnungs- und Praxisreinigung übernehmen. Gleichzeitig mussten die Besetzer unserer eigenen Wohnung meiner Mutter ein paar notwendige Möbelstücke herausrücken, darunter auch ihre Nähmaschine, die ihr die Heimarbeit ermöglichte.

Anfangs waren wir sehr glücklich, nicht mehr unseren Freunden zur Last zu fallen und eine eigene Unterkunft zu haben. Die Wohnung lag im Hochparterre des Gebäudes, in dessen Vorderbau sich das berühmte Hotel Sacher befand. Unser kleines Zimmer hatte nur ein Fenster in den engen Hinterhof, war nicht heizbar und die Scheiben waren mit Glasteilen und Ölpapier notdürftig vermacht. Es war eine von zwei Abstellkammern der grossen Wohnung.

Meine Mutter erledigte in der dunklen Kammer bei schwachem Licht Nähaufträge von einer Kunstgewerbefirma, die bereits im ersten Nachkriegsjahr den Wiederaufbau wagte und aus einfachsten Materialien von Designern entworfene praktische Gegenstände wie Taschen, Hausschuhe, Spielzeuge und Kleider herstellen liess. An ihrer Nähmaschine arbeitete Mutter immer bis in die späten Nachtstunden, während ich an einem kleinen Tischchen meine Aufgaben machte und bei den Putzarbeiten half.

Als jedoch die grosse Kälte hereinbrach, war das Zimmer eine finstere Eiskammer. Die ganze Wohnung war kalt, nur im Praxisraum befand sich ein kleiner Holzofen. Zweimal in der Woche war der alte Urologe anwesend und empfing tagsüber Patienten und, da er schwul war, abends seine Boys. Da musste meine Mutter heizen.

Das vorhandene Holz war nur für die Praxis bestimmt. Auch wenn in der Küche neben dem Gasherd ein kleiner Holzofen stand, war es verboten, vom Praxisholz zu nehmen. So kam meine Mutter auf die Idee, die in der Gerümpelkammer gelagerten Möbel zu zersägen und uns zumindest am Abend, wenn wir uns vor Kälte kaum mehr bewegen konnten und die gefrorenen Füße und Finger schmerzten und juckten, ein Feuerchen zu machen, an dem wir uns für kurze Zeit ein wenig wärmen konnten. Die alten Wiener Wohnungen in den neoklassizistischen Prachthäusern haben eine Raumhöhe von dreieinhalb bis fünf Meter, da verpuffte das bisschen Wärme sofort. In meinen Erinnerungen an meine Kindheit ist das Frieren im Winter in den kalten, hohen Räumen und dunklen Hinterzimmern in Wien unauslöschlich eingepägt.

Wenn draussen die Sonne schien und wir es in dem finsternen Loch nicht mehr aushielten, ging meine Mutter mit mir in den nahen Burggarten bei der Wiener Hofburg. Dort sassen wir dann eine Weile in einer Mauernische und genossen das Licht. Einige Gebäude der Hofburg wurden als riesiges Lazarett benützt. Hunderte von jungen Männern mit abgeschossenen Gliedern, mit nur einem oder gar keinem Bein, ohne Arme, mit eingegipsten Rücken, verbundenen Köpfen lagen dort. Als es wärmer wurde, sah man sie in Rollstühlen, mit Krücken, allein oder geführt. Oft bestand der ganze Mensch nur noch aus Rumpf und Kopf. Das war das traurige Gesicht des Krieges. An Sonntagen gingen meine Mutter und ich auch Rollstühle herumführen, um den so schrecklich Verwundeten ein wenig Abwechslung und Zuwendung zu schenken. Viele dieser jungen Männer wollten lieber tot sein, wenn sie an ihre Zukunft dachten.

31

Die Kälte und die mangelhafte Ernährung zeigten Folgen: Meine Mutter bekam einen dick angeschwollenen Leib und ebensolche Beine. Ihr Körper konnte das Wasser nicht mehr ausscheiden. Ich selbst war ein Knochengestell und hatte am ganzen Leib Pilzflecken. Der Urologe gab uns ein paar Tabletten, die aber nichts halfen.

An der Kärntnerstrasse, ganz in der Nähe unserer Unterkunft, befand sich die alte Malteserkirche mit einem Altar für den Heiligen Antonius. Sie war nur wenig beschädigt. In unserer Not und Verlassenheit gingen meine Mutter und ich an Sonntagen in die kleine Kirche, um Trost und Geborgenheit zu suchen. Wir knieten oft vor der Statue des heiligen Antonius mit dem Jesuskind und baten um Hilfe. Einmal brach Mutter vor Schwäche zusammen und lag wie tot auf dem Boden der Kirche. Ein paar Leute bemühten sich, sie aufzurichten. Langsam kam sie wieder zu sich, und wir wankten zurück in die kalte, finstere Wohnung. Meine Mutter tat mir unendlich leid. Ich war noch zu klein und konnte ihr nicht helfen. Wir waren ganz allein in dieser hoffnungslosen Lage.

Einige Tage später geschah das erbetene Wunder. Wir erhielten ein Schreiben, in dem stand, dass für uns ein Paket auf der amerikanischen Vertretung liege, welches aus Palästina über Amerika aufgegeben worden sei. Es war ein sogenanntes CARE-Paket.

Später stellte sich heraus, dass es von einem Freund meines Vaters in Auftrag gegeben worden war, der noch vor Ausbruch des Krieges vor den Nazis nach dem damaligen Palästina flüchten konnte.

Meine Mutter wollte es holen, es war aber so gross und schwer, dass sie es allein nicht heimschaffen konnte. Da half ihr ein Amerikaner in Uniform und brachte sie und die Wunderkiste mit dem Jeep in unsere Unterkunft an der Maysedergasse. War das eine Freude und Riesenüberraschung, als wir die Herrlichkeiten auspackten. Wir wussten schon gar nicht mehr, dass es solche Dinge gab. Da gab es Mehl, Fett, Vitaminkonzentrate, Schokolade, Büchsenfleisch, getrocknete Früchte, Seife, Fischkonserven, Zucker, Milchpulver, Schokoladepulver, Süssgebäck, Teigwaren, Reis, Hülsenfrüchte, Kaffee, Zigaretten und Kaugummi in Hülle und Fülle! Letztere Dinge waren für uns kostbare Tauschmittel für den Schwarzmarkt, für Nylonstrümpfe, Waschpulver, Zucker, Wäsche und vieles andere, das es offiziell nicht oder nur zufällig mit den Rationierungsmarken zu kaufen gab.

Die unerwartete Nahrungsaufbesserung half Mutter sehr. Langsam erholte sich ihr aufgedunsener Körper, und sie fühlte neue Kraft für ihre intensive Arbeit. Bei mir hingegen nahmen der Hautpilzbefall und die Schwäche in den erfrorenen Füßen eher noch zu, und der Gang zur Schule war jedes Mal mit grosser Anstrengung und mit Schmerzen in den Füßen verbunden.

Da geschah das zweite Wunder. In der Schweiz wurde durch das Rote Kreuz zu einer Hilfsaktion aufgerufen, bei der man monatlich fünfzig Franken für ein Nahrungspaket zugunsten eines besonders gefährdeten Kindes spenden konnte. Auch die Leiterin der Telefonzentrale im Bundeshaus spendete monatlich mit ihren Kolleginnen ein Paket. Nach der Untersu-

chung durch einen Arzt des Schweizer Roten Kreuzes in der Schule wurde ich mit einigen anderen Kindern für den Bezug dieser Pakete auserlesen.

Es erschien wie ein Geschenk des Himmels, als ich das erste Paket in Empfang nehmen durfte. Es enthielt Ovomaltine, Griess, Mehl, Fett, Zucker und Trockenfrüchte sowie einen herzlich geschriebenen Brief mit der Adresse der Spenderin. Sogleich setzte ich mich voll Freude hin und schrieb einen Dankesbrief, den ich mit Zeichnungen so schön als möglich schmückte. Auch meine Mutter fügte tief empfundene Worte der Dankbarkeit bei. Von nun an erhielt ich jeden Monat ein solches Kraftpaket, es ging mir gesundheitlich allmählich besser, die Pilzflecken nahmen teilweise ab und das Lernen fiel mir leichter.

Jedesmal bedankte ich mich mit Zeichnungen und schilderte die Situation in Wien, berichtete von den Erlebnissen mit den verschiedenen Besatzungstruppen, von der Arbeit meiner Mutter und meinen Schulerfahrungen. Gleichzeitig schrieb mir auch die Spenderin, Anna Abderhalden, lustige, aufmunternde Briefe zurück, die meine Mutter und mich erfreuten wie ein Sonnenstrahl in unserer dunklen Zeit. In meinen Briefen sprach ich Frau Abderhalden mit «Tante Anni» an, und sie schrieb «an mein liebes Lisel».

Meine Mutter ging immer wieder aufs Wohnungsamt in der Hoffnung, die eigene Wohnung zurückzubekommen. Sie schilderte die unzumutbare Situation beim Urologen, seine nächtlichen Umtriebe, deren Spuren sie nebst der Praxis putzen musste, die finstere, nicht heizbare Kammer, in der sie ihre Heimarbeit und ich meine Schulaufgaben machen musste. Da wurde ihr ein anderes Zimmer in der Wohnung eines ehemaligen hohen Nazis an der Prinz-Eugen-Strasse zugewiesen, ganz in der Nähe vom Schloss Belvedere. Die Leute hatten gar keine Freude, als sie für uns ein Zimmer räumen mussten und Mutter und ich einzogen. Sie machten uns das Leben so

schwer als möglich, gaben den Zugang zum Wasserhahn und zur Toilette nur stundenweise frei und bauten vor unserer Zimmertüre einen Berg von Möbeln auf, bedeckt mit Lumpen, damit es schien, als sei das alles von uns. Die Küche war immer abgeschlossen. Wir konnten nur auf einem kleinen Elektrokocher im Zimmer Tee oder Suppe zubereiten.

Mutter verrichtete nach wie vor ihre Heimarbeit und verdiente damit unseren Lebensunterhalt. Ich wusste, dass es ihre grösste Freude war, wenn ich in der Schule gut vorankam, und sass über meinen Aufgaben bis in die späten Abendstunden. Bald konnte ich schwächeren Schülerinnen für ein wenig Geld nach dem Unterricht Aufgabenhilfe in Mathematik geben und damit meine Schulmaterialien selber bezahlen.

Während wir unseren Alltag meisterten, nahm mein Schicksal anderswo eine unerwartete Wende. Die Spenderin meiner monatlichen Lebensmittelpakete, Anna Abderhalden in Bern, weilte eines Tages zu Besuch bei ihren Freunden, bei Hanny und Hans Christen. Sie erzählte ihnen von mir, zeigte meine Briefe und Zeichnungen und meinte, sie würde das Mädchen gerne zu sich auf Erholung nehmen, doch da sie ja voll berufstätig war, sei das leider nicht möglich. Hans Christen war nebenberuflich Präsident der Kinderhilfe des Schweizer Roten Kreuzes und unter anderem damit beschäftigt, Kindertransporte aus den Kriegsländern zu Privatfamilien in der Schweiz für jeweils drei Monate zu organisieren. Nach einer Woche Bedenkzeit war das Ehepaar Christen bereit, mich in den kommenden Sommerferien zur Erholung in die Schweiz zu holen.

Im Jahre 1946 begannen die Wiener Behörden mit der Planung und Durchführung des Wiederaufbaues. Vor allem mussten die Wasserwerke und die Kanalisationen saniert werden und die Müllabfuhr wieder funktionieren.

In den beschädigten Mietshäusern installierte man neue Sammelbehälter. Die zerstörten Strassenbahnlinien wurden repariert. Das Wegräumen des Schutts war mit Lastwagen der Westmächte in vollem Gange. Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk übergab Wien Geräte und Werkzeuge, das Arbeiterhilfswerk von Zürich spendete für die Versorgung der Bevölkerung 1,5 Millionen Kilogramm Kartoffeln. Aus Amerika kamen Tausende Hilfspakete für die Naziopfer und weitere Lebensmittellieferungen für alle Wiener.

Die Idee des Marshall-Plans, «gegen Hunger, Armut und die Verzweiflung Europas» effiziente Hilfe einzusetzen, wurde geboren und im Lauf der kommenden Jahre umgesetzt. Die Alliierten wollten nicht mehr den gleichen Fehler machen wie nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Versailler Vertrag, der unter anderem mitverantwortlich für die grosse Wirtschaftskrise in Mitteleuropa gewesen war. 17 Milliarden US-Dollar wurden in sechzehn europäischen Staaten investiert. In Deutschland staunte man nach wenigen Jahren über das sogenannte Wirtschaftswunder, und auch Österreich blühte wieder auf. Für die Wiener war der Wiederaufbau des Stephansdomes von symbolischer Bedeutung. Es war Ehrensache, dass jeder Wiener mindestens einen der farbigen Dachziegel spendete. Sogar meine Mutter mit ihrem spärlichen Einkommen spendete fünf Stück. Der Einsatz und der Aufbauwille der Bevölkerung in den beiden Ländern waren enorm.

Eines Tages im März 1946 stand ein Angestellter des Schweizer Konsulates vor unserer Türe und überbrachte einen Brief meiner Schweizer Patin Anni Abderhalden. Der Brief enthielt die Mitteilung, dass ihre Freunde, das Ehepaar Hanny und Hans Christen, mich für einen mehrmonatigen Erholungsaufenthalt nach Bern einluden.

Das kam wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel für Mutter und mich. Wir hatten uns eine solche Möglichkeit nicht im Traum vorgestellt. Die Schweiz war für uns ein unbekanntes Land, eine ferne Friedensinsel der Glückseligen, und ich durfte dorthin!

Meine Mutter machte sich sofort auf den Weg, um für mich einen Pass zu besorgen. Da stellte sich heraus, dass ich keine Staatsbürgerschaft mehr hatte. Mein leiblicher Vater Hugo Adler war wohl österreichischer Staatsbürger gewesen, geboren in Königsberg an der Eger, aber diese Gebiete der ehemaligen österreichischen Monarchie waren nach dem Zweiten Weltkrieg der Tschechoslowakei zugeteilt worden. Alle Personen, die in diesen Gebieten heimatberechtigt gewesen waren, hatten ihre Staatsbürgerschaft verloren. Meine Mutter besass durch die zweite Heirat die Staatsbürgerschaft meines Stiefvaters Hans, des Kärntners, war also immer noch Österreicherin.

Eine Summe von 200 Schilling war erforderlich, um mich wieder einzukaufen. Das ging damals vielen Menschen so, welche selber oder deren Väter in den Grenzgebieten der ehemaligen österreichischen Monarchie geboren waren, nachdem diese Gebiete nach Kriegsende von Österreich abgetrennt wurden. Nach mühseligen Laufereien auf die verschiedenen Ämter und nach vielen Stempelabgaben erhielt ich schliesslich einen österreichischen Pass, der für das Einreisevisum vom Schweizer Konsulat nötig war. Wieder überbrachte ein Angestellter die Nachricht, das Visum sei abholbereit, es bedürfe noch einiger Unterschriften.

Es war ein feierlicher Moment, als der Schweizer Botschafter, ein Herr Sennhauser, uns das Visum und den Pass persönlich überreichte und mir viel Glück und eine gute Reise wünschte.

Meine Mutter hatte Tränen in den Augen. Heute verstehe ich, dass es für sie ein unendlich schwerer Entscheid gewesen sein musste, ihr Kind, das Einzige, was ihr nach all den Jahren geblieben war, allein in eine unbekannte Fremde ziehen zu lassen.

32

Dann kam der grosse Tag. Mein erstes Schuljahr am Gymnasium war zu Ende und die Sommerferien begannen. Meine Mutter hatte mit ihrem letzten Geld eine Fahrkarte nach Bern für mich besorgt, ein Telegramm mit der Mitteilung meines Abreisedatums an Frau Christen geschickt, mir ein Köfferchen mit meinen Habseligkeiten gepackt und mich mit schwerem, bangem Herzen an einem Montagmorgen Anfang Juli 1946 zum Wiener Westbahnhof gebracht, der damals nur noch aus Geleisen und zerstörten Gebäuderesten bestand. Um den Hals hatte sie mir ein Kärtchen mit der Wiener und der Berner Adresse gehängt und mir immer wieder eingeschärft, ich solle mich nie von einem fremden Mann wegführen lassen.

Viele Menschen warteten schon. Als der Zug dampfend und zischend endlich einfuhr, stürzten sich alle hastig auf die Einstiege. Ich musste mich von der Mutter losreissen, kletterte mit meinem kleinen Koffer hoch, die Nachdrängenden schoben mich, und ich erreichte im Abteil einen Fensterplatz. Im Nu waren alle Plätze eng besetzt und viele Passagiere mussten in den Gängen stehen bleiben. Gegen Mittag setzte sich der Zug in Bewegung. Ich konnte meiner Mutter nicht mehr winken, denn das Fenster war mit Holzbrettern vernagelt.

Die Züge fuhren von Wien bis Salzburg noch einige Jahre lang mit Dampf, bis schliesslich auch der östliche Teil der österreichischen Bahnstrecken zum grössten Teil elektrifiziert worden war. Bis nach Linz erstreckte sich die sowjetische Besatzungszone. Die eigentliche Grenze war die Enns, ein Nebenfluss der Donau. Unser Zug fuhr langsam und blieb immer wieder auf kleinen Bahnhöfen stehen. Die Geleise waren in schlechtem Zustand. Sowjetische Soldaten machten mehrmals umständliche Kontrollen.

Am späten Abend landeten wir endlich in Linz. Dort gab es wieder einen langen Aufenthalt. In der Nähe befand sich die Demarkationslinie für die Eisenbahn, die Grenze zwischen Osten und dem «goldenen» Westen. Lange war befürchtet worden, dass Österreich wie Deutschland in eine Ost- und Westzone zweigeteilt werde.

Nach Linz übernahmen die Amerikaner die Kontrolle. Wieder wurden alle Pässe eingezogen. Voller Angst gab ich die teure Kostbarkeit aus den Händen. Einige Personen mussten aussteigen und kamen nicht mehr zurück. Ich war unendlich erleichtert, als ich mit den übrigen Personen den Pass wiedererhielt. Endlich rollte der Zug langsam weiter und hielt an allen Bahnhöfen. Immer mehr Menschen drängten in die überfüllten Abteile, sassen auf Koffern, standen eng gepfercht zwischen den Sitzenden, sanken oft erschöpft auf den Boden und blieben dort liegen.

So ging es bis Salzburg, wo wir in den frühen Morgenstunden ankamen. Hier sass ich viele Stunden eng eingequetscht in der Fensterecke. Ein Gang zu einer Toilette war ganz unmöglich. Auf dem Bahnsteig ging es laut zu. Hier hatten die Engländer das Kommando. Der Wechsel vollzog sich aber ohne weitere Kontrollen, die im überfüllten Zug ohnehin fast unmöglich gewesen wären.

Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fuhr mit einer elektrischen Lokomotive und grösserer Geschwindigkeit ohne Unterbrechung

bis Innsbruck. Ich musste schon so dringend Wasser lassen, dass ich mein Köfferchen liegen liess, über die Menschen aus dem Zug kletterte und gleich neben dem Einstieg auf den Boden hockte. Ich schämte mich fürchterlich und stieg so schnell als möglich wieder in den Wagon. Da kamen zwei französische Soldaten mit einem Kessel und Blechbechern und gaben den Passagieren durch die geöffneten Fenster Wasser zu trinken. Seit Stunden hatten wir weder gegessen noch getrunken. Dankbar liessen wir den Becher immer wieder füllen und reichten ihn weiter. Hygienische Bedenken hatte niemand. Und, was für ein Wunder, auf dieselbe Art wurde von den Franzosen durch die Fenster auch Brot verteilt, welches mir wie eine Götterspeise vorkam.

In langen Nachtstunden blieb der Zug stehen, bei Tagesanbruch am Dienstagmorgen fuhr er endlich weiter. Die Tiroler Landschaft war ganz neu für mich, da gab es hohe Berge, grüne Wiesen, Bauernhöfe, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich war zwölf Jahre alt und noch nie im Salzburger Land oder im Tirol gewesen, ich kannte nur das flache, trockene Burgenland, das Steinfeld von Niederösterreich und ein wenig von Oberösterreich.

Es war ungefähr zur Mittagszeit, als der Zug in Feldkirch ankam. Viele Leute stiegen aus. Die Zurückgebliebenen wollten alle in die Schweiz. Es gab ein langes Rangiermanöver auf den Geleisen. Französische Soldaten und österreichische Bahnbeamte liefen durch den Zug, alle in mehr oder weniger armseligen Uniformen. Ich hatte Schüttelfrost und Bauchweh vor Aufregung, bekam es plötzlich mit der Angst zu tun, fragte mich, ob die fremden Leute in der Schweiz Mutters Telegramm erhalten hatten und überhaupt wussten, dass ich zu ihnen unterwegs war. Mutter hatte das Telegramm schon vor Tagen abgeschickt.

Schliesslich stand der Zug endgültig still. Alle Passagiere sassen stumm und erwartungsvoll da. Man hörte Stimmen in einer mir unverständlichen

Sprache, die Abteiltüre ging auf und herein kamen vier tadellos in elegante Uniformen gekleidete Schweizer Kondukteure und Grenzbeamte, kontrollierten die Pässe und die Visa genau, schrieben meinen Namen auf, nahmen mir dann Pass und Visum ab und sagten in einem ungewohnten Hochdeutsch, ich müsse beim nächsten Halt aussteigen. Ich geriet fast in Panik – mein Pass war weg!

Nach langem Warten fuhr der Zug wieder kurz weiter und hielt in Buchs an. Nun kamen zwei Zivilpersonen und holten mich und einige andere junge Leute mit Kindern heraus. Sie führten uns über die Geleise in ein Gebäude, welches als eine Art Auffanglager diente. Wir konnten an langen Tischen Platz nehmen und bekamen einen Teller mit warmer Suppe und ein Stück Brot, das wir alle mit Heisshunger assen. Ich vergass einen Moment lang meine Angst und die Einsamkeit. Aber kaum hatten wir gegessen, sassen alle wieder stumm und verängstigt da. Mein kleiner Koffer war das Einzige, das mir vertraut war.

Schliesslich wurde ich von einer Frau abgeholt. Sie begleitete mich in ein Untersuchungszimmer, wo ich mich ausziehen musste und ein Arzt mich von Kopf bis Fuss kontrollierte. Auch die Haare wurden auf Läuse untersucht und meine Pilzflecken entdeckt. Ich musste eine Dusche mit desinfizierender Seife nehmen.

Unterdessen war es Abend und dunkel geworden. Eine Frau brachte mich in einen Schlafraum mit Kajütenbetten, wo schon einige Leute lagen. Trotz aller Müdigkeit schlief ich wenig in dieser Nacht, suchte mehrmals die Toilette auf, bis mir jemand warmen Tee zu trinken gab. Wo war mein Pass?

Am frühen Morgen mussten alle aufstehen, es gab ein Frühstück, wie ich es schon lange nicht mehr bekommen hatte: Brot, so viel man wollte, Marmelade, Margarine und Kakao. Aber ich konnte die Herrlichkeiten nicht

geniessen. Ich fühlte mich wie gelähmt. Nach den ersten Bissen wurde mir übel. Niemand war da, dem ich mich hätte anschliessen können. Weder meine Mutter noch meine Pflegeeltern in Bern wussten, wo ich war. Der zweite Besuch beim Arzt war nur kurz. Er sagte freundlich, meine Pilzflecken seien harmlos, das sei eine Folge der mangelhaften Ernährung und Hygiene, ich dürfe jetzt weiterfahren. Man gab mir meinen Pass und mein Visum, und eine Frau begleitete mich über die vielen Geleise zurück zum Bahnhof.

Eine Zeit lang stand ich ratlos allein da, wusste nicht, wie weiter. Da kam ein Bahnbeamter mit einer roten Kappe auf mich zu und fragte, was ich so allein hier mache.

Ich sagte: «Bitte, ich muss nach Bern zur Tante Anni Abderhalden vom Roten Kreuz, aber sie weiss nicht, wo ich bin und dass ich komme! Und ich weiss nicht, wo Bern ist!»

«Wo wohnt denn deine Tante vom Roten Kreuz genau?»

Vor Aufregung hatte ich vergessen, dass ich die Adresse von Familie Christen auf dem Kärtchen unter meinen Kleidern hatte. «Bitte, die Tante Anni ist Chefin vom Telefonamt bei der Schweizer Regierung.»

Der Bahnbeamte lachte und sagte: «Dann telefonieren wir mit der Regierung.» Er nahm mich mit in sein Büro und sprach, nachdem er mehrmals eine neue Nummer gewählt hatte, in seiner mir unverständlichen Mundart mit mehreren Personen aus dem Bundeshaus in Bern. Endlich sagte er: «So, jetzt haben wir deine Tante Anni, du kannst mit ihr selber sprechen.»

Er gab mir den Hörer. Ich war so verwirrt, dass ich nur stotternd stammeln konnte. «Bitte, ich bin da, aber ich weiss nicht wo!» Aus lauter Verzweiflung begann ich zu weinen.

Der freundliche Mann nahm mir den Hörer aus der Hand. «Jetzt wird alles gut, die Tante weiss, dass du kommst, und sie freut sich.»

Am Nachmittag kam ein Zug, in den er mich hineinsetzte. Der Zug fahre bis Zürich, dort müsse ich umsteigen. Ich solle einfach wieder fragen, auf welchem Geleise der Zug nach Bern stehe. Lange Zeit hatte niemand mehr mit mir so viel gesprochen und war so lieb gewesen wie dieser Bahnbeamte.

Anders als die Züge im zerstörten Österreich war dieser Zug sauber und intakt, hatte Glasfenster und fuhr schnell von Ort zu Ort. Die Landschaft hatte sich verblüffend verändert. Die Farben schienen viel intensiver. Die Häuser waren mit Blumen geschmückt und unbeschädigt, die zugestiegenen Fahrgäste hatten rosige Haut und glänzende Haare. An den Füßen hatten sie schöne Schuhe. Ihre Kleider waren sauber und gepflegt. Es war etwas Unbeschädigtes in der ganzen Atmosphäre, eine Helligkeit, die ich ganz intensiv empfand. Nie habe ich später den Unterschied zwischen einem Land, wo so viel Leid, Schrecken und Schmerz geschehen war, und einem Land, das davon verschont blieb, derart tief empfunden wie auf dieser ersten, langen und einsamen Fahrt in die Schweiz als zwölfjähriges Kind.

33

Die Bahnstationen wurden alle ausgerufen, und als ich endlich «Zürich» hörte, packte ich schnell meinen Koffer und stieg aus, der Zug fuhr weiter. Nur wenige Menschen waren auf dem Bahnhof zu sehen. Eine Dame sass auf einer Bank. Ich ging zu ihr und fragte: «Bitte, wo ist der Zug nach Bern?»

Sie antwortete auf Englisch, und ich sagte: «Please, I go to Bern, I come from Vienna!» In der Schule hatten wir schon ein wenig Englischunterricht gehabt.

Die Dame versuchte, mir etwas zu erklären. Ich verstand nur, dass dies nicht der richtige Bahnhof sei. Ich war in Zürich-Enge ausgestiegen. Da nahm sie mich einfach bei der Hand, setzte sich mit mir in ein Taxi und fuhr zum Zürcher Hauptbahnhof. Dort liess sie mich aussteigen und sagte: «Goodbye, baby, here you are!» Dann fuhr sie im Taxi davon.

Ich sah mich um und meinte, in einem Märchenland zu sein. Die Bahnhöfe in Wien kannte ich nur noch als Ruinen. Im Zürcher Hauptbahnhof hingen Geranienschalen mit Blumen von der Decke herab, alles war ganz und sauber, die Beamten trugen schöne Uniformen und die vielen Leute hatten ganz andere Gesichter, Haare und Körperformen. Und immer wieder die schönen Kleider und Schuhe! Es gab Gepäckträger, die hatten sau-

bere, hellblaue Kittel an und steife Kappen mit der Aufschrift «Träger» auf dem Kopf. Ich fragte einen von ihnen, wo der Zug nach Bern sei.

Der sei gerade abgefahren, sagte der Träger, nachdem er festgestellt hatte, dass ich ein «Öschterreicherli» war, ich müsse auf den nächsten warten. Er brachte mich zu einer Bank. Dort blieb ich sitzen. Es dauerte lange und es war bereits früher Mittwohabend, als endlich ein hochmoderner Zug, wie ich noch nie einen gesehen hatte, auf dem Geleise einfuhr. Da sass ich dann auf neuen Plüschpolstern. Es war, wie ich später erfuhr, einer der ersten Leichtmetallschnellzüge. Irrtümlicherweise war ich in der ersten Klasse gelandet und kam mir vor wie in einem utopischen Luxushotel.

Als der Zug abfuhr, war es schon dunkel geworden. Der Kondukteur kam, studierte lange meine durch die vielen Kontrollen recht mitgenommene Fahrkarte, brummte etwas, das ich nicht verstand, liess mich aber in der ersten Klasse sitzen und ging weiter. Bei jedem Halt erkundigte ich mich bei meinem einzigen Mitpassagier, der mir unglaublich sauber, gepflegt und elegant vorkam, ob das schon Bern sei. Er fragte mich, woher ich komme. Ich erklärte ihm, dass ich aus Wien käme und in Bern eingeladen sei. «Da hast du aber Glück, du tapferes Kind!», meinte er, nachdem ich ihm von meiner langen Reise erzählt hatte.

Endlich sagte er, ich müsse aussteigen. Ich packte erschrocken mein Köfferchen, verliess den schönen Wagen und war am Ende meiner langen Reise. In den späten Abendstunden, am vierten Tag nach meiner Abfahrt in Wien, war ich in Bern angekommen.

Die Passagiere entfernten sich in alle Richtungen. Es war dunkel auf dem überbauten Berner Hauptbahnhof. Ich stand alleine da und konnte mir nicht vorstellen, wie ich jetzt zu der Tante Anni kommen sollte. Da kam ein eleganter Herr mit Hut auf mich zu und sagte: «Da bist du ja endlich, komm!» Er wollte mich an der Hand fassen und meinen Koffer nehmen.

«Mit Ihnen geh ich nicht!», schrie ich erschrocken. Die Warnung der Mutter kam mir in den Sinn.

Zwei wohlbeleibte, schön gekleidete Damen kamen gelaufen und riefen: «Da ist ja das Lisel, das arme Kind!»

Ich war ganz verlegen, schämte mich ob meiner lumpigen Kleider und meines schäbigen Kofferchens und brachte kein Wort hervor.

Sie erklärten mir, wer von ihnen Frau Anni Abderhalden und wer Herr und Frau Christen waren, meine zukünftigen Pflegeeltern. Sie hatten seit dem Anruf des Bahnhofvorstandes aus Buchs bei sämtlichen am späteren Nachmittag ankommenden Zügen auf mich gewartet.

Sie umarmten mich alle. «Du darfst zu uns Tante Hanny und Onkel Hans sagen und du bist von jetzt an unser Lisel», sagte Frau Christen ermunternd zu mir. Die Damen nahmen mich in die Mitte, wir verliessen den Bahnhof und gingen zu einem Auto am Strassenrand. Zum ersten Mal sah ich eine Leuchtreklame auf der anderen Seite. «Schweizerhof» stand da in grossen Buchstaben.

Onkel Hans setzte sich ans Steuer, neben ihm nahm Tante Hanny Platz und hinten nahm mich Tante Anni in die Arme, was mir ganz peinlich war, da ich mir neben den feinen, duftenden Damen schmutzig und übelriechend vorkam. Onkel Hans parkierte vor einem Haus mit Garten am Rand des Bremgartenwaldes. Es war schon dunkel. Ein Dienstmädchen öffnete, und ich hatte den Eindruck, in ein strahlendes, hellerleuchtetes Schloss einzutreten. Auch das Dienstmädchen war sauber und hübsch gekleidet, hatte rosige Wangen und glänzende Haare und begrüsst mich freundlich in einer mir fremden Sprache.

Zunächst durfte ich in einem glänzenden, mir traumhaft erscheinenden Badezimmer in duftendem Wasser ein warmes Bad nehmen, und das Dienstmädchen, es hiess Vreni, wusch und föhnte mir die Haare. Danach erhielt ich ein grosses, weiches Nachthemd und wurde in ein Bett mit un-

glaublich weissem Bettzeug gesteckt. Ich hatte bemerkt, wie Tante Hanny schockiert und leicht angeekelt auf meine Pilzflecken an meiner Brust und an den Oberschenkeln schaute. Ich schämte mich sehr, denn ich konnte sie nicht verbergen. Aber niemand verlor darüber ein Wort.

Als ich im Bett sass, brachte mir Vreni ein Tablett mit Ovomaltine, Brot, Butter, Honig, Käse und Wurst. Seit dem Frühstück im Auffanglager, von dem ich nur ganz wenig herunterschlucken konnte, hatte ich nichts mehr gegessen oder getrunken. Mit Heisshunger machte ich mich über die Herrlichkeiten her. Die beiden Frauen sahen mir dabei zu. Aber schon nach kurzer Zeit wurde mir ganz elend und sterbensschlecht, und ich musste alles Gegessene in das saubere Bett erbrechen. Wahrscheinlich waren das Essen, die völlig neue Umgebung und die andersartigen Menschen zu viel für meinen geschrumpften Magen und mein verstörtes Gemüt gewesen. Zu allem Übel bekam ich auch noch Durchfall und verschmutzte die saubere Toilette. Wieder schämte ich mich zutiefst, und meine ganze schäbige Armseligkeit und jene meiner Lebensumstände wurden mir in dieser unbeschädigten Pracht und vor den unverletzten, ahnungslosen Menschen bewusst. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und weinte hemmungslos.

Die beiden Damen sprachen aufgeregt miteinander. Ich verstand kein Wort, hatte aber das Empfinden, dass es Tante Hanny bereute, sich so ein Kind mit all seinen Problemen ins Haus geholt zu haben. Nachdem das Bett neu bezogen war und ich ein frisches Nachthemd anhatte, gab man mir noch ein wenig Tee. Tante Anni sass zu mir an den Bettrand, tröstete mich und sagte: «Alles wird gut, schlaf jetzt ruhig, so lange du willst!»

Ich musste aber an meine verlassene Mutter denken, die nicht wissen konnte, dass ich im fremden Land angekommen war, und fragte Tante Anni, ob sie ihr ein Telegramm schicken würde.

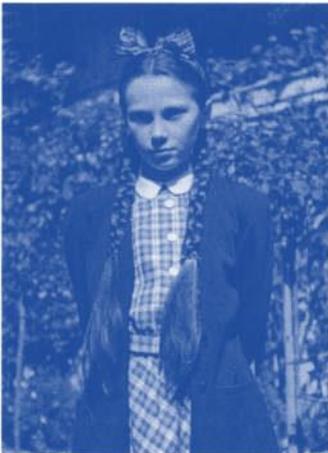
«Onkel Hans hat das bereits auf der Bahnpost getan», beruhigte sie mich. Sie küsste mich, deckte mich bis zu den Ohren zu, löschte das Licht und verliess das Zimmer. Ich hörte sie noch eine Weile mit meinen Gasteltern sprechen. Ein Gefühl von Geborgenheit und grenzenloser Müdigkeit durchströmte mich endlich. Völlig erschöpft fiel ich in einen tiefen, langen Schlaf, um am nächsten Morgen in einer für mich ganz neuen und anderen Welt zu erwachen.

Viele Jahre später, nachdem ich schon lange in der Schweiz gelebt hatte, erzählte mir meine Mutter, sie hätte damals im ersten Nachkriegsjahr, als wir bei Freunden notdürftig Unterkunft gefunden hatten, einen Traum gehabt: Ich sei als kleines Kind neben ihr auf einer Bank gesessen, plötzlich aufgestanden und davongesprungen. Sie sei mir erschrocken nachgelaufen und habe gesehen, dass ich weit hinunter in ein grünes Tal gekommen war, in welchem drei Tannen standen. Unter diesen sei ich verschwunden. Sie sei sehr traurig und gleichzeitig auch glücklich gewesen und habe gewusst, dass ich nie mehr zurückkomme. Im Vorgarten neben der Eingangstüre des Hauses von Familie Christen standen damals drei Tannen.

Ich erwachte am späten Morgen nach einem langen, traumlosen Schlaf. Hell schien die Sonne in den Raum, und ausserhalb des Zimmers hörte ich emsiges Hantieren. Ich war im Studio von Tante Hannys einzigem Sohn Hans einquartiert, der für ein Jahr als Volontär auf einer Bank in London arbeitete. Die gemütliche Einrichtung mit Schreibtisch, Büchergestell und Polstermöbel und der Ausblick durch das Fenster in den sonnigen Garten waren ganz neu und wunderbar für mich nach den langen Monaten in den notdürftig eingerichteten Hinterzimmern, in denen wir zwangsweise wohnen mussten. Noch heute liegen die finsternen, dunklen Zimmer mit ihrer

enormen Raumhöhe in Wien wie ein Alpdruck auf meiner Kindheitserinnerung.

Ich stand auf und ging schüchtern hinaus. Sogleich kam mir Vreni, das Dienstmädchen, freundlich entgegengelaufen und rief Tante Hanny herbei, die mich umarmte und in die helle Küche brachte, wo Tee und Butterbrote mit Konfitüre für mich bereitstanden. Ich wurde ermahnt, ganz langsam zu essen, damit nicht das gleiche Unglück wie am Abend passiere. Obwohl es



Lisel, 12 Jahre,
in Bern neu eingekleidet.

paradiesisch schmeckte, brachte ich nicht viel hinunter. Schon nach dem ersten Stück Brot spürte ich ein leises Würgen und musste aufhören zu essen. Nach dem tagelangen Fasten musste ich mich an die gute Nahrung erst ganz langsam gewöhnen.

Doch dieser Zustand dauerte nicht lange. Schon nach wenigen Tagen hatte ich mich erholt und vertrug alles. Die Pilzflecken auf meiner Haut verschwanden schnell, und ich nahm zu an Gewicht und Länge. Tante Hanny und ich fuhren in die Stadt, sie ging mit mir in das Warenhaus Loeb, wo sie mir neue Kleider, Schuhe und Wäsche kaufte. Aus abgelegten Kleidern und neuen,

hellen Stoffen nähte sie mir selber auch noch Röcke, Blusen und Sommerkleider. Was war das für ein Unterschied zu meinem bisherigen Leben!

34

Die Tage verliefen in regelmässigem Rhythmus. Morgens früh verliess Onkel Hans das Haus und fuhr in sein Geschäft mit ungefähr zwanzig Angestellten. Hans Christen & Co. hiess seine Firma. Er verkaufte und installierte Kühl- und Waschanlagen in Gastrobetrieben und Lebensmittelgeschäften. Dank kluger Planung und Anlage von grossen Materialvorräten bei Ausbruch des Krieges hatte er die Zeit, da die Schweiz isoliert auf sich alleine angewiesen war, geschäftlich gut überstanden.

Mittags kam er pünktlich um zwölf Uhr zum Mittagessen, die Suppe musste schon auf dem Tisch stehen. Täglich gab es ein Menü mit Suppe, Salat, Gemüse, Fleisch, Beilagen, Kaffee und Dessert. Tante Hanny und das Dienstmädchen hatten bis zum Anrichten der Speisen einen intensiven Kochmarathon. Nach dem Essen legte Onkel Hans sich für eine Viertelstunde in seinem Zimmer auf den Diwan und verliess wiederum pünktlich um halb zwei Uhr das Haus. Abends um sieben Uhr kam er heim. Da musste sein Nachtessen auf dem Tisch stehen. Manchmal fuhr er nachher noch an eine Sitzung, da er allerlei Funktionen beim Roten Kreuz ausübte. Ansonsten zog er sich in sein Zimmer zurück, las, schrieb oder zeichnete. In seinem Zimmer waren wunderbare Büchergestelle, die auch ich mit der Zeit durchforsten durfte.

In den frühen Morgenstunden putzten wir drei Frauen täglich alle Zimmer, es wurde gebohntert und abgestaubt, Polstermöbel und Teppiche wurden gebürstet und gesaugt, obwohl eigentlich kaum Schmutz vorhanden war. Tante Hanny war eine perfekte Berner Hausfrau, da musste alles vollkommen sein. Dann kam die Küchenarbeit, damit das Essen um zwölf Uhr auf dem exakt gedeckten Tisch stand. Nach dem Mittagessen half ich dem Dienstmädchen Vreni beim Reinigen der Küche. Danach gab es Mittagsstunde bis zwei Uhr. An den Nachmittagen war Vreni mit Flickern, Bügeln oder Fensterputzen beschäftigt. Tante Hanny und ich unternahmten Spaziergänge in den nahegelegenen Wald oder lasen, stickten Gobelins und Tischdecken, nähten oder malten.

An zwei bis drei Nachmittagen fuhren wir mit dem Tram in die Altstadt und machten «Kommissionen». Die mittelalterliche Stadt Bern mit ihren putzigen Häusern und hellgrünen Sandsteinfassaden, ihren vielen Laubengängen, blumengeschmückten Fenstern und bunten Brunnen kam mir wie ein Wunder vor, wie ein buntes Bild aus dem Märchenland.

Bei Gelegenheit kam auch immer wieder der Moment, da Tante Hanny sagte: «Lisel, jetzt wollen wir einen Tee trinken!» Wir kehrten dann in einem der schönen Berner Tearooms ein. Attraktiv für mich war vor allem die Kellnerin, die regelmässig mit einem Servierwagen vorbeikam, vollbeladen mit feinsten Patisserie, von der ich jeweils drei Stücke aussuchen durfte. Tante Hanny machte davon ebensolchen Gebrauch, gleich wie die anderen Damen an den umliegenden Tischen, was wohl mit ein Grund für die gerundeten Körperformen der meisten Bernerinnen gewesen sein mochte. Wie gerne hätte ich meine arme Mutter, der wegen meiner Abwesenheit niemand etwas zum Essen bereitstellte, wenn sie abends todmüde mit der Arbeit aufhörte, an dieser Schlemmerei teilhaben lassen!

Einmal im Monat kam die Waschfrau in den Haushalt der Familie Christen. Es gab in den Vierzigerjahren noch keine vollautomatische Waschmaschine. Da bereiteten wir am Vorabend die Wäsche vor, seiften die Hemdkragen ein und gaben alles in Einweichwasser. Die Waschfrau kam am frühen Morgen, feuerte den Laugenkessel ein und hatte bis am Abend zu tun. Zu Mittag durfte sie mit Vreni in der Küche essen. Ich empfand es immer als peinlich und beleidigend, dass das Dienstmädchen allein in der Küche essen musste, während ich mit den Pflegeeltern im Esszimmer sass und wir mit der Glocke läuteten, wenn Vreni nachservieren oder abräumen sollte.

Wir drei Frauen halfen der Waschfrau beim Hängen der Wäsche. Nach wenigen Tagen kam dann die Bügelfrau, welche für Tante Hannys seidene Rüschenblusen ein spezielles Eisen mitbrachte. Die Kragen der Herrenhemden und die Tischtücher hatten wir bereits am Vortag angefeuchtet und gestärkt. Die Bügelfrau durfte mit uns im Esszimmer essen. Sie hatte sich auch das Recht für einen Nachmittagstee und eine halbe Liegestunde ausbedungen. Wie die gelegentlich engagierte Näherin besass sie eine höhere soziale Stellung als die Waschfrau.

Ich wundere mich noch heute über die viele Arbeit, die wir in Tante Hannys Haushalt hatten, und über die vielen Menschen, die darin gegen bescheidenen Lohn beschäftigt waren. Täglich kamen zudem der Milchmann, wöchentlich der Gemüsebauer und einmal monatlich der Vertreter für Drogerieartikel. Ein Gärtner war regelmässig im Einsatz. Trotz der direkten Demokratie gab es in der Schweiz grosse Rang- und Standesunterschiede, auf die auch bei Tante Hanny geachtet wurde. Es gab das gewöhnliche Volk, dann die gutbürgerliche Gesellschaft, zu der wir gehörten, und schliesslich die ganz Noblen, die sogenannten Bernburger, die Mitglieder der Burgergemeinde Bern. Die gibt es heute noch, aber die Förmlichkeiten

haben sich geändert. Da sitzt der Gemeindepräsident mit dem Gemeindearbeiter am selben Tisch, der Bundesrat grüsst den einfachen Bürger auf der Strasse und in der Freizeit spielen sie zusammen Tennis oder klettern in den Bergen herum.

In Bern hatten die Schulen nur fünf Wochen Sommerferien, in Wien waren es acht Wochen. Tante Hanny fand, es wäre gut und förderlich, wenn meine Tage auch mit Lernen ausgefüllt wären, und meldete mich als Gastschülerin im Progymnasium an, der Unterstufe für die höheren Klassen der Kantonsschule, die damals hauptsächlich von Buben besucht wurde. Die besseren Schülerinnen gingen zu dieser Zeit in der Schweiz in die Höhere Mädchenschule.

So sass ich eines Tages mit nur fünf weiteren Mädchen in einer Klasse mit dreissig Buben. Das war eine ganz neue Erfahrung, denn in Wien waren alle Klassen nach Geschlechtern getrennt. Neu und fremd war auch die Art der Kinder, die behütet und unbeschadet von allem grässlichen Kriegsgeschehen in meist wohlhabenden und harmonischen Verhältnissen aufgewachsen waren. Sie waren laut, wild, kräftig und von einer fröhlichen, unschuldigen Naivität und Ehrlichkeit, die in mir ein Gefühl von persönlicher Verdorbenheit und Behinderung hervorrief. Ich war die Exotin in der Klasse, konnte nicht über die gleichen Dinge lachen und sprechen wie meine Mitschüler, fiel auch wegen meines Akzentes auf und konnte in den Pausen mit den gesunden, kräftigen Buben nicht mithalten.

Auch der Unterrichtsstoff war ganz anders als in Wien. Es gab kein Latein, dafür viel Französisch und Englisch, keine Algebra und nur wenig Geometrie, aber viel Kopfrechnen, Naturkunde und Geschichte, Zeichnen, Singen und Sport. In fast allen Fächern schwamm ich weit hinterher, nur in Deutsch und Literatur war ich gut. Meine Aufsätze hatten tiefere und

ganz andere Inhalte als die der Berner Schüler. Ich musste sie jeweils auch in den Parallelklassen vorlesen, und alle staunten.

Der Aufenthalt bei meinen Pflegeeltern war für drei Monate vorgesehen. So hatte ich Zeit, mich in die Schule einzugewöhnen und den Stoff teilweise aufzuholen. Unterdessen ging aber in Wien die Schule auch weiter und ich versäumte den Anfang der dritten Klasse.

35

Als in Bern der Tag des Abschieds kam, beschenkte mich jeder Schüler mit einer Tafel Schokolade, einer Dose Kondensmilch oder Ovomaltine. Sie sangen mir ein Abschiedslied und luden mich ein, nächstes Jahr wiederzukommen. Ein paar Kollegen halfen mir, die Geschenke heimzutragen.

So schön diese Geste meiner Mitschüler war und mich mit Dankbarkeit erfüllte, so sehr fühlte ich mich gleichzeitig als diejenige, welche «nehmen» musste. Ich war zutiefst beschämt und den Tränen nahe, als ich mich bedankte. Wie Millionen anderer Kinder aus den Kriegsländern war ich unschuldig an dem schrecklichen Kriegsgeschehen, aber dennoch hatte ich ein unterschwelliges, schwer erklärbares Gefühl von Schuld und Mittäterschaft. Auf ganz subtile Art und durch vielleicht unbedachte Bemerkungen wurde das noch verstärkt. So fiel zum Beispiel einmal im Gespräch am Mittagstisch, als ich von meiner Zeit beim «Bund Deutscher Mädel» erzählte, von meinem Pflegevater Hans die schroffe Bemerkung: «Ich hätte niemals mit ‚Heil Hitler‘ gegrüsst. Niemand hätte mich dazu zwingen können, und unseren Hans hätten wir nie in die Hitlerjugend gehen lassen!»

Was hätte ich als kleines Volksschulkind im Deutschen Reich unter der Naziherrschaft anderes tun können, da wir schon als sechsjährige Kinder

am ersten Schultag dazu gedrillt worden waren? Was hätte meine verzweifelte Mutter tun sollen, die während der Naziherrschaft in ständiger Sorge um mich leben musste und keine Aggression provozieren wollte?

Auch Tante Hanny machte unbedachte Bemerkungen über meine Mutter, die ich als herablassend empfand. Sie hätte an ihrer Stelle eine Suppenküche eröffnet, aus abgelegten Kleidern etwas für mich genäht und selber gekocht. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es ist, wenn einem wirklich alles genommen worden ist, man weder Haus, Geld, abgelegte Kleider, Geschirr noch Einkaufsmöglichkeiten hat und nur mit stundenlanger Heimarbeit vom frühen Morgen bis in die späten Nachtstunden gerade das Nötigste verdient, um die behördlich aufgerufenen Lebensmittel kaufen zu können. Sie hatte keine Ahnung, wie demütigend und peinlich es ist, wenn man zwangseinquartiert wird und einem willkürlich der Zugang zum Wasserhahn oder gar zur Toilette verwehrt wird, während die eigene Wohnung von wildfremden Leuten besetzt ist, und wie man sich fühlt, wenn das ganze Vermögen durch die Kriegseignisse verschwunden ist. Es gibt so viele Dinge, welche für Menschen in der Schweiz und auch für die späteren Generationen in den ehemaligen Kriegsländern unvorstellbar sind. Ich war damals als Kind bei solchen Bemerkungen nicht fähig, etwas zu entgegnen, konnte mich nur bemühen, freundlich zu nicken und nicht zu weinen, und kam mir dabei schuldig und minderwertig vor.

In den drei Monaten in Bern hatte ich aber vor allem viel Schönes und für mich Wertvolles erleben dürfen. Wie die meisten Leute im Kanton Bern waren meine Pflegeeltern Mitglied der reformierten Landeskirche und nahmen mich stets mit zum Sonntagsgottesdienst, wo meistens auch Orgelkonzerte stattfanden.

Schon in jungen Jahren waren sie mit der anthroposophischen Geisteswissenschaft bekannt geworden und der Anthroposophischen Gesellschaft als aktive Mitglieder beigetreten, welche hochinteressante Vorträge über alle Wissensgebiete aus einer umfassenden Weltanschauung heraus anbot. Da ich nicht alleine zu Hause bleiben wollte und sehr wissbegierig war, nahmen sie mich immer mit an die Vortragsabende. Wenn ich auch das meiste noch nicht verstehen konnte, war es doch ein Genuss für mich, unter all den erwachsenen, klugen Leuten sitzen zu dürfen und den intellektuellen, für mich ganz neuen Gesprächen lauschen zu können, in der Hoffnung, deren Inhalt später einmal zu verstehen.

Irgendwie hatte mein lieber Grossvater mit seinen naiven, lauten Gebeten und Gesprächen mit Gott und dessen Engelsheer und Heiligenschar in mir die Gewissheit erweckt, dass dem Menschen eine natürliche Beziehung zur geistigen Welt und geistigen Erkenntnis möglich ist, obwohl mir seine einfältige Art der Gläubigkeit mit zunehmenden Jahren nicht befriedigend erschien. Aber es war mir früh schon klar, dass der Übergang zwischen materieller und geistiger Welt nur eine Frage des Bewusstseins ist. Heute haben dies aus einer anderen Perspektive ja sogar die Quantenphysiker entdeckt. Dass Erkenntnis nicht so einfach zu erlangen ist und grosser Bemühung und eines breiten Grundwissens bedarf, merkte ich als Kind bei diesen Vorträgen. Es wäre für mich eine harte Strafe gewesen, wenn ich nicht hätte mitgehen dürfen. Ich durfte mich auch in der reichhaltigen Bibliothek meiner Pflegeeltern frei bedienen und las oft bis in die späten Nachtstunden.

Die drei Monate meines bewilligten Aufenthaltes waren rasch vergangen. Zu Tante Hanny, meiner Pflegemutter, hatte sich bei mir eine tiefe Bindung entwickelt. Auch sie, die nur einen einzigen, schon erwachsenen Sohn hatte, schloss mich wie eine Tochter ins Herz. Wir führten viele Gespräche, wie ich es mit meiner Mutter nie gekonnt hatte. Sie erwo

eine Adoption, was aber mit Blick auf meine Mutter, die ich doch nicht einfach verlassen konnte, illusorisch war. Hingegen war es beschlossene Sache, dass ich in den nächsten Wiener Sommerferien wiederkommen durfte.

36

Die Frage stellte sich, wie ich meine Rückreise, beschenkt mit Wäsche, Kleidern und vielen nützlichen Dingen und schwer bepackt, alleine bewältigen sollte. Unterdessen waren aber die Kindertransporte des Schweizer Roten Kreuzes angelaufen und ich durfte mit einem Rotkreuzzug, von Schweizern wohlbetreut, meine Rückfahrt antreten. Im Gegensatz zu meiner einsamen viertägigen Herfahrt dauerte die Rückfahrt mit allen Grenzkontrollen nur vierundzwanzig Stunden. Der Zug wurde bevorzugt behandelt.

Während mehrerer Jahre rollten nun diese Kindertransporte aus Österreich, Deutschland und Frankreich in die Schweiz. Sie holten und brachten Kinder aus den Kriegsländern in Schweizer Familien für jeweils drei Monate zur Erholung. Hier wurden sie aufgepäppelt und lernten eine neue, heile Lebensweise kennen, die vielen Kraft und neue Impulse gab. Bleibende Freundschaften haben sich da entwickelt.

Mich stört es heute, wenn an der Schweizer Politik während des Krieges Kritik geübt wird, die sich mit allen Mitteln der Diplomatie aus dem Kriegsgeschehen heraushielt. Wem hätte es genützt, wenn die Schweiz, wie beispielsweise Holland, von der deutschen Wehrmacht überrannt worden wäre? Als unversehrtes Land konnte sie nach dem Krieg unzähligen kriegsgeschädigten Kindern körperliche und geistige Erholung bieten und

mit Hilfsmitteln aller Art den umliegenden Ländern beim Wiederaufbau helfen.

Meine Mutter wurde telegraphisch über meine Rückkehr verständigt. Sie hatte in der Zwischenzeit ein anderes Notquartier gefunden, denn das Leben bei den alten Nazis, bei denen sie zwangseinquartiert gewesen war, wurde ihr unerträglich gemacht: Immer wieder versperren sie die Türen zum Wasserhahn und zur Toilette und häuften Möbel und Kisten vor dem Eingang zu ihrem Zimmer auf. Jetzt wohnte sie bei einer verwitweten Frau, deren vier Söhne allesamt an der Ostfront, zwei davon in der Schlacht um Stalingrad, gefallen waren. Frau Pucher, so hiess die unglückliche Frau, beherbergte noch eine Schwiegertochter mit Enkelsohn bei sich und hatte meiner Mutter ein grosses Zimmer vermietet.

Als ich in Wien mit dem Rotkreuzzug eintraf, stand Mutter in Begleitung dieser beiden Frauen mit ihrem kleinen Buben da, ein richtiges Begrüssungskomitee. Nach all den wohlgenährten und gut gekleideten Menschen in Bern musste ich meinen Schock beim Anblick der abgehärmten, mageren, bleichen Frauen und des schüchternen, dünnen Buben in den alten, muffigen Kleidern mühsam verbergen. Nach drei Monaten im Friedensparadies war ich in die kriegsversehrte Stadt mit ihren schwer geprüften Menschen zurückgekehrt.

Meine Mutter weinte Freudentränen und konnte sich nicht genug über mein neues Aussehen wundern. Ich war gewachsen, hatte merklich an Gewicht zugenommen und rote Wangen und glänzende Haare bekommen. Auch ich musste weinen, aber es waren nicht Tränen der Freude, vielmehr der Bangigkeit vor den Herausforderungen und Entbehrungen, die nun wieder auf mich zukamen.

Gemeinsam schafften wir die beiden schweren Koffer in Mutters neue Behausung und packten die Herrlichkeiten aus. Für Joachim, den kleinen

Buben, war die Schokolade eine fast unbekannte Götterspeise. Die Frauen bewunderten die weisse, duftende Wäsche und freuten sich über Seifen und ein Paket Waschpulver. Die Kondensmilch und das Milchpulver lösten Begeisterung aus, ebenso ein paar Stangen Zigaretten, denn ich hatte meiner Pflegemutter erklärt, dass Zigaretten ein wertvolles Tauschmittel auf dem Schwarzmarkt für Lebensmittel seien.

Mutter hatte für mich zur Begrüssung eine Art Kuchen gebacken, und als Mahlzeit gab es eine Nudelspeise mit Kompott. Alsbald sassen wir mit Frau Pucher, ihrer Schwiegertochter Nina und dem kleinen Joachim gemeinsam in der Küche und teilten das Mahl. Es war Sonntagabend. Ich hatte viel zu erzählen. Mutter und Nina fragten viel und wollten alle Einzelheiten wissen, sie waren ja beide erst sechsuunddreissig Jahre alt, standen allein und mittellos da und hatten Träume von einem anderen Leben. Ninas Mann war schon kurz nach ihrer Heirat im ersten Feldzug gegen Russland gefallen, und beide Frauen sehnten sich nach Geborgenheit und Liebe.

Frau Pucher, die Grossmutter, hörte nur still zu. Sie hatte schneeweisse, in der Mitte gescheitelte Haare, einen Knoten im Nacken, ein auffallend edles Gesicht und tiefblickende, ruhige Augen mit einem unendlich gültigen und gleichzeitig traurigen Ausdruck. Vom Mann und von den Söhnen, von fünf geliebten Menschen, hatte sie wegen dieses wahnwitzigen Kriegs Abschied nehmen müssen. Unzähligen Müttern erging es ähnlich, für die Einzelne war das aber kein Trost.

An diesem Ort bildeten wir eine Art Schicksalsfamilie. Meine Mutter hatte noch ein paar Möbel aus ihrer Wohnung holen dürfen, und so richteten wir uns in der neuen Notunterkunft so gut es ging ein. Sie knüpfte Taschen, Netze, nähte Hausschuhe, Puppen und andere Dinge für das mutige, neugegründete Unternehmen, welches aus allen verfügbaren Materialien

in Heimarbeit Kunstgewerbeartikel herstellen liess, die dann als *Wiener Geschmackswaren und Souvenirartikel* verkauft und nach Möglichkeit exportiert wurden. Sie begann in den frühen Morgenstunden und arbeitete oft bis spät in die Nacht, da sie nach Stückzahl entlohnt wurde.

37

Am Montagmorgen, dem Tag nach meiner Rückkehr, fuhr meine Mutter mit mir in die Innenstadt, um mich wieder in der Schule anzumelden. Da sie vergessen hatte, meine Verspätung rechtzeitig bei Schulanfang zu melden, wurde die Direktorin gerufen, und Mutter musste eine unerfreuliche Diskussion über sich ergehen lassen, bis ich endlich wieder eingeschrieben und ins entsprechende Klassenzimmer entlassen wurde.

Die Lehrerin, eine Mathematikprofessorin, und die Mädchen staunten mich stumm an. Sie erkannten mich nicht mehr. Mein Aussehen hatte sich verändert, und im Gegensatz zu den dünnen, bleichen Kindern in den alten Kleidern in den wackeligen Bänken stand ich da wie ein Wesen von einem anderen Stern, wohlgenährt und neu gekleidet. Es war für mich eine peinliche Situation, die in mir grosse Befangenheit und ein schlechtes Gewissen erzeugte. Ich fand einen leeren Platz, und die Lehrerin fuhr ohne grossen Kommentar mit dem Unterricht fort.

Alles war wieder neu für mich. Anders als in der Berner Schule gab es hier kein Kopfrechnen, dafür schriftliche Dreisatzrechnungen und einfache Gleichungen mit abstrakten Zahlen, von denen ich keine Ahnung hatte. In der nächsten Stunde gab es Latein, das ich einen ganzen Monat lang ver-

säumt hatte, dann kam eine Englischstunde als kleiner Lichtblick, denn in Bern hatte ich viel Englisch gelernt.

Nach dem erlösenden Läuten am Ende des Unterrichts standen wir zur Schülerausspeisung an. Ich hatte wieder mein Blechnäpfchen und meinen Löffel in einer Umhängetasche mitgebracht. Jede Schülerin fasste eine Kelle Eintopf. Danach pilgerte ich, wie vor den Ferien, in den Kursalon im Stadtpark zur Schweizer Ausspeisung, wo es noch einmal eine Kelle voll Brei gab. Das Sattheitsgefühl verflüchtigte sich leider rasch auf dem langen Heimweg in unser Zimmer bei Frau Pucher. Ich war ja jetzt üppiges Essen gewohnt und musste mich von einem Tag auf den anderen an die spärliche Nahrung anpassen. Bald verlor ich mein Gewicht, und die Berner Kleider hingen wieder locker an mir herunter.

Es gab nicht viel Auswahl an legal kaufbaren Lebensmitteln. Mutter hatte kaum Zeit, Kraft und Geld, um neben der intensiven Heimarbeit für Esswaren lange herumzulaufen und zu feilschen, und sie tat mir leid. Wie armselig hatte sie in den drei Monaten gelebt, während ich bei Tante Hanny im Schlaraffenland gewesen war!

Am Abend bereitete Mutter eine Art Kartoffelmehlsuppe vor. Frau Pucher hatte für Joachim, ihren Enkel, eine Schüssel mit einem Eintopfgericht hingestellt, das dieser stumm und andächtig schlürfte. Nina, ihre Schwiegertochter, erhielt als Witwe eines Wehrmachtssoldaten eine kleine Rente und eine Zulage für das Kind. Sie arbeitete halbtags in einem Waschsalon. Auch Frau Pucher erhielt eine Witwenrente. So waren sie ein wenig besser dran als Mutter, die als Frau eines verschollenen SS-Offiziers mit keiner Unterstützung rechnen konnte.

Die ersten Tage bedeuteten für mich eine bedrückende Umstellung vom gepflegten, regelmässigen Leben in dem schönen Haus am Stadtrand von Bern zur düsteren Wohnung mitten im zerstörten Wien mit seinen seelisch verletzten Menschen.

Um die vier Wochen Versäumnis an der Schule nachzuholen, legte ich für ein paar Nachhilfestunden in Mathematik, Geometrie und Latein einige Male den weiten Weg zu meinem alten Freund zurück, der mir schon beim Übertritt von der Landschule ins Wiener Gymnasium geholfen hatte. Mutter war immer noch mit Heimarbeit von früh bis spät beschäftigt, mit der sie unser Auskommen verdiente. Bald ergab es sich, dass ich nach meinem Heimkommen den Einkauf und die Zubereitung eines einfachen Essens übernahm, damit Mutter bei ihrer Arbeit bleiben konnte.

Das Nachkriegswien der Vierzigerjahre wird im Filmklassiker «Der dritte Mann» von Carol Reed mit dem berühmten Schauspieler Orson Welles treffend dargestellt. Es zeigt die Ruinen, den Schwarzhandel, die Schiebergeschäfte und das Milieu der Korruption, in dem fast alles nur gegen entsprechende «Gegenleistungen» und nicht für Geld zu haben war. So waren auch die von mir aus der Schweiz mitgebrachten Zigarettenstangen ein kostbarer Schatz, mit dem Mutter im «Schleichhandel» sonst unerschwingliche Dinge wie Waschpulver, Fett und Zucker eintauschen konnte.

Mein Schulweg führte über den Schwarzenbergplatz, der seit Kriegsende von den Russen vorübergehend in Stalinplatz umbenannt worden war, obwohl Fürst Karl Philipp zu Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber der vereinigten Streitkräfte gegen Napoleon, immer noch gross und mächtig auf seinem Denkmal aus der Kaiserzeit mitten auf dem Platz thronte. Die Russen hatten, wie man später erfuhr, bereits vor der Schlacht um Wien im Jahre 1945 den Bau eines Heldendenkmals in Wien beabsichtigt und zum Wettbewerb in Russland ausgeschrieben. Dieses Denkmal wurde gleich nach der «Befreiung» Wiens durch die Rote Armee am südlichen Ende dieses grossen Platzes errichtet. Auf einer zwanzig Meter hohen Säule steht in imposanter Grösse die Figur eines Rotarmisten mit Schild und Fahne,

darunter am Sockel kämpfen Soldaten. Das Monument bereichert als Muster sowjetischer Kunst und Gestaltung zusammen mit Fürst Schwarzenberg in seiner barocken Darstellung skurril, aber einträchtig den Ort, der seit 1956 wieder Schwarzenbergplatz heisst.

Auf meinem Heimweg von der Schule blieb ich auf dem Sockel des Denkmals an sonnigen Tagen mit vielen anderen Leuten manchmal eine Weile sitzen. Die Leute nannten das russische Heldendenkmal respektlos «Erbsenkönig», da das Einzige, was die russischen Befreier der hungern- den Wiener Bevölkerung aus eigenen Beständen zukommen liessen, Erbsenpulver war, aus welchem man Suppe oder Brei machen konnte.

38

Wir waren so sehr mit unseren persönlichen Nöten beschäftigt, dass wir kaum mitbekamen, was sich politisch und wirtschaftlich abspielte. In den ersten Nachkriegswochen hielten sich etwa 700'000 Angehörige der Alliierten in Österreich auf. Dann reduzierten die Westmächte ihren Bestand auf 20'000 und die Russen auf 40'000 Mann. Bis zum Jahre 1947 musste Österreich für den Unterhalt aller aufkommen. Dann bestritten zumindest teilweise die drei Westmächte ihre Bedürfnisse selber, und vor allem die Amerikaner unterstützten umgekehrt das Land mit Hilfslieferungen. In der russischen Zone im Osten Österreichs wurden alle grossen Betriebe, die während der Nazizeit von den Deutschen übernommen oder errichtet worden waren, von den Sowjets beschlagnahmt. Deren schlechte, korrupte Betriebsführung führte zu einem desolaten Zustand, sodass sie nach Abzug der russischen Besatzung im Jahre 1955 in der Regel nicht mehr weitergeführt werden konnten.

Die dreiundzwanzig Bezirke Wiens waren in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Bald herrschte der Spruch: «Die bei den Amerikanern haben alles, die bei den Engländern nur wenig, die bei den Franzosen fast nichts und die bei den Russen gar nichts!» Es entsprach der bitteren Wahrheit.

Eine Bekannte meiner Mutter war mit einem Wiener Polizisten verheiratet. Dieser musste zusammen mit Russen im 2. Bezirk eine Lagerhalle bewachen, in der sich Lebensmittel befanden, die zum Teil von den Amerikanern für die Bevölkerung geliefert worden waren, aber von den Russen für ihren Eigenbedarf zurückbehalten wurden. Die Halle war mit Stacheldrahtzäunen gesichert. Der gute Mann organisierte ein verstecktes Loch im Drahtverhau und einen Schlüssel für die Lagerhalle. Wenn er Nachtdienst hatte und seine Wachrunden schieben musste, vereinbarte er mit seiner Frau und meiner Mutter ein Signal wie das Miauen einer Katze.

Sobald sich der russische Kollege einen Moment zur Ruhe setzte, krochen die beiden Frauen durch das Gitter, liefen unter Lebensgefahr, denn man wusste nie, ob der schussbereite Russe plötzlich auftauchte, in die Halle und packten in ihre Rucksäcke, was sie in der Dunkelheit erwischen und hineinstopfen konnten. Dann flüchteten sie durch das Drahtgitter wieder hinaus. Ab und zu wurde es gefährlich, wenn sich der Russe in Bewegung setzte. Der Wiener Polizist konnte ihn aber jedes Mal ablenken, indem er laut mit ihm palaverte, sodass die armen, erschrockenen Frauen rechtzeitig den Rückweg antraten. Ihre Beute trug viel zum Überleben bei. Meist waren es amerikanische Konserven, die sie zum Teil in andere lebensnotwendige Dinge oder Geld eintauschen konnten.

Einmal hatten sie einige Säcke mit ungerösteten Kaffeebohnen erwischt. Meine Mutter ass davon während ihrer Arbeit, wenn sie grossen Hunger hatte und todmüde war vor Schwäche. Sie gab auch der alten Frau Pucher wie immer von diesem Schatz. Diese verstand es, die Bohnen zu rösten und zu mahlen. Als dann der lange kaum noch bekannte, echte Kaffeeduft durch das Haus zog, läuteten Nachbarn an der Türe, um auch etwas von der Kostbarkeit geniessen zu dürfen.

Ein guter Freund meines leiblichen Vaters, des jüdischen Agraringenieurs Hugo Adler, hatte den Krieg als Wehrmachtsoffizier schwer verletzt mit nur einem Bein und einer krummen Hüfte überlebt. Nach der Entlassung aus dem Lazarett erhielt er eine relativ gute Rente und hatte Verwandte auf dem Lande, die ihn ab und zu mit Lebensmitteln versorgten. Vor dem Krieg war er Bibliothekar gewesen und lebte jetzt als Witwer alleine in einer winzigen Wohnung, veranstaltete aber regelmässig Literaturabende, zu denen er Freunde, auch meine Mutter und mich, einlud. Dazu servierte er Tee und mit Schmalz bestrichene Brote, die wir mit dankbarem Genuss in der Runde teilten, während er uns unter anderem aus Goethes Schriften vorlas oder auf seinem verstimmten Klavier Werke von Schubert oder Schumann vorspielte. Dicht gedrängt sassen wir mit einem Dutzend Freunden in seinem Wohnschlafzimmer und genossen die schöngeistige Atmosphäre, die uns für kurze Zeit unser armseliges Leben vergessen liess. Diese Stunden wirkten prägend auf mich und zeigten mir, dass auch in Armut und Not Kultur erhalten bleiben und gepflegt werden kann.

Ein Kollege meines Stiefvaters Hans Schurz, des SS-Offiziers, war seltsamerweise schon nach einem Jahr aus russischer Gefangenschaft entlassen worden und zu seinen Eltern, Landwirte in Oberösterreich, glücklich heimgekehrt. Auch er war ganz jung von Hitlers Ideologie geblendet worden und als SS-Mann in eine schreckliche Abhängigkeit geraten, aus der er bis zur Gefangennahme nicht mehr herauskommen konnte, ohne sich selbst und seine Familie zu gefährden. Er litt später jahrelang unter seinen furchtbaren Taten und fiel immer wieder in Depressionen. Er erinnerte sich meiner Mutter und suchte uns eines Tages unerwartet in Wien auf, um nach meinem Stiefvater zu fragen. Er wusste nicht, dass dieser, wie meine Mutter von anderen, geflüchteten Mitgefangenen erfahren hatte, nach Sibirien

abtransportiert worden war. Alois, so hiess er, besuchte uns hin und wieder, wenn er in Wien zu tun hatte, und brachte jedes Mal ein paar Lebensmittel und Wein mit. Der ungewohnte Weingenuss hatte bei meiner Mutter eine überaus starke Wirkung. Sie vergass für ein paar Stunden ihre ganze Not und wurde laut und ausgelassen, weinte und lachte, sang und klagte zugleich und warf in diesem berauschten Zustand sogar Teile von unserem wenigen Geschirr aus dem Fenster. Ich war entsetzt, empört und verzweifelt über ihr Benehmen, heulte in meiner kindlichen Verständnislosigkeit in die Kissen, was sie anschliessend wiederum in tiefe Traurigkeit stürzte. Ich realisierte wohl, wie trostlos ihre Lage und unsere Einsamkeit war, konnte ihr aber in meiner Unreife ihr Verhalten nicht verzeihen.

39

In Gesprächen mit Bekannten und Freunden vernahmen wir immer wieder entsetzliche Berichte vom vergangenen Geschehen an der Front und in den Gefangenen- und Konzentrationslagern, von deren Grausamkeit die Bevölkerung im Hinterland grösstenteils keine Ahnung hatte. Wohl hatte meine Mutter bei ihrer Arbeit in der Briefzensurstelle Andeutungen in den Briefen der Soldaten gelesen und wegen «Wehrkraftzersetzung» mit schwarzer Tinte unleserlich machen müssen. Aber auch diese Briefftexte waren aus Angst vor der Kontrolle mehrheitlich vorsichtig geschrieben und liessen nur teilweise ahnen, mit welchem Zynismus und welcher unbeschreiblicher Brutalität Menschen von Menschen wegen ihrer Nationalität, Rasse oder Einstellung hingemordet worden waren, sei es in den eigenen Reihen oder denen des «Feindes».

Allmählich wurden auch die Filme der Alliierten gezeigt, die bei der Befreiung der letzten Überlebenden in den Konzentrationslagern gemacht wurden. Menschliche Wesen wankten da herum, die nur noch aus Skeletten und hohlen Köpfen mit tiefen Augenhöhlen bestanden, Berge von Leichen, Verbrennungsöfen, die noch rauchten, Berge von menschlichen Haaren, die man den Inhaftierten abgeschnitten hatte, von Männer-, Frauen- und Kinderschuhen, Kleidern, Koffern, Brillen, Goldschmuck und Goldzähnen, dann auch Aufnahmen, die noch von der SS gemacht worden wa-

ren und Massenhinrichtungen und grauenhafte Folterszenen zeigte. Da mussten die ausgemergelten Inhaftierten zuerst lange Gräben ausschaufeln, mit dem Gesicht zum Graben auf die Erdhaufen mit erhobenen Händen knien, um dann nach einem Schuss in den Nacken hineinzufallen. Die nächste Reihe der Unglücklichen musste zuschaukeln, ohne Kontrolle, ob da noch Lebende unter den Erschossenen waren. Dann erreichte sie dasselbe Schicksal. Die SS-Männer standen daneben, und einige lachten nach erfolgtem Schuss.

Man sah auch Bilder der SS beim Erhängen und der Folter auf der «Schaukel», wo der total entwürdigte Mensch nackt mit den Kniekehlen am schmalen Balken hing, Füße und Hände zusammengebunden, mit dem Kopf nach unten, und wie auf seine Geschlechtsteile so lange mit Stöcken geschlagen wurde, bis das Schreien des Gequälten verstummte und der Kopf ohnmächtig nach unten baumelte, während im Hintergrund einige Schergen lachten. Auch das «Krankenzimmer» des berühmten Lagerarztes Dr. Mengele, der an den ihm ausgelieferten Menschen vor ihrer Ermordung grausamste Versuche machte, wurde gezeigt.

Meine Mutter versuchte immer wieder, mir die Augen zuzuhalten, was ich empört und wütend abwehrte. Sollte ich wieder hinter Heimlichkeiten und Lüge leben? Warum durfte ich nicht die Wahrheit wissen? Die Galgenreihe mit den baumelnden Erhängten, die ich als Vorschulkind in Kö-nigshütte gesehen hatte, ohne es je gewagt zu haben, mit meiner Mutter darüber zu sprechen, kam mir in den Sinn.

Einiges hatte ich ja schon als Kind während des Krieges geahnt, wenn mein Stiefvater immer bleicher und wortloser auf kurzen Urlaub nach Hause kam und nur noch depressiv herumlag. Nun wurde mir auch der Zusam-

menhang mit den von ihm mitgebrachten Kinderschuhen klar, die mich ständig geschmerzt und mir ein beklemmendes Gefühl vermittelt hatten. Ich sehe und spüre sie heute noch an meinen sich immer mehr deformierenden, schmerzenden Füßen. Gleiche ich da ein Karma aus, nach dem jede Handlung, physisch wie geistig, unweigerlich eine Folge hat?

Ich sehe meinen Stiefvater Hans vor mir, wie er bei seinem letzten, kurzen Besuch bei uns im Haus der Grosseltern in seiner schwarzen Uniform hereinwankte, unfähig zu einer herzlichen Begrüssung, und sogleich ins Schlafzimmer flüchtete, sich die Uniform vom Leibe riss und ins nächste Bett kroch, wo er die meiste Zeit ohne zu essen oder zu sprechen verbrachte und nur hervorkam, wenn die Grossmutter alleine in der Küche war. Was musste mit dem Mann seelisch passiert sein, der bei all den Gräueltaten wahrscheinlich mitmachte und zum Kriegsverbrecher wurde, um nicht selber erschossen werden. So erging es Männern der SS, die den geringsten Widerstand zeigten und damit auch das Leben ihrer nächsten Angehörigen aufs Spiel setzten. Für jene, die einmal dabei waren, gab es kein Zurück. Wer kann das heute verstehen?

Die Kriegsdokumentationen der Alliierten offenbarten vielen Menschen, die sich während des Krieges an der glorreichen «Deutschen Wochenschau» orientiert hatten, eine neue, deprimierende Weitsicht. Sollen wir wissen – sollen wir verdrängen – sollen wir vergessen? So schrecklich all diese Erkenntnisse für mein jungliches Gemüt waren, ich musste sie in mein Geistesleben mitnehmen. Die meisten unserer Bekannten und Freunde waren jedoch so sehr mit ihren eigenen Nöten und Sorgen beschäftigt, dass sie vom unvorstellbaren Kriegsgeschehen nichts mehr wissen wollten und lieber von einer goldenen Zukunft träumten.

An Wochenenden und Feiertagen fuhr ich hin und wieder alleine oder mit der Mutter nach Hirtenberg. Grossmutter hatte sich von ihrer seelischen Störung erholt und zu einem normalen Verhalten zurückgefunden. Um ihre winzige Rente aufzubessern, strickte und flickte sie für andere Leute, trennte alte Pullover auf und bereitete daraus Socken oder Kindersachen. Auch Grossvater verbrachte die meiste Zeit in seiner Werkstatt oder war mit seiner Werkzeugkiste unterwegs, um alles Mögliche bei anderen Leuten zu reparieren. Trotz gebeugten Rücken zogen sie ab und zu beide in den Wald und suchten kostbares Holz.

Grossmutter betrieb nebenbei einen lebhaften Austausch von Büchern und Romanheftchen. In einer Ecke in der Küche stand ein grosser Korb voll von Literatur, und fast täglich kamen Leute vorbei, um etwas zu holen oder zu bringen. Neben seiner Werkstatt unterhielt Grossvater ein kleines Büro, wo die Dorfkrankenkasse alle zwei Wochen ihre Auszahlungen machte. Das waren jeweils grosse Tage für ihn, wenn er die vielen Leute begrüssen konnte, die ins Haus kamen.

So führten die beiden in aller Bescheidenheit ein aktives und relativ glückliches Leben. Wenn Mutter und ich bei ihnen auftauchten, brachte es Grossmutter immer fertig, für uns etwas Gutes zu kochen. Und wenn wir wieder abfuhren, packte sie uns etwas zum Essen in die Rucksäcke, und Grossvater füllte sie mit ein paar Holzscheiten auf, die wir in Wien bitter benötigten. Zum Abschied standen sie immer am Gartentor und winkten uns lange nach.

In Wien brach der kalte Winter 1946/47 an. In Frau Puchers Wohnung war nur ihr eigenes Zimmer heizbar. In all den anderen Räumen standen riesige Kachelöfen, die Unmengen von Heizmaterial gebraucht hätten und deren Kamine defekt waren. So erlaubte uns Frau Pucher, wenn wir es in unserem Zimmer vor Kälte nicht mehr aushielten, zu ihr zu kommen. Mutter steuer-

te gelegentlich ein paar Holzscheite oder einen Kübel Kohle bei, den wir direkt vom Kohlenhändler holten. Da es aber fast keine Kohle gab, warteten lange Schlangen vor dem Kohlenladen, wenn wieder einmal eine kleine Lieferung eingetroffen war, und die Leute zahlten einen horrenden Preis für ein paar Kilo.

Meine kindlichen Raubzüge führte ich auch noch zu dieser Zeit weiter. Wenn ich vor irgendeinem Haus zufällig eine Holz- oder Kohlenlieferung entdeckte, die noch nicht eingeräumt war, liefen Joachim und ich mit Einkaufstaschen los, und wir klauten so schnell als möglich so viel Holz und Kohlenstücke, wie wir nur tragen konnten. Schnell humpelten wir mit der Last heim, luden ab und versuchten es oft noch ein zweites und drittes Mal, bis wir verjagt wurden.

Die Beute bedeutete einen richtig warmen Abend beim glühenden Eisenofen in Frau Puchers Zimmer. Dann sassen wir alle fünf am Tisch, Frau Pucher las, Joachim und ich machten Schulaufgaben und unsere beiden Mütter werkten an ihren Aufträgen, bis wir uns schliesslich zu später Stunde in unser eiskaltes Zimmer begaben und in die Betten krochen. Doch diese Abende wurden immer seltener, je länger der Winter dauerte.

Auch in der Schule wiederholte sich das Frieren, wie wir es schon im ersten Nachkriegswinter erlitten hatten. Die Fenster waren inzwischen verglast worden, aber zum Heizen gab es nichts. Da sassen wir dünnen Mädchen mit Handschuhen und so dick als möglich angezogen in den alten, klapprigen Bänken und mussten immer in der Mitte der Stunde aufstehen, Kniebeugen machen, schnell herumlaufen, um dann einigermassen erwärmt dem Unterricht zu folgen. Es ging weiter mit Latein und Algebra, alter Geschichte und Englisch, Grammatik und Literatur und was sonst noch alles in unsere Köpfe unter den dicken Mützen hineinmusste.

Wenn ich bei einer mündlichen Prüfung nichts wusste, sagte die Professorin abschätzig: «Adler, Sie langweilen mich grenzenlos. Gehen Sie bitte wieder an Ihren Platz!» Da sass man dann blamiert und beschämt. Erlösung brachte immer wieder die Mittagsglocke um ein Uhr und die Aussicht auf die Kelle mit Brei in der Schülerausspeisung.

40

Die beiden Winter der Jahre 1946 bis 1948 wurden die kältesten und schneereichsten im bisherigen 20. Jahrhundert. Die Wiener Bevölkerung, alle Institutionen wie Schulen, Ämter, Spitäler und vor allem die Privathaushalte litten unter totalem Mangel an Heizmaterial. Es kam zu unbeschreiblicher Versorgungsknappheit an Lebensmitteln, welche nur durch Spenden aus der Schweiz und später aus Dänemark und Holland sowie durch die Lieferungen der Amerikaner einigermaßen gemildert wurde. Der Schwarzhandel blühte, und die Stadtleute brachten den Bauern alles, was sie an Textilien, Schmuck und anderen Dingen entbehren konnten, um dafür ein paar Esswaren einzutauschen.

Eine Bekannte meiner Mutter hatte nach der Kapitulation und der anschliessenden Plünderung einer Textilfabrik mehrere grosse Kartons mit Babywäsche ergattert, von der sie uns auch einige Stücke abgab, mit denen Mutter auf dem Schwarzmarkt ein wenig Mehl und Fett eintauschen konnte. Nach dem Abzug der russischen Truppen war im Haus der Grossmutter ein grosser Stoffballen liegen geblieben, von dem Mutter stückweise abschnitt und mich mit dieser Kostbarkeit an Sonntagen ins Burgenland schickte, um damit einige Lebensmittel zu erbetteln, die wir dann wieder mit unseren Mitbewohnern Nina und Joachim bei Frau Pucher in Wien

teilten. Diese Aktionen waren mühsam, da nur ganz wenige Züge fuhren, meist total überfüllt, und ich bereits in der Dunkelheit am frühen Morgen starten musste und erst nachts halb erfroren heimkam.

Wir hatten ja keine rechten Winterkleider. Mutter hatte für sich einen dünnen Mantel von der Grossmutter genommen, und für mich nähte sie aus einer alten Wolledecke ein Mäntelchen. Sie trug ein paar Hausschuhe aus Stoff für die Strasse, und meine Schuhe aus der Schweiz waren Halbschuhe für den Sommer. Damit mussten wir durch den hohen Schnee stapfen. Nachts wurden wir oft fast wahnsinnig vor Schmerzen in den erfrorenen Zehen. Mit kalten und warmen Umschlägen, Mehlbrei und kostbarem Schmalz versuchten wir verzweifelt, aber vergebens die Frostbeulen zu behandeln. Ganz schlimm war der Schmerz in den Fingern, unter dem Mutter bei ihren Heimarbeiten und wir Kinder bei den Schularbeiten litten. Gegen den Schmerz und das fürchterliche Jucken gab es keinen Verband und keine Salbe.

Halbe Nächte lagen wir schlaflos im kalten Zimmer und es gab nichts, mit dem wir uns Linderung hätten verschaffen können. Manchmal fanden wir uns alle nach Mitternacht in Frau Puchers Zimmer ein, um an ihrem Ofen Wärme und Trost zu finden. Aber auch der war unterdessen erkaltet, und so krochen wir wieder in unsere Betten, wo wir in den Morgenstunden vor Erschöpfung etwas Schlaf fanden. Bald läutete der Wecker und wir mussten, immer noch frierend, wieder hinaus in die Eiskälte. Zum Frühstück gab es, wenn der Gasherd funktionierte, Tee oder ab und zu Kakao und ein Stück Brot. Wir Kinder bekamen, falls vorhanden, ein wenig Schmalz darauf.

In der Schule waren die meisten Mädchen ebenfalls armselig angezogen, trugen Jacken und Kleider von den Erwachsenen, waren mit Tüchern umwickelt und hatten immer dasselbe an. Man roch es auch, soweit man in

der Eiseskälte der Schulstube noch etwas riechen konnte. Die Hygiene musste man vergessen. Es gab kaum Seife und selten warmes Wasser. Man hatte Badeöfen, für die kein Heizmaterial da war, und kleine Durchlauferhitzer für Wasser. Die meisten Kochherde in Wien wurden mit giftigem Leuchtgas betrieben, welches im städtischen Gaswerk aus Kohle erzeugt wurde. Infolge des Kohlenmangels wurde die Gaszufuhr immer wieder gesperrt. Dadurch gab es öfters schwere, mitunter tödlich verlaufende Unfälle: Wenn das Gas versiegte, vergassen manche Leute, den Gashahn abzustellen. Funktionierte die Zuleitung unerwartet wieder, strömte das Gas ungehindert hinaus und es kam zu Vergiftungen und Explosionen.

Schlimm war die nächtliche Dunkelheit in den Strassen. Die wenigsten Plätze waren beleuchtet, denn die Strassenbeleuchtung wurde erst in späteren Jahren wieder eingerichtet und renoviert. Durch die Bombenangriffe war das ganze Netz beschädigt worden, und vor dem Krieg waren noch viele Strassen mit Gaslicht beleuchtet gewesen. Priorität hatten die Strassenbahnlinien, doch sie wurden durch den starken Schneefall immer wieder blockiert. Schneeräumungsmaschinen gab es nicht. Dafür wurden Hunderte von Menschen von der Stadt als Schneeschaufler angeheuert. Diese schaufelten dann die ganze Nacht hindurch entlang den Strassenbahnlinien, weil es für Autos kein Benzin gab und die Wege zur Arbeit und zur Schule oft sehr weit waren. Nur die «Vier im Jeep», wie man die internationalen Patrouillen mit je einem Mitglied der vier Besatzungsmächte nannte, und Armeelastwagen der Besatzungstruppen sah man herumfahren.

Hin und wieder gab es Lastwagen, die mit Holzgas fuhren, und Pferdefuhrwerke. Mein Onkel Franz, der aus der Gefangenschaft geflohen war, hatte bei einer Transportfirma eine Stelle als Chauffeur gefunden. Wenn

er, selten genug, einen Transport nach Wien machen musste, kam er bei uns vorbei und versorgte uns illegal mit ein wenig Holz. Bevor er abfuhr, kletterte er auf den Wagen, stocherte lange in der Vergaseranlage und hatte meist grosse Mühe, das Ungetüm wieder in Gang zu setzen. Auch konnte er nie lange im Hause bleiben, da ihm ansonsten das Vergaserholz vom Wagen gestohlen worden wäre. Kaum hatte er die Führerkabine verlassen, schlichen schon Leute um den Lastwagen herum und äugten auf das Holz. Bereits an anderer Stelle habe ich erwähnt, dass die Moral in solcher Notzeit einen anderen Stellenwert bekommt – frei nach Brecht: «Erst kommt das Heizen, dann kommt die Moral.»

Meine Mutter und Nina meldeten sich zum nächtlichen Schneeschaufeln, da die Schlafversuche ohnehin mehr Pein als Erholung brachten. Sie mussten sich nachts um zwölf Uhr bei einer Schaufelabgabe einfinden und sich eine bestimmte Strasse zuweisen lassen. Dort schaufelten sie zusammen mit Dutzenden anderen Leuten Berge von Schnee auf die Seite. Alle zwei Stunden bekamen sie gesüssten Tee. Wenn sie erschöpft waren und nicht mehr konnten, gaben sie die Schaufeln wieder ab und erhielten einen bescheidenen Stundenlohn für die geleistete Arbeit. Sie schafften das zwei- bis dreimal die Woche, manchmal bis in die frühen Morgenstunden, um ihr kleines Einkommen ein wenig aufzubessern. Ich ging auch zweimal mit, schlief danach in der Schule sofort ein und musste es deshalb bleiben lassen. Es waren aber immer wieder grössere Kinder dabei. Jede Arbeit war recht, wenn es etwas zu verdienen oder zu essen gab. Und immer noch fehlten viele Männer, da die Entlassungen aus den Gefangenenlagern und Lazaretten erst langsam anliefen. Oft waren die Heimkehrer immer noch so schwer geschädigt, dass sie nicht arbeiten konnten.

Der eisige Winter legte in Wien vorläufig alle Wiederaufbauarbeiten lahm. Kälte und Hunger waren, wie vorher die Bombenangriffe, zur Gewohnheit geworden. Ich hatte mich ganz auf Selbstversorgung umgestellt und sorgte für meine Ernährung zusammen mit meiner Schulfreundin, indem wir täglich an allen drei Ausspeisungen, in der Schule, bei den Schweizern und den Eisenbahnern, um Reste baten, die wir in einer verschliessbaren Büchse nach Hause mitnehmen konnten, sodass Mutter auch noch ein wenig davon bekam. Auch hatte ich in der Nachbarschaft zwei Erstklässler vom Gymnasium gefunden, denen ich für einen Schilling die Stunde bei den Aufgaben helfen konnte. Für meine Aufgabenhilfe bei Joachim, der wahrscheinlich an Lese- und Rechenschwäche litt, gab mir seine Mutter Nina regelmässig ein paar Schillinge. Mein Geld langte für neue Hefte und anderes Schulmaterial.

Die Weihnachtstage verbrachten meine Mutter und ich zum Teil bei den Bauersleuten im Burgenland und danach, ausgerüstet mit ein paar kostbaren Lebensmitteln, bei den Grosseltern in Hirtenberg, wo wir die ungewohnte Wärme in den Küchen genossen. Beim Gedanken an den in Sibirien verschollenen Stiefvater Hans verstummten jeweils die Gespräche. Von ihm war keinerlei Nachricht mehr gekommen.

Unser Bauer im Burgenland, der während seines Kriegseinsatzes mehrere Male verwundet wurde, war von seinem endgültig letzten Lazarettaufenthalt heimgekommen. Psychisch hatten ihn die fürchterlichen Fronterlebnisse nicht brechen können. Er liess sich jedenfalls nichts anmerken. Immer noch war er laut und von fröhlicher Art, äusser wenn ihn die Schmerz-anfälle überwältigten. In seinen Blut- und Muskelbahnen kreisten zahlreiche feinste Splitter, die nicht entfernt werden konnten und ständig im Körper herumwanderten. Wenn sie auf Nervenbahnen trafen, konnte er sich

vor Schmerzen plötzlich nicht mehr bewegen und musste schreien wie ein Tier. Das nahm ihm aber nicht seine Freude, den Krieg und die unmenschlichen Einsätze an der Ostfront endgültig hinter sich zu haben.

An Tagen, da es ihm körperlich einigermassen gut ging, begann er sofort mit dem Umbau seines verlotterten Hofes, richtete im ehemaligen Wohntrakt an der Strasse ein Restaurant ein, einen sogenannten «Heurigen», gab die Kühe und Schweine auf, verpachtete die Felder und baute den Wirtschaftstrakt in Pferdeställe für Reit- und Pensionspferde um. Seine Frau und die alte Mutter pflegten ein paar Hühner, Kaninchen und einen Gemüsegarten zur Selbstversorgung, er selbst widmete sich seinem grossen Weingarten.

Seine Kinder sollten im Lauf der Jahre zu tüchtigen und selbständigen Menschen heranwachsen, und als der älteste Sohn heiratete, übernahm er hauptverantwortlich den Betrieb. Der Vater half noch, wo es nötig war, spielte begeistert die Rolle als gesprächsfreudiger Wirt und genoss die Ausritte mit seinen Pferden. Die heftigen Schmerzanfälle gehörten zu seinem Leben und er verlor keine grossen Worte darüber, man wusste ja, warum er hin und wieder unerwartet aufschrie. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende im Jahre 1960 starb er bei einem Schmerzanfall auf dem Pferd. Er ist für mich ein Beispiel dafür, dass ein starker Mensch trotz schwerer traumatischer Erfahrung seinen verbleibenden Jahren einen positiven Verlauf zu geben vermag und die Invalidität nicht zu seinem Lebensinhalt machen muss.

Viele Menschen, besonders Alleinstehende, Behinderte und Alte, verhungerten oder erfroren in ihren Behausungen. Es gab in den grossen, alten Mietshäusern auch im Kellergeschoss Wohnungen, deren Fenster nicht grösser als jene der Kohlenkeller und bündig mit dem Gehsteig waren. Meist bestanden sie nur aus einem Küchen- und einem Schlafrum oder

überhaupt nur aus einem einzigen Raum. Wasserhahn und Toilette befanden sich irgendwo im Stiegenhaus. Sogar im noblen Gebäude des Hotel Sacher, in dessen Hinterhofzimmer wir im vorherigen Jahr bei dem Urologen einquartiert gewesen waren, lebte der Hauswart in einer solchen Kellerwohnung. In den Wiener Kanalisationsschächten und Kellern, besonders in den beschädigten Häusern, tummelten sich viele Ratten, die sich oft auch in diesen Kellerwohnungen breit machten und hilflose, behinderte Leute anfielen und bissen. Es wurde von gelähmten Menschen berichtet, die buchstäblich angefressen worden waren.

Neben dem Kellerladen des Kohlenhändlers in einer unserer Nachbarstrassen befand sich auch eine solche Wohnung. Es sprach sich rasch herum, wenn eine Lieferung an Brennmaterial angekommen war. Dann schickte meine Mutter mich und Joachim mit dem möglichen Geld hinaus, um für Sonntag einen Kübel Kohle oder Koks und ein paar Scheite Holz als Beitrag zu Frau Puchers Ofenheizung zu kaufen. Im Hausflur befand sich ein kleiner Leiterwagen. Mit dem liefen wir so schnell als möglich zum Händler. Meist stand schon eine Schlange von Leuten dort, und der Kohlenhaufen war nur noch ein spärliches Häuflein. Mit blossen Händen packten wir so viele Kohlenstücke als möglich in unseren Kübel und Holz in die Tasche, oft unter Protest des Händlers, weil unser Geld kaum reichte.

Wir hatten vorher schon ein paar Münzen der alten Frau gegeben, die bei dieser Gelegenheit, da so viele Leute vorbeikamen, das bodenebene Fensterchen ihrer Kellerwohnung neben dem Kohlenladen geöffnet hatte. Mit winselndem Gejammer streckte sie ihre dünnen Hände zu den Füßen der Herbeigekommenen flehend heraus. Die wenigsten beachteten sie, jeder war darauf bedacht, vom Heizmaterial etwas zu ergattern. Es war eine Mischung von Mitleid und gruseligem Entsetzen, das Joachim und mich erfasste, wenn wir die hässliche Alte in ihren fetzigen Lumpen mit den

strähnigen Haaren in ihrem Kellerloch erblickten. Wir sahen darin wahrscheinlich eine furchterregende Steigerung unserer eigenen Armut und mussten ihr ein paar von unseren Münzen geben, um uns selber besser zu fühlen. Wenn wir die Kübel daheim abgeladen hatten, liefen wir nochmals mit Taschen zurück zum Laden in der Hoffnung, ein paar weggerollte Kohlen oder Holzstücke auflesen zu können, wenn gerade niemand hinsah.

41

Es kam der Frühling, an dem in Wien wieder die Bäume blühten, wie es so schön in dem alten, süsslichen Wienerlied von Robert Stolz heisst: *Im Prater blühen wieder die Bäume / In Severing grünt schon der Wein / Da kommen die seligen Träume / Es muss wieder Frühlingszeit sein.*

Als ich an einem dieser ersten lauen, sonnigen Tage von der Schule heimkam, hörte ich meine Mutter und Nina dieses Lied singen. Sie hatten die Fenster auf die Strasse hin geöffnet, tanzten übermütig herum und sangen alle Strophen abwechselnd auch zum Fenster hinaus. In meiner kindlichen Dummheit konnte ich nicht verstehen, dass diese beiden Frauen ja noch jung und lebenshungrig waren. Ihre Jugendjahre waren brutal an ihnen vorübergegangen und das Schicksal und Kriegsgeschehen hatte alle ihre Träume zerstört. Ihr Verhalten war mir peinlich. Ihre Fröhlichkeit ertrug ich nicht.

Denn in der Schule war es mir schlecht ergangen. Wir hatten eine Geometrieprobe machen und einen unregelmässigen Würfel nach genauen Seiten- und Winkelangaben zeichnen müssen. Zuletzt musste das Bleistiftkonstrukt mit Tuschfeder nachgezeichnet werden. Als ich fast fertig und das Werk vollkommen war, patzte Tusche auf die Zeichnung, und die ganze Arbeit war unabänderlich verdorben. Eine schlechte Note war mir gewiss.

Die ungewohnte Wärme auf dem langen Heimweg mit den Umwegen über die Verpflegungsstätten, die schwere Schulmappe auf dem Rücken, die Tasche mit der gefüllten Blechbüchse um den Hals und die zu klein gewordenen, abgetragenen Schuhe, in denen meine erfrorenen Zehen dick angeschwollen waren und masslos schmerzten, die Enttäuschung über die verdorbene Probenarbeit – dies alles liess in mir eine verzweifelte Erschöpfung und Müdigkeit aufkommen, und der Weg schien kein Ende zu nehmen. Zwei grössere Burschen gingen an mir vorbei. Einer von ihnen gab mir im Vorbeigehen ohne jeglichen Grund eine schallende Ohrfeige. Er fand das wohl lustig. Ich war total erschrocken und fühlte mich zutiefst gedemütigt. Die Burschen gingen lachend weiter.

Ich schleppte mich mit brennender Backe weinend bis zum Park mit dem Denkmal des Rotarmisten und setzte mich auf den Sockel, wo ich eine Zeit lang blieb. Ich hielt den Schmerz in den Schuhen nicht mehr aus, zog sie aus und ging mit blossen Füßen auf dem harten, vielerorts ramponierten Pflaster heim. Für meine platten Füsse mit der dünnen Haut war dies wie der Lauf über glühende Kohlen. Es wurde mir übel vor Schmerzen, als ich endlich vor dem Haustor stand. Schon im Treppenhaus hörte ich meine Mutter übermütig singen. Als ich an der Wohnungstür läutete, begrüsst sie mich fröhlich lachend und wollte mich in die Arme nehmen.

Eine Welle von Wut und Empörung durchströmte mich, ich stiess sie von mir weg und lief in die Küche, stürzte auf die Sitzbank, warf meinen Kopf über die Arme auf den Küchentisch, begann heftig zu weinen und beschimpfte meine Mutter, sie solle sich nicht so blöd benehmen. Augenblicklich verstummte sie und sah mich erschrocken und ratlos an. Dann brach auch sie in Weinen aus, und ihr ganzes Elend war wieder über sie gekommen.

Am Vormittag war Alois, der Bauer aus Oberösterreich, zufällig vorbeigekommen und hatte den Frauen ein wenig Wein, Wurst und Brot gebracht

und mit ihnen gescherzt. Nur kurz konnte er bleiben. Er war mit seinem Holzvergaserauto unterwegs, welches er nicht allzu lange unbeaufsichtigt stehen lassen konnte. Die Frühlingswärme, die kurze Aufmunterung, der nette Mann und ein Glas Wein hatten genügt, um in Nina und meiner Mutter die dauernd unterdrückten Lebensgeister zu wecken. Und da musste ich ihnen mit meiner Auflehnung und Niedergeschlagenheit das bisschen Freude verderben.

Ähnliche Situationen wiederholten sich später öfters. Ich war in die Pubertät gekommen. Alles in mir lehnte sich gegen meine Mutter auf, obwohl ich langsam ihre Not begriff. Ich versuchte ihr beizustehen, indem ich ihr Arbeit abnahm, mit Aufgabenhilfe ein wenig Geld verdiente und für mein und zum Teil auch ihr Essen sorgte. In der Schule gab ich mir alle erdenkliche Mühe, und die meiste verbliebene Freizeit verbrachte ich mit meinen und fremden Schulaufgaben.

An meine Pflegemutter Tante Hanny in Bern schrieb ich lange Briefe, mit Zeichnungen dekoriert, und berichtete ihr von unseren Schulthemen und dem allgemeinen Leben in Wien, den Besatzungssoldaten, den Literaturabenden beim kriegsinvaliden Bibliothekar, vom Leben meiner Groseltern und fügte auch selbstverfasste Gedichte bei. Umgekehrt erhielt ich sowohl von Tante Anni ausführliche Briefe aus der Schweiz und ebenso von Tante Hanny, die ihre Zeilen ebenfalls mit schönen Zeichnungen schmückte. Meine Mutter verfolgte meinen Briefwechsel einerseits lobend, aber gleichzeitig mit Eifersucht. Vorwurfsvoll sagte sie manchmal, mit ihr würde ich nie über solche Themen sprechen.

An einem milden, sonnigen Frühlingstag fuhren meine Mutter, Nina, Frau Pucher, Joachim und ich mit der Strassenbahn in den Wiener Prater, diese riesige Vergnügungs- und Erholungsinsel im Grünen mit der be-

rühmten, viereinhalb Kilometer langen Kastanienallee, wo die Bäume nun tatsächlich in üppiger Pracht blühten. Wir wanderten in dem betörenden Duft so weit, wie es unsere Füße erlaubten, saßen dann lange in der warmen Sonne auf einer Bank, assen unser Picknick, ein paar Schmalzbrote und tranken Tee. Die beiden Mütter sangen zweistimmig ihre sentimentalen Wiener Lieder, und ich versuchte es auch. Frau Pucher freute sich. Joachim kletterte herum.

Für ein paar Stunden hatten wir unsere Not vergessen. Es fiel uns schwer, aufzustehen und heimzufahren. In der dunklen Wohnung strömten die hohen Wände muffige Kälte aus, doch die Sonne zeigte ihre Wirkung. Unsere Wangen glühten und unsere Herzen waren leicht und fröhlich. Frau Pucher kochte für alle eine dicke Mehlsuppe, während die beiden Mütter ihre Heimarbeiten für den nächsten Tag richteten und ich mit Joachim Rechnen übte. Nach dem Essen saßen wir lange um den Tisch herum und sangen noch einmal alle zusammen. Bevor wir ins Bett gingen, tobten Joachim und ich übermütig durch die Zimmer, bis uns Frau Pucher lachend festhielt. So wenig hatte es diesmal für uns gebraucht, um neuen Mut und Lebensfreude zu finden.

Überraschend schnell kam es in Wien auf allen Gebieten der Kunst und Kultur zu einem Neubeginn. Schon im Jahr 1947, so kurz nach dem Kriegsende, fanden in den Trümmern der Stadt Theater- und Konzertaufführungen statt. Da das prächtige Gebäude des Burgtheaters an der Ringstrasse durch Bomben total ausgebrannt war, wurde das Burgtheater provisorisch in einem Variététheatergebäude, im sogenannten «Ronacher», einquartiert und spielte dort bis zur Neueröffnung nach der Renovation im Jahre 1955. Die Staatsoper und die Wiener Philharmoniker fanden Unterkunft im «Theater an der Wien» mit verschiedenen Dirigenten, bis 1948 Herbert von

Karajan die Leitung übernahm und das Orchester zu internationalem Ruhm brachte. Kinos und Kleintheater öffneten ihre Tore. Noch einmal wurde mit dem Dokumentarfilm «Die Todesmühlen» gezeigt, welche Verbrechen in den Konzentrationslagern und Folterkellern erbarmungslos an Gegnern des Naziregimes und aus rassistischen Gründen begangen worden waren. Aber die Menschen hatten genug von allen Gräueltaten und liessen sich nicht mehr gross erschüttern. Schnell war man zum Vergessen und zum Opportunismus bereit. Die Leute sehnten sich nach Normalität. Der Überlebenswille, die Unternehmungslust und der Marshallplan zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Not machten vieles möglich.

Eine Bedingung des Marshallplanes war die Währungsreform, bei der die anfänglich direkt nach dem Kriegsende eingeführten österreichischen Schillinge im Verhältnis 3:1 im Jahre 1947 in die neue Schillingswährung umgewechselt wurden. Der Umtausch musste innerhalb von zwei Wochen erfolgen, damit nicht allzu viele Schiebergeschäfte stattfinden konnten. Am ersten Tag hatte jeder Mensch zuerst nur 150 Schilling an Bargeld in der Hand. Die Preise waren über Nacht um das Dreifache gestiegen, da man ja viel weniger Geld hatte und es eine Weile dauerte, bis sich das richtige Verhältnis einpendelte. Nach kurzer Zeit gab es aber wieder grosse Unterschiede zwischen Arm und Reich. Manche hatten es verstanden, durch Schwarzhandel grosse Besitztümer anzuhäufen.

Meine Mutter erhielt für unser ehemaliges Vermögen, das schon infolge der Überweisung durch die Gestapo an die Deutsche Reichsbank unkontrolliert auf einen kleinen Rest geschrumpft war, ein paar damals wertlose Bundesschuldverschreibungen, die sie in dringend benötigtes Bargeld umwechselte. Diejenigen Personen, welche das nicht nötig hatten und die Scheine bis zur Zeit der Hochkonjunktur stehen lassen konnten, machten später gute Gewinne damit.

42

In unserem Haus gab es eine Sensation: Eine junge, verheiratete Frau war von einem «Ami», einem amerikanischen Soldaten, geschwängert worden! Es war das erste Mal, dass wir von solch einem Ereignis bei uns bekannten, direkt Betroffenen hörten. Es dauerte aber nicht lange, und diese Geschichten mehrten sich. Alois, unser Freund aus Oberösterreich, das ganz unter amerikanischer Besatzung war, berichtete von vielen Frauen, die sich mit Amerikanern eingelassen hatten. Als Gegenreaktion hätten sich geheime Gruppen gebildet, die diese sogenannten Amibräute oder Amiflittchen bei Gelegenheit überfielen und ihnen die Haare abrasierten, um sie zu brandmarken.

Während des Krieges hatte ich als Kind in meiner Umgebung keine schwangere Frau gesehen. Vielleicht gab es solche, aber ich hatte in meiner Unerfahrenheit nicht realisiert, dass der vorstehende Bauch Schwangerschaft bedeutete. So wurde diese schmächtige, stille kleine Frau mit dem dicken Bauch, über die auch unsere Mütter hinter vorgehaltener Hand sprachen, für Joachim und mich ein Objekt der merkwürdigsten sexuellen Phantasien. Eine richtige Aufklärung gab es zu dieser Zeit nicht. Wohl hatte ich während der russischen Invasion von den Vergewaltigungen der Russen gehört, konkret vorstellen konnte ich mir darunter nichts. Auf mei-

nem Heimweg von der Schule begegnete ich einmal der Schwangeren, wie sie eng umschlungen mit einem dunkelhäutigen Amerikaner daherkam. Schnell schaute ich verlegen weg und tat, als hätte ich sie nicht gesehen.

Die Amerikaner, meist schicke, gepflegte Burschen in sauberen, perfekten Uniformen mit einem selbstbewussten, charmanten, unkomplizierten Auftreten als Verkörperung des neuen «American way of life», waren eine unerschöpfliche Quelle der damaligen Goldwährung. Das waren Zigaretten, Schokolade, Nylonstrümpfe, Kaugummi und andere Kostbarkeiten, mit denen man, wenn man genug davon hatte, alle anderen begehrten Güter eintauschen konnte. In den ersten Jahren der Besatzung war es ihnen erlaubt, Frauen in Europa zu heiraten. Gemeinsame Kinder wurden dann automatisch amerikanische Staatsbürger. Die Hochzeit war aber für die meisten «GIs» nicht das Ziel ihrer Wünsche. Mit vielen jungen Frauen hatten sie leichtes Spiel. Sie waren lebenshungrig und hatten genug von Schrecken und Not, und etliche liefen den smarten Amis buchstäblich in die Arme.

Unsere schwangere Nachbarin lebte, da sie «ausgebombt» war, bei ihren Schwiegereltern. Die alliierten Westmächte entliessen bis Ende 1947 alle ihre Kriegsgefangenen. So stand eines schönen Frühlingstages auch ihr junger Mann, der an den entsetzlichen Kämpfen an der Westfront bei der Wehrmacht hatte teilnehmen müssen und für fast zwei Jahre in britische Gefangenschaft geraten war, vor der Türe.

Ich war gerade im Treppenhaus, als er müde, brandmager, mit Stoppelbart in seiner abgetragenen Wehrmachtuniform ohne Gürtel und Abzeichen mit einem zugeschnürten Sack in der Hand heraufkam und an der Türe der Eltern läutete.

In der Familie muss sich eine grosse Tragödie abgespielt haben. Wir vernahmen nur, dass der Heimkehrer wochenlang mit Fieber im Bett lag und an schweren Depressionen litt. Seine Mutter und die junge Schwiegertochter sah man immer mit verweinten Augen, der Vater verliess fast nie die Wohnung. Man hörte hinter der Türe laute Auseinandersetzungen.

Es schlug die Stunde, da die Frau das Kind gebar. Es kam in der Wohnung zur Welt, eine Hebamme war gekommen. Die Schreie der Gebärenden drangen durch Tür und Wände. Endlich wurde es still, und die Hebamme verliess nach einiger Zeit das Haus. Frau Pucher lief ihr nach, sie kannte die Frau und fragte, ob alles gut gegangen sei. «Ja, sie hat ein Mädchen, aber das ist ein Negerkind!», antwortete die Hebamme kurz und ging mit ihrem Kofferchen schnell ihres Weges.

Man sah die Mutter mit dem Kind nie auf der Strasse. Es war kein Kinderwagen vorhanden. Das Baby hörte man stundenlang schreien.

Und dann war eines Tages das Schreckliche geschehen: Die junge Frau hatte sich in den Abendstunden aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes gestürzt und lag tot auf der Strasse. Polizei und Sanitätsauto kamen. Es gab einen grossen Menschauflauf. Auch im Haus gingen viele Menschen auf und ab. Das schreiende Baby wurde von einer Krankenschwester hinuntergetragen und mit einem Spitalauto weggeführt. Ein weiteres Auto mit Sarg nahm die Leiche der jungen Frau auf und fuhr davon. Es dauerte lange, bis endlich Ruhe eingekehrt war.

Wir waren alle stark betroffen und nicht fähig, uns eine Meinung zum traurigen Geschehen zu bilden. Nina und meine Mutter sassentsetzt vor dem offenen Fenster. Nina hatte einen Nervenzusammenbruch und begann haltlos zu weinen und zu schreien. Der verdrängte Schmerz über den Verlust ihres gefallenen Mannes brach nach diesem Schrecken aus ihr hervor

und die grosse seelische Wunde begann zu bluten. Meine Mutter versuchte sie zu trösten, musste aber schliesslich selber hilflos weinen.

Nur Grossmutter Pucher bewahrte die Ruhe, nahm Joachim und mich in die Küche und wärmte uns eine Suppe. Es war spät geworden. Da die beiden Mütter in einem derart aufgeregten Gemütszustand waren, dass selbst Frau Pucher sie nicht beruhigen konnte, schickte sie Joachim und mich ins Bett in ihrem Zimmer, wo wir uns aneinanderkuschelten und noch lange darüber grübelten und flüsterten, wie das dunkle Kind in den Bauch der Nachbarin gekommen war und warum sie schliesslich nicht mehr leben wollte. Mit unseren Müttern konnten wir ja darüber nicht sprechen. Am nächsten Morgen mussten wir wie immer in unsere Schulen gehen und schwiegen über das Erlebte. In der Kindheit steht man vor vielen Rätseln.

Zwei Wochen später stand wieder ein Leichenwagen vor dem Haus. Der heimgekehrte Sohn der Nachbarn war an seiner Nierenbeckenentzündung gestorben. Nun war es in dieser Wohnung ganz still geworden.

Frau Pucher erfuhr später von der Hebamme, dass das dunkle Baby, nachdem es im Spital gesund gepflegt worden war, von den Eltern des Vaters, einem jungen, amerikanischen Soldaten, abgeholt und nach Amerika mitgenommen wurde. Das mag auch eine Heimkehr dieses kleinen Menschleins gewesen sein. Hier in Wien wäre es ein ungeliebter Fremdling geblieben.

43

Der furchtbare Krieg hatte noch lange seine Auswirkungen in allen möglichen Formen. Rückblickend konnte manches Drama aber auch zu einem positiven Ergebnis führen. Ein Schweizer Freund erzählte mir viele Jahre später, auch er sei das «Souvenir» eines GI. Manchmal durften Besatzungssoldaten aus Deutschland und Österreich zwei Ferienwochen in der Schweiz verbringen. Manche junge Schweizerin, nicht verwöhnt vom Charme ihrer Eidgenossen, war von den schicken Cowboys bezaubert.

So erging es auch der damals neunzehnjährigen Mutter meines Freundes. Das Resultat des Kurzurlaubes des Amerikaners und der Naivität des biederen Schweizer Mädchens war ihre Schwangerschaft. Sie wusste von ihrem Lover nur, dass er Peter hiess, aus dem deutschen Besatzungsgebiet kam und eine amerikanische Uniform trug. In ihrer Verzweiflung schrieb sie einen Brief an «Peter, der von ... bis ... in der Schweiz auf Urlaub war» und schickte ihn an die amerikanische Militärbehörde nach Deutschland.

Alle Briefe wurden zur Zeit der Besatzung zensuriert. Der gute Peter wurde sogleich nach Eintreffen des Schreibens identifiziert und nach Amerika zurückversetzt. Den Brief hat er nie gesehen. So geschah es mit vielen GIs, die in Europa für Nachwuchs gesorgt hatten. Die verzweifelte junge

Frau wurde, den damaligen Moralvorstellungen entsprechend, von den Eltern ausgestossen und musste ihr Büblein, dem sie auch den Namen Peter gab, unter schwierigsten Umständen gebären. Sie verdiente sich Kost und Logis während der Zeit ihrer Schwangerschaft in einem Berner Spital mit Gratisarbeit.

Als der Sohn erwachsen war, quälte ihn ständig die Frage nach seiner Herkunft. Er liess durch den Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes seinen Erzeuger suchen. Und tatsächlich wurde dieser gefunden!

Gross war die Freude, als eines Tages bei Sohn Peter das Telephon läutete und eine tiefe Stimme am anderen Ende des Drahtes sagte: «Hello, Peter, here is your father!» Später kam die Ernüchterung, als der vierzigjährige Peter im nächsten Urlaub seinen amerikanischen Daddy in Missouri besuchte und dort einen armen, abgerackerten Arbeiter mit einer grossen Familie in einer barackenartigen Behausung antraf. Umgekehrt meinte der Daddy, Peter sei ein reicher Schweizer im Schokoladeland, den er mit seinem ganzen Familienclan nun besuchen könne. Dem war nicht so, da Peter nur ein einfacher Beamter war. Unterdessen ist «Daddy», der vielleicht, wie viele andere GIs, noch weitere Gene in Europa zurückgelassen hat, gestorben. Peter jedoch hat seinen Frieden und seine innere Heimat gefunden.

44

Als die Heimkehrer aus den westlichen Gefangenenlagern zurück nach Hause kamen, hoffte auch eine Freundin meiner Mutter, die ich Tante Mitzi nannte, auf die Rückkehr sowohl ihres Mannes als auch ihres Sohnes. Ihr Sohn war noch im letzten Kriegsjahr mit siebzehn Jahren rekrutiert und mit den jugendlichen «Wehrwölfen» an die Westfront geschickt worden, während ihr Mann vom zweiten Kriegsjahr an bei der Wehrmacht gewesen war. Zunächst wurden beide als verschollen gemeldet.

Tante Mitzi war eine kleine, stämmige und sehr energische Frau, die nach der Rekrutierung ihres Mannes dessen Sanitätsgeschäft mit einem Arbeiter weiterführte. Zuletzt wurde auch dieser eingezogen, und es war fast kein Material mehr vorhanden. Schliesslich wurde ihr Wohnhaus ausgebombt, und sie lebte in den Geschäftsräumen. Sie war eine Frohnatur und konnte über jede Kleinigkeit in herzhaftes Lachen ausbrechen. Selbst über ihre schwierige Situation konnte sie Witze machen und sagen, sie sei jetzt eben ihr eigener Wachhund im Geschäft.

Eines Tages traf die schreckliche Nachricht vom Suchdienst des Roten Kreuzes ein: Sowohl ihr Mann wie auch der jugendliche Sohn waren bei der Schlacht um Berlin gefallen. Da verstummte Tante Mitzi und bewegte

sich kaum mehr aus dem Lokal, hatte psychosomatische Lähmungserscheinungen und ass nur, wenn ihr Nachbarn oder Bekannte etwas brachten.

Der alte Arbeiter, der jahrelang bei ihr angestellt gewesen und noch zuletzt mit dem Volkssturm eingezogen und in russische Gefangenschaft geraten war, stand eines Tages vor ihrer Türe. Die Russen hielten ihre Gefangenen bis zu zehn Jahre zurück, aber die Alten und Kranken liessen auch sie zum Teil früher laufen, sie assen nur und nützten ihnen nichts. Tante Mitzi fühlte sich für ihn verantwortlich, überwand ihren Schmerz und rappelte sich auf. Sie kümmerte sich um Essen und Behausung und bemühte sich, so gut es ging, um Material für das Geschäft. Aufbau- und Flickarbeit wartete ja mehr als genug. Es wurde ihr auch ein verwaister Jüngling zugewiesen, der vor dem Kriegseinsatz bei der Fliegerabwehr als Jugendlicher eine Sanitärlehre begonnen hatte.

Zusammen mit dem alten Monteur und dem jungen Mann übernahm Tante Mitzi bald kleinere Aufträge. Für sich und die beiden Männer richtete sie im Lager zwei behelfsmässige Wohnräume ein. Meine Mutter und ich holten sie an Sonntagen gelegentlich zu einem Spaziergang im Prater ab, und immer öfter ertönte wieder ihre laute, fröhliche Stimme.

Nach wenigen Jahren beschäftigte Tante Mitzi in ihrem Sanitärgeschäft nebst ihren beiden treuen ersten Helfern bereits fünf Monteure und zwei Hilfsarbeiter. Das zerbombte Haus, in welchem sich ihre Wohnung befunden hatte, wurde neu aufgebaut, und sie benützte ihre neue Wohnung gerne für die Unterbringung von auswärtigen Gästen, die sie als Geheimtipp weiterempfahlen. Später habe ich erfahren, dass sie kurz nach ihrem achtzigsten Geburtstag in einer fröhlichen Runde beim Wiener Heurigen ganz plötzlich einen Herzinfarkt erlitten hatte und ohne viele Umstände gestorben war. Das florierende Geschäft übernahm einer der Monteure.

Der Urgrossmutter eines Wiener Schulfreundes war eine ganz seltene, spezielle Heimkehr gegönnt. Sie war eines der wenigen jüdischen Naziopfer, welche den Aufenthalt im Konzentrationslager überlebten.

Schon zu Beginn der Judenverfolgung in Wien musste sie, wie zahlreiche andere Betroffene, über Nacht Geschäft und Wohnung verlassen und wurde zunächst gezwungen, mit anderen Familien und Einzelpersonen in fremden Wohnungen zusammengepfercht zu leben. Schliesslich wurden alle in die verschiedenen Konzentrationslager deportiert. Sie verschlug es nach Theresienstadt.

Ihre Tochter hatte das Glück, als Witwe eines Katholiken ein zweites Mal mit einem arischen Katholiken verheiratet und katholisch getauft zu sein. Das bewahrte sie vor dem Konzentrationslager, hinderte die Nazis aber nicht, ihr Geschäft zu enteignen und sie und ihren Mann allen Diskriminierungen, die das mit sich brachte, auszusetzen.

Deren Sohn, der Vater meines Freundes, schlüpfte als «Mischling ersten Grades» zunächst durch die Maschen der Arisierung und wurde sogar irrtümlicherweise zur deutschen Wehrmacht rekrutiert, wo er den Grad eines Unteroffiziers erreichte. Durch Denunziation kam aber seine «Rassenschande» aus, er wurde sofort als unwürdig aus der Wehrmacht entlassen und zwangsmässig in einen Betrieb eingeteilt. Auch er hatte vorher ein Lebensmittelgeschäft betrieben, welches nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich 1938 immer wieder von grölenden Hitlerjungen und böartigen Nachbarn als «jüdisches Geschäft» verschrien wurde, und man riet der Mutter meines Freundes sogar, sich von dem «Saujuden» scheiden zu lassen. Schliesslich gaben sie und der Vater auf und schlossen das Geschäft. Das Elend und die Gewissheit der baldigen Kapitulation wurden offensichtlich und es gab ohnehin fast gar nichts mehr zu verkaufen.

Mein Wiener Freund durfte als «M2, Mischling zweiten Grades» die Mittelschule besuchen, weil sein Vater durch Zufall eine Zeit lang die Wehrmachtsuniform getragen hatte. Sonst wäre es ihm wie mir ergangen, und er wäre trotz bestem Zeugnis als dieser Schulstufe «unwürdig» erachtet worden. So konnte er dennoch wenigstens eine Realschule besuchen und, abgesehen vom Verlust der Wohnung durch die Bombardierungen und anderen damals üblichen Schrecknissen des Krieges, im Kreise der Familie eine gewisse Geborgenheit finden. Später machte er die Handelsmatura in der Wiener Handelsakademie und schloss seine Ausbildung in kürzester Zeit mit dem Doktorat auf der Hochschule für Welthandel ab. Das ermöglichte ihm eine erfolgreiche Laufbahn im österreichischen Bankenwesen.

Seine Urgrossmutter hatte in Theresienstadt das «Glück», als Arbeiterin in der Lagerküche bei den gefürchteten Selektionen für den Transport ins Vernichtungslager Auschwitz jeweils zurückgestellt zu werden. So überlebte sie die Jahre im Lager und kam nach der Befreiung wieder zurück nach Wien zu den Überlebenden ihrer Familie. Mein Freund, ihr Urenkel, erzählte mir zutiefst beeindruckt, dass sie, als sie mit fünfundachtzig Jahren aus dem Lager heimkam, immer noch geistig frisch und körperlich selbständig, alle Geschehnisse im Gedächtnis behalten hatte und sie ohne Bitterkeit schildern konnte, bis sie mit knapp neunzig Jahren in die geistige Welt heimkehrte. Ihre Tapferkeit ist meinem Freund ein lebenslanges Vorbild geblieben.

Meine Mutter gab in den ersten Nachkriegsjahren den Kampf um ihre Wohnung in der russischen Zone nicht auf. Immer wieder wurde sie bei den Behörden vorstellig, wandte sich auch an einen Juristen, der ihr schliesslich versprach zu helfen, wenn sie und ich auch ein wenig nett zu ihm seien und ihm und seinen Freunden Freude machen würden. Solches widerfuhr ihr

mehrmals. Auf diese Art Hilfe verzichtete sie. Von den Behörden erfuhr sie, dass sie die besetzte Wohnung zurückbekäme, sobald die kommunistische Familie Schuster eine andere Bleibe gefunden hätte, was nicht sehr vielversprechend tönte.

Das Schuljahr am Gymnasium neigte sich dem Ende zu, und meine Abschlussnoten reichten für den Übertritt in die vierte Klasse. Auch Joachim, mein «Privatschüler», schaffte es in die nächste Volksschulklasse. Zum Schulschluss und Sommeranfang veranstaltete unsere Klassenlehrerin

ein Fest und mietete von einem Kostümverleih für uns meist armselig gekleidete Mädchen wunderschöne Kleider im Barock- und Biedermeierstil. Wir kamen uns vor wie Prinzessinnen, tanzten zu Schallplattenmusik, waren fröhlich und glücklich und vergassen die Not und die ewige Kälte des vergangenen Winters.



Lisel, 11 Jahre, am Kostümfest in Ruinen.

45

Meine Freude war unbeschreiblich, als aus der Schweiz ein Brief von Tante Hanny Christen kam mit der Einladung, meine Schulferien wieder in Bern zu verbringen, drei Monate dort zu bleiben und in der Zwischenzeit die Berner Schule zu besuchen. Meine Mutter klärte diesmal sogleich alles ab, sorgte für Visum und Fahrkarte, einen Pass hatte ich schon.

In der zweiten Juliwoche stand ich mit meinem Kofferchen auf dem Westbahnhof, der immer noch eine Ruine war. Doch die Züge fuhren ein wenig geordneter. Wieder gab es lange Kontrollen an den Demarkationslinien der Alliierten. An der Schweizer Grenze musste ich nicht mehr ins Auffanglager, es gab nur einen Zugwechsel, und nach rund vierundzwanzig Stunden kam ich bereits in Bern an. Gross war die Wiedersehensfreude mit Tante Hanny und Onkel Hans! Für mich war es eine Heimkehr in das gelobte Land.

Rasch vergingen die ersten Wochen. Familie Christen hatte eine Yacht auf dem Thunersee. Dort verbrachten wir jedes sonnige Wochenende. Nach den grauen Gassen und Strassen, der dunklen Wohnung, den Ruinen in Wien und der Armseligkeit in den Dörfern meiner Verwandten und Grossetern war die herrliche Umgebung des Berner Oberlandes ein überwältigendes Paradies für mich. Ich war gewachsen und bekam neue Schuhe und

Kleider. Im Alltag half ich dem Dienstmädchen in Küche und Haushalt, lernte gute Speisen kochen, malte und stickte an Nachmittagen mit Tante Hanny auf der Gartenterrasse, schrieb meiner Mutter lange Briefe mit Illustrationen und lernte wieder den Schweizer Dialekt.

In Bern begann nach fünf Wochen der Schulunterricht, und ich durfte als Gastschülerin in dieselbe Klasse eintreten, die ich schon im letzten Jahr besucht hatte. Natürlich war der Unterricht wieder ganz anderer Art als in Wien, und speziell im Rechnen und in den modernen Sprachen landete ich am Schwanzende der Klasse.

Eines Tages war eine Schulreise nach Interlaken angesagt, wo jeden Sommer die Freilichtspiele mit Schillers «Wilhelm Tell» stattfanden. Kühe, Ziegen und Schafe wurden über die Schauplätze getrieben, und die bösen Habsburger donnerten in glänzenden Kostümen hoch zu Ross durch die Szenerie. Die Urschweizer gelobten mit dröhnenden Stimmen hoch auf dem Felsen, ein «einig Volk von Brüdern» zu sein und sich keiner fremden Macht und schon gar nicht den Österreichern zu beugen. Der maskuline Wilhelm Tell erledigte, nachdem ihm der Apfelschuss und die heroische Flucht aus Gesslers Boot auf stürmischer See meisterlich gelungen waren, den österreichischen Landvogt mit einem einzigen gezielten Schuss aus der Armbrust.

Auf der Heimfahrt sassen ein Dutzend Tellensöhne aus meiner Klasse triumphierend um mich herum und liessen mich als unschuldige Vertreterin der ehemaligen Habsburger den Sieg der tapferen Eidgenossen lautstark spüren. Wieder konnte ich, wie schon früher in ähnlichen Situationen, dem «Angriff» nur ein dummes, verlegenes Lächeln entgegensetzen, während ich gleichzeitig unter starken Minderwertigkeitsgefühlen litt und mich für die Habsburger schuldig fühlte. Es ist arg, wenn die «Kinder der Täter» im-

mer wieder zu Schuldigen gemacht werden. Ich war damals noch nicht reif genug, dies mit dem nötigen Humor und Verständnis zu ertragen.

Ein weiterer Theaterbesuch, diesmal im Berner Stadttheater, stand auf dem Programm. Es wurden «Die Räuber» von Schiller als Schulvorstellung für die Berner Mittelschulen gegeben. Vor Beginn der Vorstellung erfüllte massloser Lärm das ehrwürdige Gebäude. Als der Vorhang sich hob, trat eine Weile Stille ein. Doch bald ertönte leises Gemurmel, wurde immer stärker, es wurde gekichert, geneckt und handgreiflich attackiert, der Lärmpegel schwoll an, bis plötzlich die Schauspieler in ihrer Position verharrten, einer an die Bühnenrampe trat und mit Donnerstimme auf Schweizerdeutsch in den Zuschauerraum brüllte: «Saubande, wenn ihr nicht gleich ruhig seid und eure Mäuler haltet, spielen wir nicht weiter und ihr könnt alle abfahren!»

Da war es dann doch mehr oder weniger still bis zum Ende der Vorstellung. Pause gab es keine. In der Deutschstunde mussten wir über das Stück einen Aufsatz schreiben. Er fiel allgemein kläglich aus, nur meiner machte eine vielgelobte Ausnahme: Ich hatte eine kurze Inhaltsangabe in Tante Hannys Bibliothek entdeckt und diese heimlich abgeschrieben.

Eine dreitägige Schulreise, die uns von Elm aus über die Alpen führte, stand in diesen Wochen auf dem Programm. Der sportliche Klassenlehrer bedachte nicht, dass ich als Wiener Kriegskind überhaupt kein Training und keine Kondition für die Berge hatte und schon am ersten Tag mit Atemnot und Fussbeschwerden ein Hindernis für die Klasse wurde. Die Buben trugen abwechselnd meinen Rucksack, aber schon am zweiten Tag liess mich der Lehrer, soweit dies möglich war, immer wieder mit Postautos die nächste Strecke fahren.

Die Schülerinnen und Schüler gingen am folgenden Tag wieder munter zur Schule, ich aber lag zwei Tage mit geschwollenen Fussgelenken er-

schöpft im Bett. Netterweise besuchten mich einige Knaben nach der Schule und brachten mir Blumen und Schokolade.

Der Abschied nach meinem dreimonatigen Aufenthalt verlief ähnlich wie das erste Mal: Die Mitschüler deckten mich ein mit Schokolade, Milchpulver und sogar mit Nylonstrümpfen und Zigaretten, nachdem ich in der Klasse erzählt hatte, dass solche Waren begehrte und kostbare Tauschartikel für lebensnotwendige Güter waren. Es war dies ein Ausdruck der typisch schweizerischen, grosszügigen Haltung Hilfsbedürftigen gegenüber.

Ein Rotkreuzzug brachte mich zurück nach Wien, und ich landete mit zwei gefüllten Koffern in den Ruinen des Westbahnhofes. Meine Mutter holte mich ab, und wir schlepten gemeinsam die Koffer zu einem Taxi stand, wo neuerdings die alten, viereckigen Autos wieder in Einsatz standen. Ich merkte, dass Mutter irgendwie verändert war und glücklich schien. Das Taxi fuhr nicht in die Strasse, wo sich Frau Puchers Wohnung mit unserem Zimmer befand, sondern zu unserer eigenen Wohnung!

46

Meine Mutter hatte in der Zeit meiner Abwesenheit überraschend den Bescheid erhalten, dass ihre besetzte Wohnung jetzt wieder frei sei und sie diese in Besitz nehmen könne. Die kommunistische Familie hatte Wien verlassen und war nach Niederösterreich gezogen. Das war für Mutter ein unbeschreiblicher Glücksmoment gewesen.

Gleichzeitig hatte ihr Alois einen Heiratsantrag gemacht mit der Bedingung, dass sie mit mir zu ihm nach Oberösterreich auf den grossen, schönen Bauernhof übersiedeln müsse. Ich wäre sofort gegangen. Ich habe nie verstanden, warum Mutter derart an Wien und an dieser Wohnung, in welcher ich mich nie sehr wohl fühlte, festhielt und deswegen den vielversprechenden Heiratsantrag von Alois abgelehnt hatte.

Sie war ganz verrückt vor Freude, obwohl sich alles in einem sehr desolaten und verschmutzten Zustand befand und sie tagelang putzen musste, um die Räume wieder bewohnbar zu machen. Auch hatten die Besetzer das meiste an Geschirr und Teppichen mitgenommen. «Liserle, wir haben unsere Wohnung wieder!», rief sie ein um das andere Mal. Ihre Freude war überwältigend, und die durfte ich ihr nicht nehmen. Einesteils war ich froh, wieder in den eigenen vier Wänden daheim zu sein. Aber der Gegensatz

zu dem gemütlichen, hellen und gepflegten Logis mitten im Grünen bei Familie Christen in Bern und den furchtbar hohen und zum Teil dunklen, verwahrlosten Räumen der Wiener Wohnung war doch krass.

Wir blieben nicht lange allein. Infolge der Wohnungsnot fragten bald fremde Leute um Quartier bei uns an. Nach kurzer Zeit bewohnten wir selber nur noch das Schlafzimmer, in allen übrigen Räumen beherbergten wir Untermieter. Sogar in der grossen Küche hatten zwei Arbeiter ihre Betten hineingestellt und kamen wochentags spätabends, um dort zu schlafen. Übers Wochenende fuhren sie heim aufs Land.

Die Leute zahlten uns eine kleine Miete, worüber wir sehr froh waren, nachdem doch vielerlei teure Reparaturen gemacht werden mussten, die Mutter allein mit ihrem winzigen Einkommen nie hätte finanzieren können. Sie hatte unterdessen eine Arbeitsstelle in einer relativ nah gelegenen Konditorei gefunden, wo sie fünfeinhalb Tage in der Woche durchgehend arbeitete. Morgens um sieben Uhr verliess sie das Haus und kam abends nach acht Uhr todmüde heim.

Ich ging wieder zur Schule, wo ich das Versäumte nachzulernen hatte, und machte daneben zu Hause die Putzarbeiten. Für unsere Untermieter hatten wir Wasserkrüge und Waschschüsseln besorgt, die ich täglich leeren und reinigen musste. Unser kleines Badezimmer wollten wir alleine benutzen. Es gab in der Nähe einen Waschsalon mit Waschmaschinen. Dorthin schleppte ich in einem Koffer die Schmutzwäsche, und während diese gewaschen und getrocknet wurde, sass ich da und machte meine Schulaufgaben. Für Mutter bereitete ich, so gut ich konnte, ein Abendessen, bei dem sie vor Müdigkeit oft einschief. Für meine eigene Verpflegung war ich

wieder wie im Vorjahr mit meiner Schulkollegin in den verschiedenen Ausspeisungen mit Blechschüssel und Blechbüchse unterwegs.

Meine in der Schweiz angesetzten Kilos machten schnell einer schlanken Silhouette Platz. Langsam fanden sich ein paar Schüler in der Nachbarschaft, denen ich Aufgabenhilfe geben und damit ein paar Schillinge verdienen konnte. An den Sonntagen war es trotz den vielen Mitbewohnern meist ganz still in unserer Wohnung. Alle waren erschöpft und müde von den langen Arbeitstagen und schliefen fast den ganzen Tag. Ich machte auch da für die Schule viele Stunden lang Aufgaben, da der Unterrichtsstoff mit Latein, Englisch, Mathematik und anderen Fächern sehr umfangreich war und ich ihn ohne familiäre Hilfe erarbeiten musste. Unser alter Freund, der mir am Anfang ein wenig Nachhilfe gegeben hatte, war gestorben.

So vergingen die Sommer- und Herbsttage, der Winter 1947/48 kündigte sich an und die gefürchtete Kälte zog wieder ein. Im Haus gab es für jede Wohnung im unbeleuchteten Keller ein abschliessbares Abteil für Kohle und Holz. In unserer Wohnung befand sich nur noch ein einziger Ofen im Zimmer, wo tagsüber der Koch eines Nachtlokales schlief, die anderen Öfen hatten die Kommunisten mitgenommen. In diesem Zimmer stand auch ein zweites, kleines Gasrechaud, auf welchem sich die anderen Untermieter schnell etwas Mitgebrachtes wärmen konnten.

Wie in allen Wiener Bezirken gab es auch in der Nähe unserer Wohnung einen Kohlenhändler, der seinen Laden in einem Keller betrieb. Dort kaufte ich ab und zu, wenn ich es mit Mutters Geld verantworten konnte, einen Kübel Kohle und ein wenig Holz. Das gab ein paar warme Abendstunden, an denen wir mit unseren fünf Untermietern gemütlich um den Ofen herumsassen und einander im Gespräch seelisch wärmten, ähnlich

wie vor einem Jahr bei Frau Pucher mit Nina und Joachim. Bevor sich alle in ihre Betten verzogen, musste aufgeräumt werden, damit der Koch aus dem Nachtlokal, wenn er in den frühen Morgenstunden heimkam, seine Ruhestätte in Ordnung vorfand und nichts von unserer Besetzung merkte.

47

Das Staatsoper-Ensemble mit den Wiener Philharmonikern spielte bereits im März 1947 zum ersten Mal nach den Kriegsjahren im Ausland und brachte in Paris Mozarts Oper «Don Giovanni» zur Aufführung. Das künstlerische und musikalische Leben in Wien, das sogar in der Kriegszeit nicht ganz untergegangen, nur sehr nationalsozialistisch geprägt worden war, begann sich rasch frei zu entfalten. Der leibliche Hunger verhinderte nicht den geistigen Hunger nach Kreativität und vor allem nach Freiheit im Geistesleben.

Neue Einflüsse aus dem Westen bereicherten das Althergebrachte. So war bereits im Burgkino, wo auch die ersten Holocaustfilme gezeigt worden waren, eine vielbeachtete Ausstellung über französische Filmkunst zu sehen, die für meine Freundin und mich, wir waren gerade dreizehn Jahre alt, ein faszinierendes Erlebnis war. Nachdem wir als Kinder in den Kriegsjahren die Franzosen und Engländer in der «Deutschen Wochenschau» stets als geistig minderbemittelt vorgesetzt bekommen hatten, wurde der enge Horizont unserer Weltanschauung, wenn auch nur in beschränkter Masse, so doch recht plötzlich durchbrochen. Wir waren in der Volksschule einer derartigen Gehirnwäsche unterzogen worden, dass wir in unserer kindlichen Naivität es selbstverständlich fanden, nur die «deutsche, arische Rasse» sei eine edle, hochstehende Menschensorte. In unse-

rem familiären Umfeld hatten wir beide keine tiefergreifenden Aufklärungen erhalten. Die Gesprächsthemen bezogen sich auf ganz andere Dinge. Jetzt sogen wir begeistert alles Neue, das uns auf unseren Schul- und Verpflegungswegen begegnete, als wache Jugendliche gierig in uns auf.

Allmählich erschienen in den Geschäften neue Verkaufsartikel, die für uns meistens zwar unerschwinglich waren, aber uns dennoch ein Gefühl von besseren wirtschaftlichen Umständen gaben. Auf unseren Schulwegen staunten meine Freundin und ich in die neu eröffneten Schaufenster, in denen wohl nur wenige, aber für uns ganz neue, wunderbare Sachen zu sehen waren. Die UNRRA, *United Nations Relief and Rehabilitation Administration*, war in Aktion getreten und sollte den Menschen das Überleben in den ehemaligen Kriegsgebieten sichern.

Ein gleichaltriger Schulfreund erzählte mir, die UNRRA betreffend, nach Jahren folgende berührende Geschichte: Er musste jeweils bei Bombenalarm als kleiner Knabe einen fest verschürten Rucksack in den Keller oder Schutzbunker mitnehmen. Den durfte er selbst in der Panik nie vergessen. Darin hatte sich die kostbare Briefmarkensammlung des Vaters befunden und wurde so gerettet, als die Wohnung bombardiert wurde. Im Jahre 1948 konnte der Vater die Sammlung verkaufen und mit dem damit erworbenen Geld, das belegt und exakt ausgewiesen werden musste, für sein wiedereröffnetes Lebensmittelgeschäft einen kleinen UNRRA-Lastwagen erwerben, was ihm allmählich zu einem erfolgreichen Aufbau des Ladens verhalf. Vielen grossen und kleinen Betrieben wurde auf diese Art Aufbauhilfe geboten.

Bis Juni 1947 war Wien zu rund achtzig Prozent von ausländischer Ernährungshilfe abhängig gewesen. Nach dem erneut strengen Winter 1947/48

spitzte sich die Ernährungssituation wieder zu. Meine Freundin und ich gingen immer noch regelmässig in die Verpflegungsstätte für Bahnpersonal, wo wir dank unserem Schwindel angemeldet waren. Dort sassen wir dann mit unserer Portion mitten unter eifrig diskutierenden Erwachsenen und lauschten neugierig den Gesprächen.

Ich wusste manchmal kaum, was ich abends für meine Mutter zum Essen zubereiten sollte. Äusser Getreideprodukten und Kartoffeln auf Bezugs-scheine konnte ich fast nichts kaufen. Im Gemüseladen in der Nähe unserer Wohnung war neben Kartoffeln und verschrumpelten Karotten nicht viel zu holen. Fleisch war ungeheuer teuer und hing in den Metzgereien nur in ganz wenigen, rudimentären Stücken an einem Haken.

Einmal sah ich günstiges Pferdefleisch ausgeschrieben. Ich kaufte ein halbes Pfund und machte für meine Mutter eine Art Gulasch daraus. Als ich ihr aber sagte, nachdem sie sich über den süssen Geschmack gewundert hatte, dass es Pferdefleisch sei, konnte sie es, ebenso wie ich, trotz grossem Hunger nicht hinunterschlucken. Ich brachte es der Hausmeisterin für ihre Katze und stellte für uns, wie meistens, eine Schüssel mit wässrigem Haferbrei bereit.

Das jahrelange Hoffen auf ein besseres Leben, die Zeiten der Angst, der Obdachlosigkeit, des Frierens und Hungerns – dies alles wurde für einen Grossteil meiner Generation zu einer lebensprägenden Erfahrung. Die notbedingte, erzwungene Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wurden bei mir zu einer Tugend, die ich auch nach der Mangelökonomie in wirtschaftlich guten Verhältnissen bis ins Alter nie mehr ablegen konnte. Umgekehrt hatte vielleicht gerade diese Tugend meiner Generation in den nachfolgenden Jahren zum sogenannten Wirtschaftswunder und der Erwirtschaftung eines gewissen Wohlstandes verholfen, der später auch unseren Kindern zugutekam.

48

Durch Zufall begab es sich, dass meine Mutter angefragt wurde, ob sie auf dem Staatsgut in Angern, welches mein lieblicher Vater Hugo seinerzeit als Verwalter geführt hatte, als Hauswirtschafterin einspringen möchte. Die Frau des jetzigen Verwalters sei krank und er brauche Unterstützung. Ohne lange zu überlegen sagte Mutter zu. Sie handelte immer sehr impulsiv und stellte sich wahrscheinlich eine Rückkehr in ihr Traumschloss vor. Sie kündigte ihre Stelle in Wien, bevor sie gesehen hatte, was auf sie wartete. Der Verwalter, ein hagerer, müde und traurig wirkender Mann, kam bei uns vorbei und wollte meine Mutter gleich mitnehmen.

Sie verschob die Abreise um einige Tage, denn es wurde ihr bewusst, dass ich das vierte Schuljahr im Gymnasium noch fertigmachen musste. Die Sommerferien begannen erst in vier Wochen. Wir kamen überein, dass ich einfach alleine in Wien mit unseren Untermietern bleiben würde und nur an den Wochenenden zu ihr nach Angern fahren sollte. Ich war ohnehin gewöhnt, für meine Verpflegung selbst zu sorgen und mich um den Haushalt und die Mieter zu kümmern.

So reiste sie ab und ich blieb allein zurück, fuhr morgens in die Schule, machte nachmittags die nötigen Putzarbeiten und Schulaufgaben und war froh, wenn abends die Untermieter heimkamen, die nach kurzer Begrüs-

sung in ihren Zimmern verschwanden. Sie nahmen mir das Gefühl von allzu grosser Einsamkeit, doch es gab keine grosse Kommunikation, da alle meist müde rasch in ihre Betten schlüpfen. Wir hatten ein altes Radio, das mehr Nebengeräusche als Töne erzeugte, kein Telefon, und Fernseher gab es ja noch nicht. Gerne ging ich aber in die Nachbarhäuser, wenn ich jüngeren Kindern gegen einen kleinen Lohn bei den Aufgaben helfen durfte. Wieder zu Hause, büffelte ich über meinem eigenen Lernstoff bis in die späten Nachtstunden.

Am Samstagnachmittag fuhr ich dann zum ersten Mal mit der Nordbahn an den Ort meiner ersten Lebensmonate, wo ich als Säugling in den Armen meines Vaters gelegen hatte. Viele Menschen hatten hier ein befriedigendes, naturverbundenes Leben mit sinnvoller Arbeit verbracht, bis der Nationalsozialismus allem ein Ende machte. Für meine Mutter war es, wie sie sagte, die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen, und sie hatte nach dem Krieg immer wieder davon geschwärmt. Wenn sie von meinem verstorbenen Vater sprach, sagte sie nie «mein Mann», sondern «Lisels Papa, der Ingenieur».

Ich hatte überhaupt keine Erinnerung an diese vergangene Zeit und war gespannt und voller Erwartung, ein prächtiges Herrengut hier anzutreffen. Die Station Angern wurde ausgerufen. Nur wenige Leute verliessen den Zug. Ich stand zunächst unschlüssig da mit meinem Rucksack, in der Hoffnung, irgendein schlossartiges Gebäude zu entdecken. Da waren aber weit und breit nur unscheinbare Häuser.

Eine Frau kam des Weges. Ich fragte sie nach dem Gutshof. Sie sah mich erstaunt an und sagte: «Was willst du denn, Mädchen, da ist ja fast nichts mehr!»

«Doch, meine Mutter arbeitet dort!»

Darauf wies sie mir den Weg. Als ich mich umkehrte, stand sie immer noch kopfschüttelnd da und sah mir nach. Ich musste noch zweimal fragen

und die Leute gaben mir immer verwundert Auskunft.

Endlich, am Ende einer breiten Naturstrasse, sah ich eine grosse Villa und dahinter mehrere Gebäude. Alles sah verlassen, beschädigt und vernachlässigt aus. Überall lag Gerümpel herum. Unkraut wucherte hoch und üppig. Zu hören war nichts. Über eine breite Treppe kam man zur Eingangstüre. Ein Flügel stand offen. Ich trat in ein grosses Foyer, an dessen Ende wieder eine Türe offenstand. Da niemand zu hören oder zu sehen war, ging ich hindurch und sah durch den hinteren Ausgang in einen parkartigen, verwilderten und verlotterten Garten.

Ein Gartenhaus war eingezäunt, und in diesem improvisierten Gehege gackerten viele Hühner. Da kauerte auch meine Mutter und war gerade mit Futtermitteln beschäftigt. Als sie mich erblickte, kam sie schnell heraus und begrüßte mich stürmisch und freudig.

«Liserle, es ist alles ganz anders hier! Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön das einmal gewesen war. Jetzt ist alles kaputt und ausgeplündert.»

Wir gingen in das weiträumige Gebäude mit vielen Zimmern. In der Küche stand ein grosser Tisch mit wackligen Stühlen. Dort hatte sie für vier Personen aufgedeckt. Für mich legte sie noch einen weiteren Löffel und eine Gabel dazu.

Der Gutsverwalter und seine Frau, welche zurzeit in einem Sanatorium weilte, sowie zwei Mitarbeiter wohnten jetzt in diesem Haus. Die Ställe, wo einst Dutzende Kühe und Pferde gestanden hatten, waren leer, auch jene der Schafe und Ziegen. Nur in einem waren ein Stier, sechs Kühe und Kälber sowie ein Pferd untergebracht. Ein einziger Leiterwagen und ein Pflug standen noch in der Remise, wo früher ein ganzer Wagenpark gewesen war.

Mutter hatte erfahren, dass nach dem plötzlichen Tod meines Vaters im Jahre 1935 wieder ein Agraringenieur die Verwaltung des Gutshofes übernommen hatte. Kurz nach Hitlers Machtübernahme war dieser, da auch er Jude war, sofort festgenommen und in irgendein Arbeitslager deportiert worden. Ein Deutscher hatte die Leitung übernommen und das Gut hauptsächlich mit Jugendlichen vom Arbeitsdienst und später mit Gefangenen mehr schlecht als recht weitergeführt. Nach der Kapitulation der Deutschen waren die Russen wie eine wilde Horde eingebrochen. Der Viehbestand und das restliche Kornlager waren in kürzester Zeit weggefressen und das mobile Material geplündert worden.

Zunächst war in allen Räumlichkeiten russisches Militär einquartiert gewesen. Nach dessen Abzug hatte die Wiener Landwirtschaftskammer den jetzigen Betreuer, ebenfalls ein Agraringenieur, der aus westlicher Gefangenschaft kam, als neuen Verwalter dieser armseligen Hinterlassenschaft angestellt. Dank UNRRA-Hilfe sollte es dem stillen, tüchtigen Mann in einigen Jahren gelingen, das einst so prächtige Gut wieder als Grossbetrieb aufzubauen. Bei einem Besuch in späteren Jahren konnten wir diese erfreuliche Veränderung sehen. Aber jetzt war der erste Eindruck traurig und bedrückend.

Der Verwalter und seine beiden Mitarbeiter kamen zum Mittagessen in die Küche. Nach kurzer, schweigsamer Rast verschwanden sie wieder, und ich half beim Abwaschen und Vorbereiten des Abendessens. Dann rannte ich hinaus und erkundete die Anlage mit den weiträumigen, leeren Stallungen. In einem eher schlichten Gebäude war das ehemalige Forschungslabor meines Vaters gewesen. Dort befanden sich einst die Lagerräume für die Samen der verschiedenen Fruchtsorten, jetzt sah ich demolierte Gestelle für die Behälter und lange Tische, auf denen die Scherben der eingeschla-

genen Fenster lagen. Überall in den Räumen lag faulendes Stroh auf den Böden, wahrscheinlich hatten dort Russen ihr Lager gehabt. Hier war das Reich meines Vaters gewesen.

Bedrückt verliess ich das zerfallene Haus. So weit man blicken konnte, war freies, zum Grossteil verwildertes Land. Auf einem Feld sah ich die drei Männer mit dem einzigen Pferd pflügen und hacken. Meine Mutter fand ich im Gemüsegarten, wo ich ihr beim Jäten helfen konnte. Da wuchs allerlei Kraut, Salat und anderes Gemüse. Sie war ganz stolz und schien glücklich. Auch ich fand die ungewohnte Arbeit schön nach dem trostlosen, einsamen Alltag in der grossen, düsteren Wohnung. Das Licht und die Luft waren wunderbar. Am nächsten Nachmittag fuhr ich, ausgerüstet mit einer Tasche voll Gemüse, Eier, Butter und Brot, zurück nach Wien.

Mit den grossen Schulferien begann ein heisser Sommer, den ich mit meiner Mutter auf dem Gutshof verbrachte. Nur einmal in der Woche fuhr ich für jeweils zwei Tage nach Wien, um in der Wohnung nach dem Rechten zu sehen, den Untermietern die Bettwäsche zu wechseln und ihren Mietzins zu holen. Es machte mir Freude, mit den Männern auf dem Feld zu arbeiten, die Hühner- und Hasenställe zu misten und meiner Mutter in Küche und Garten zu helfen. Damit sie die Schmutzwäsche nicht von Hand waschen musste, begleitete mich einer der Arbeiter mit zwei schweren Koffern nach Wien, wo wir das Problem im Waschsalon lösten, die getrocknete Wäsche gleich an Ort und Stelle bügelten und damit am späten Nachmittag wieder zurückfuhren. Ich genoss das einfache, regelmässige Essen, das meine Mutter dank den vorhandenen Vorräten zubereiten konnte. In diesen Wochen erholten wir uns beide und wurden braun und kräftig.

Der Sommer ging vorbei, die Frau des Gutsverwalters war von ihrer Operation genesen und kam wieder zurück, um selber zu schalten und zu

walten. Meine Mutter fand eine Stelle in einer Wiener Konditorei, wo sie im Verkauf und für die Pflege eines Kleinkindes angestellt wurde. Sie behielt diese Stelle, wo sie wie eine Angehörige der Familie behandelt wurde, während einiger Jahre, bis sie mir in die Schweiz nachfolgte. Das kleine Mädchen liebte meine Mutter fast mehr als seine eigene und blieb ihr bis ins Erwachsenenalter treu. Noch Jahrzehnte später kam das ehemalige Pflegekind Ursula aus Wien immer wieder zu ihr auf Besuch oder vertraute ihr in langen Telefongesprächen ihre Sorgen und Freuden an.

49

Im Sommer 1948 entschloss ich mich, die Schule zu wechseln. Im täglichen Büffeln und Studieren von Latein sah ich in unserer Situation keinen praktischen Nutzen, meldete mich am Realgymnasium ab und wechselte nach der vierten Klasse an die Wiener Handelsakademie, wo ich pünktlich zum Herbstschulbeginn antreten musste.

Für mich begann ein neuer Lebensabschnitt. Meine Kindheit war endgültig vorbei. Die Handelsakademie, welche heute *Vienna Business School* heisst, bot eine zukunfts- und wirtschaftsorientierte Ausbildung, welche nach der Matura ein Weiterstudium auf der Hochschule für Welthandel ermöglichte. An dieser Schule mit vier Klassen, von denen jede mehrfach parallel und nach Mädchen und Burschen getrennt geführt wurde, waren wir Vierzehnjährigen die Jüngsten. Auch hier wurden wir gleich mit «Sie» und den Nachnamen angesprochen. Selbstverantwortung wurde erwartet, und das Verhältnis zu den Lehrern war sehr respektvoll und distanziert.

Ich wurde mit neuen Schulfächern konfrontiert. Vom Latein war ich befreit, dafür gab es jetzt kaufmännisches Rechnen, Betriebskunde, Warenkunde, Schriftverkehr, Buchhaltung, Wirtschaftsgeographie, Rechtslehre neben den üblichen Mittelschulfächern wie Mathematik, Geometrie, Sprachen, Physik und Chemie. Letztere machten mir keine grosse Mühe, aber

alles Kaufmännische war eine harte Nuss für mich, da es für mich ein neues und fremdes Gebiet war und mir nicht sonderlich lag.

Doch der Entschluss war gefasst, diese Schule zu absolvieren, und so gab es für mich nichts anderes, als während des grössten Teils meiner Freizeit zu büffeln und Schulaufgaben zu machen. Von älteren Schülern benötigte ich einige Nachhilfestunden. Um diese zu finanzieren, machte ich meinerseits weiterhin Aufgabenhilfe bei schwachen Volksschülern in der Nachbarschaft. Von Schulstress oder Überforderung sprach damals noch niemand. Schon allein die Tatsache, dass meine Mutter mit ihrer Hände Arbeit mühsam unseren Lebensunterhalt verdiente und es ihr dringender Wunsch war, mir eine gute Schulbildung mit Abiturabschluss zu ermöglichen, machte es mir zur selbstverständlichen Pflicht, nicht zu versagen.

Die Mittagsverpflegung bei den verschiedenen Ausspeisungen mit dem Blechteller und der Büchse behielt ich auch dieses Jahr noch bei, um möglichst wenig von Mutters kleinem Lohn für mich zu beanspruchen. Neuerdings organisierten sogar die Schweden eine Ausspeisung für die Kinder in Wien. Auch Holland und Dänemark boten Hilfe und nahmen unterernährte Kinder zur Erholung auf, wie dies bereits nach dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war. Damals konnten meine Mutter und ihr Bruder Franz mit Hunderten anderen unterernährten Kriegskindern eine Erholungszeit bei holländischen Familien verbringen. Franz war bei Pfarrersleuten untergebracht, bei welchen es Brauch war, dass der Jüngste am Tisch das Tischgebet sagte. Peinlich war es, als der damals Fünfjährige bei der ersten Mittagsmahlzeit sich stur weigerte zu beten mit der Begründung: «Ich bin ein Kommunist, ich bete nicht!» Man liess die grössere Schwester, meine Mutter, aus dem Nachbarhause kommen, die ihn anflehte: «Franzi,

mach uns keine Schande, bete um Gottes willen!» Mit finsterem Gesicht liess sich der kleine Dreikäsehoch dazu herbei und vergass beim guten Essen seine revolutionäre Einstellung für immer. Schon damals waren die Kinder von den politischen Wirren geprägt und seelisch durcheinander.

In der Handelsakademie fand ich nach kurzer Zeit eine gute Schulfreundin, eine Waise vom Land, die jetzt in einem von Klosterfrauen geführten Schülerheim in Wien lebte und auf dem Land nur noch ihre Grossmutter hatte. Ihre Mutter war vor Jahren gestorben und der Vater hatte im Krieg sein Leben verloren. Sie organisierte ihre Belange mit dem Taschengeld, welches ihr die Nonnen von ihrer Waisenrente gaben. Bald stellte sich heraus, dass sie die Klassenbeste war. Sie hatte ein unglaubliches Gedächtnis und eine spezielle Konzentrationsfähigkeit und führte ihre Hefte nur licherlich, sie brauchte sie fast nicht. Was sie einmal in der Unterrichtsstunde gehört hatte, vergass sie nie mehr.

Wenn man sie in ihren armseligen Kleidern, der bäurischen Zopffrisur, den geflickten Wollstrümpfen und ausgetretenen Schuhen bei mündlichen Prüfungen vor dem Lehrer verlegen dastehen sah, obwohl sie auf jede Frage stets die richtige Antwort wusste, hätte man nie gedacht, dass sie einmal eine erfolgreiche, elegante, wohlhabende Liegenschaftsmaklerin, Verwalterin und Besitzerin mehrerer Mietshäuser werden würde. Schicksalsschläge blieben ihr später nicht erspart. Nach kurzer Ehe starb ihr Mann an Leukämie und hinterliess ihr eine Tochter, die wohl sehr intelligent, aber schwer manisch-depressiv war und von ihr bis ins Alter betreut werden musste. Um sie nach ihrem Tod versorgt zu wissen, gründete meine Freundin eine Stiftung nur für ihre Tochter.

Wir beiden Mädchen waren trotz aller privater Not voller Unternehmungslust. Von der Organisation «Theater der Jugend» erhielt jede Klasse

das laufende Theaterprogramm der Wiener Bühnen und Konzerte und die Möglichkeit, günstige Karten für die Aufführungen, meist Stehplätze, zu bekommen. Ich übernahm die Bestellungen für meine Klasse und hatte so die Gelegenheit, mir fast wöchentlich einen Theaterbesuch mit meiner Freundin zu leisten. Berühmte Schauspieler wie Fred Liewehr und Ewald Balsler traten damals auf und prägten früh unsere Ansprüche an ein gutes Theater.

Von meiner Berner Pflegemutter Hanny Christen hatte ich die Adresse der Wiener Vertretung der Anthroposophischen Gesellschaft bekommen. Dort sprach ich mit viel Respekt und Herzklopfen vor und erkundigte mich, ob es hier geisteswissenschaftliche Vorträge gäbe, die ich besuchen dürfe. Der eindruckliche, noble Herr, der mich empfangen hatte, wirkte erstaunt und belustigt, wahrscheinlich wegen meines Ansinnens in diesem frühen Alter, und wollte genau wissen, wie ich überhaupt auf diese Idee gekommen sei. Ich erzählte ihm von der Familie Christen in der Schweiz und meinen Vortragsbesuchen mit ihnen in Bern. Nach einiger Überlegung gab er mir eine Adresse an der Ringstrasse, wo alle zwei Wochen ein abendlicher Arbeitskreis stattfand und zurzeit gerade die Lesung und Bearbeitung von Rudolf Steiners Werk «Welt, Erde, Mensch» auf dem Programm stand. Dorthin pilgerte ich fortan regelmässig bis zum Ende des Zyklus, sass mit hochrotem Kopf und voll Begeisterung in einem kleinen Vortragssaal und lauschte gespannt den interessanten Ausführungen und anschliessenden Diskussionen.

Ich konnte den Ausführungen recht gut folgen. Manchmal konnte ich mich nicht beherrschen und musste meine Gedanken an die Zuhörer bringen. Freundlich hiess es dann hin und wieder: «Mädchen, sei bitte still und lass erst die Grossen sprechen!»

Am Ende des ersten Zyklus musste ich die Teilnahme an neuen Vorträgen abbrechen, da mir die Zeit für alle Dinge, die sich mir plötzlich boten

neben der Schule und Hausarbeit, viel zu knapp wurde. Doch dieses frühe Jugenderlebnis bildete allmählich die Grundlage zu einer ganzheitlichen Weltanschauung, in die ich auch die naive Religiosität meines Grossvaters gut eingliedern konnte und die mir bis ins Alter eine Art Geborgenheit und Sicherheit in Sinn und Ursache des Weltgeschehens gibt. Dass die Ursache alles Materiellen ein Geistiges ist, war für mich unbewusst schon von Kind an ein selbstverständliches Empfinden. Dieses machte ich nicht von Dogmen abhängig und gerate daher auch in schmerzlichsten Situationen nicht in Glaubenskrisen. Trotzdem bejahe ich die Bedeutung der Landeskirchen, wenn sie die Menschen zu einem verantwortungsvollen und liebevollen Umgang mit Mitmensch und Welt anleiten. Auch in den verschiedenen Ritualen sehe ich einen tiefen Sinn, da sie dem Gemütsleben Nahrung geben können.



Lisel, 15 Jahre (Passfoto).

Nach Beendigung der ersten Klasse in der Handelsakademie durfte ich meine Sommerferien erneut bei Familie Christen verbringen und erlebte acht paradiesische Wochen. Im nahe gelegenen Wald machte ich mit Tante Hanny lange Spaziergänge und führte tiefsinnige Gespräche. Die meist sonnigen Wochenenden verbrachten wir am Thunersee oder im Garten unter schattigen Bäumen mit Malen und Sticken. Wochentags ging ich mit Tante Hanny in die Berner Altstadt, um «Kommissionen» zu machen, wir kehrten in Tearooms ein oder besuchten einen Nachmittagsfilm. Ich schwelgte in den vielen Büchern der Bibliothek und nahm in kurzer Zeit an Gewicht und Literaturerfahrung zu. Wieder konnte ich mit einem Rot-

kreuzzug zurückfahren und brachte einen vollgepackten Koffer mit Dingen, die für uns kostbar waren, nach Hause.

In Wien begann wieder das ganz andere Leben. Gleich am ersten Tag nach meiner Heimkehr sassen wir wie immer eng gedrängt in den alten, wackeligen Bänken des altherwürdigen Schulhauses. Die Kleiderhaken waren an einer Holzleiste direkt in die Wand eingelassen, an der die grüne Ölfarbe abbröckelte. Auf einem Podest stand das Lehrerpult, dahinter war die grosse Wandtafel, deren schwarze Farbe schon eher in Grau abgeschossen war. Gleich neben unserem Zimmer befand sich der Schreibmaschinen-saal. Es gab einen ohrenbetäubenden Lärm, wenn auf dreissig der schwarzen Ungetüme gleichzeitig geklappert wurde. Maschinenschreiben und Stenographie gehörten zu unserer Ausbildung. Begabte, fleissige Schüler brachten es bis zur Debattenschrift, das heisst, sie konnten eine Rede fliessend mitschreiben. Zu diesen zählte ich leider nicht.

Mutters Wohnung war etwas leerer geworden. Bis auf ein Ehepaar, das ein Hinterzimmer mit unseren Möbeln bewohnte, waren alle Mieter ausgezogen. Der Mann und die Frau kamen nur spät abends zum Schlafen und kochten sich manchmal etwas auf einem Elektrokoher. Einmal vergassen sie, diesen auszuschalten, als sie frühmorgens weggingen. Ich kam am späten Mittag von der Schule heim, aus dem Zimmer kam ein Brandgeruch, ich sah nach, die Tischplatte hatte bereits Feuer gefangen. Ich konnte es rechtzeitig löschen und wohl eine furchtbare Katastrophe verhindern. Was wäre aus Mutters Wohnung geworden, für die sie so lange gekämpft und derentwegen sie so viel aufgegeben hatte? Eine Feuersbrunst hätte das alte Mehrfamilienhaus in Schutt und Asche gelegt.

50

In der Wiener Gesellschaft gehörte es zum guten Ton, dass Jugendliche einen Kurs für Gesellschaftstanz in der berühmten Tanzschule Elmayer besuchten, die mit den Debütantinnen jeweils den Wiener Opernball eröffnete. Da meine Mutter für mich immer nur das ihrer Meinung nach Beste wollte und «Mädchen aus gutem Hause dorthin geschickt werden», bestand sie darauf, dass ich mich für einen dieser Kurse anmeldete, obwohl es für uns eine enorme finanzielle Ausgabe bedeutete. Die Tanzschule Elmayer war im Jahre 1919 in der Nähe der Wiener Hofreitschule gegründet worden. Sie hat sogar den Zweiten Weltkrieg überlebt und steht seit Jahrzehnten bis heute für Stil und Tradition auf höchstem Niveau. Indirekt tragen diese Bälle auch zur Belebung der österreichischen Wirtschaft bei, da dort unter den internationalen Gästen viele Kontakte geknüpft werden. Durch alle Generationen hindurch bis heute wird die Schule von Vertretern der Familie Elmayer geleitet.

Auch ich hatte die Ehre, während des Kurses von einem Rittmeister Elmayer persönlich hin und wieder zum Walzer oder einem anderen klassischen Gesellschaftstanz geführt zu werden. Ich spürte dabei, dass er unter dem Anzug ein steifes Korsett trug. Trotz aller Not gab es strenge Kleider- und Benimmvorschriften für Mädchen und Jünglinge, die unbedingt eingehalten werden mussten.

Die überraschende Begegnung und Berührung in der Tanzschule mit den netten jungen Männern, von denen mir viele ganz artige Komplimente machten und wunderschöne Briefe schrieben, wie es damals noch üblich war, lösten in mir einen wahren Gefühlssturm aus. Plötzlich brach in mir die Pubertät in aller Heftigkeit aus, und die Frau in mir begann zu erwachen.

Ich hatte in den Berner Ferien Romane wie «Madame Bovary», «Effi Briest», «Anna Karenina» und andere klassische, romantische Geschichten über liebende Frauen gelesen. Die Oper «Madame Butterfly» kam mir in den Sinn, die mich als kleines Kind so tödlich gelangweilt hatte, das Drama von Gretchen im «Faust» und die Kameliendame. Ich geriet in eine grosse Verwirrung. Zwar verliebte ich mich in keinen der Jünglinge, ich liebte sie vielmehr alle im Stillen. Die Auswahl war zu gross. Ich war einfach in die Liebe und das ganze Drum und Dran verliebt.

Ich beantwortete die verführerischen Briefe, jeden in seiner Art. Der eine war mehr intellektuell, der andere philosophisch oder sehr romantisch. Ich bekam Einladungen zu Kinobesuchen, manchmal zwei zugleich. Da sassen wir dann zu dritt im Kino, ein Verehrer links, der andere rechts, und die ganze Erotik entlud sich im Händchenhalten und Fingerspielen. Spannend und selbstverständlich waren das Heimbegleiten bis vor die Haustüre und der Abschiedskuss. Waren es aber zwei Kavaliere, musste anstandshalber auf das Küssen verzichtet werden, und die beiden wurden von mir mit innerem Bedauern nur mit einem innigen Händedruck entlassen. Der Sturm meiner Gefühle ebte hinter der geschlossenen Haustüre aber nicht so schnell ab und vernebelte noch lange meine Konzentration auf die vielen Schulaufgaben.

Meiner Mutter konnte ich von meiner Verwirrung, von meinem Drang und Begehren, von meinen Phantasien und Selbstzweifeln nichts anvertrauen. Für sie musste ich das liebe, brave, fleissige, unschuldige Liserle

sein, das nur die Schule im Kopf hatte, später auf die Universität gehen sollte und schliesslich einen feinen Mann, mindestens Akademiker, heiraten würde. Sie würde dann als glückliche Schwiegermutter für immer bei uns wohnen. Oder ich könnte nach der Matura eine gute Bürostelle annehmen, ordentlich verdienen und mit dem Geld endlich die heruntergekommene Wohnung restaurieren lassen. Meine Mutter war damals noch nicht einmal vierzig Jahre alt, machte aber ihre Zukunftspläne ganz von mir abhängig.

Zu dieser Zeit liefen in Wien beeindruckende Filme über die Leinwände, darunter die Verfilmung von «Hamlet» mit Gregory Peck und «Orpheus und Eurydike» mit Jean Gabin. Ich war in beide Schauspieler zum Sterben verliebt und träumte, einem von ihnen zu begegnen und seine Geliebte zu werden. Dann lief auch noch die Verfilmung von Arthur Schnitzlers «Der Reigen», wo eine verbotene Liebe die andere ablöst und dazu das berauschende Lied ertönt:

*Wenn des Tages Stunden sich neigen,
wirst du der Liebe Ruf verstehn,
denn der süsse zärtliche Reigen
macht heute Nacht die Welt so schön.
Süsses Schweben, süsses Erleben
führt ihren Weg ins Himmelreich,
und unter Küssen werdet ihr wissen, dass diesem Reigen keiner gleicht.*

Diese Melodie verfolgte mich noch lange in meiner frühen Jugendzeit. Sie liess mich von einer schwülstigen Romantik träumen, die im Alltag sicher nicht zu finden war. So wunderbar diese Wechsel und Liebesspiele im Film

dargestellt waren, so anrühlich, sündhaft und skandalös galten sie in der verklemmten Einstellung der damaligen Gesellschaft.

Bald nach dem Krieg wurde es an den höheren Wiener Schulen und Universitäten wieder Brauch, zur sogenannten Faschingszeit grosse Bälle zu veranstalten. So wurde auch unsere Handelsakademie zum Ball der Hochschule für Welthandel eingeladen. Eine Freundin meiner Mutter besass aus der Vorkriegszeit ein prächtiges Ballkleid aus schwarzem Taft und Tüll. Das passte sie mir auf meine Figur an, und ich schwebte und rauschte darin wie eine Habsburger Prinzessin durch den Raum.

Zum ersten Mal erlebte ich einen richtigen Ball und war umschwärmt von vielen jungen Männern, bis ein besonders hartnäckiger Kerl sich immer wieder den nächsten Tanz reservierte und mich in den frühen Morgenstunden heimbegleitete. In den nächsten Tagen schrieb er mir schöne Briefe und lud mich zu Theaterbesuchen mit seinen Freunden ein. Ich kam mir in seiner Gesellschaft aber bald sehr naiv und dumm vor, da er immer heftige politische Gespräche mit seinen Kumpanen von der Universität führte, von denen ich fast nichts verstand. So dauerte die Beziehung nur bis zum nächsten Ball, zu dem die Wiener Kunstakademie einlud. Dort fand ich seelenverwandte Verehrer, mit denen ich nun Kontakt pflegte, soweit das bei meiner Schul- und Hausarbeit möglich war.

Daneben schrieb ich regelmässig Tante Hanny, meiner Pflegemutter, die sich das Geschehen in Wien nicht so recht vorstellen konnte. Die nächsten beiden Sommerferien verbrachte ich wieder in Bern, wo mein Pflegevater Onkel Hans zum ersten Mal Fragen zu meiner Zukunft stellte und die Idee vorbrachte, meine Schulbildung wäre auch für das Rote Kreuz sehr nützlich und ich könnte zunächst einmal in Bern in der Schwesternschule des Roten Kreuzes eine Ausbildung zur diplomierten Krankenschwester machen.

Diese Möglichkeit schien mir wie ein Lichtblick und beschäftigte mich fortan. Die Erwartung meiner Mutter, dass ich ein Studium oder eine Bürokarriere machen und vor allem weiterhin mit ihr leben würde, lastete aber wie ein Albdruk auf mir. Wohl hatte ich die Schule bisher bestanden und fürchtete auch die Maturaprüfung nicht, doch hatte es mir bis jetzt immer nur zu mittelmässigen Noten gereicht, da ich nebst meinen ganzen Umtrieben einfach nicht mehr leisten konnte und es mir auch an Interesse an allem Kaufmännischen mangelte.

Eines Tages meldete sich eine ganz junge Frau namens Erni bei uns. Sie suchte eine Unterkunft und fragte nach einem Zimmer. Da nun alle anderen Mieter ausgezogen waren, hatte meine Mutter die Wohnung einigermaßen normal eingerichtet. Es gab keine Not- und Gästebetten mehr. Sie schlug Erni vor, sie könne das Schlafzimmer und den Kasten mit mir teilen. Erni war einverstanden und zog bei uns ein. Sie verstand sich sofort mit meiner Mutter sehr gut.

Erni hatte schon früh beide Eltern verloren, die Mutter starb, als sie gerade in die Schule eintrat, der Vater war, wie schon die Väter meiner Schulfreundinnen, an der Front gefallen. Ihr Elternhaus wurde durch Bomben zerstört. Sie lebte als Waise bei einer Tante auf dem Lande und war im Jahre 1944 in den Jugendarbeitsdienst eingezogen worden. Als der Krieg beendet war, lief sie als Siebzehnjährige alleine zu Fuss rund vierzig Kilometer weit nach Wien zu einer anderen Tante, damit sie dort eine Handelsschule besuchen konnte. Nach Abschluss der Schule fand sie eine Bürostelle und wollte nicht länger bei der Tante leben. Deshalb ging sie auf Zimmersuche und landete so bei uns.

Es mag eine Fügung des Schicksals gewesen sein. Erni harmonierte mit meiner Mutter viel besser als ich. Mit ihr konnte Mutter diskutieren, weinen

und lachen in einer Art, wie das zwischen uns beiden einfach nicht möglich war.

Ich hatte es mit Erni oft sehr lustig. Wir sangen viel zusammen, putzten gemeinsam und tauschten die Kleider aus. Sie war für mich wie eine ältere Schwester, obwohl wir grundverschieden in Art und Erscheinung waren. Erni musste täglich frühmorgens zur Arbeit fahren, verstand es aber ausgezeichnet, sich mit den wenigen Kleidungsstücken hübsch anzuziehen, sich diskret zu schminken, gut zu frisieren und entsprach dem damaligen Bild einer perfekten Sekretärin, während ich immer noch ein Schulmädchen mit zwei langen Zöpfen war. Erni sollte nach zwei Stellenwechseln bei der Firma Philipps landen, wo sie auch nach ihrer Heirat und Mutterschaft jahrzehntelang bis zur Pensionierung als geschätzte Mitarbeiterin arbeitete. Meiner Mutter blieb sie bis zu deren Tod in treuer Freundschaft eng verbunden.



Eine neue Heimat

Lisel, 19 Jahre,
Bern 1953.

51

Die Sommerferien 1951 verbrachte ich wieder in der Schweiz bei Familie Christen. Meine Pflegeeltern schlugen mir erneut vor, eine Ausbildung als Krankenschwester in der Schwesternschule Lindenhof des Schweizer Roten Kreuzes in Bern zu machen. Diese würde mir später zusammen mit meiner Handelsmatura vielseitige Einsatzmöglichkeiten beim Roten Kreuz bieten. Pflegevater Onkel Hans, der zum Direktorium der Schwesternschule gehörte, steckte mich mit seiner Begeisterung an. Wieder nach Wien zurückgekehrt, beschäftigte mich diese Möglichkeit, mein Umfeld zu verlassen und in eine ganz andere Welt einzutauchen, Tag und Nacht.

Doch vorläufig galt es, die Wiener Handelsakademie mit der Matura erfolgreich abzuschliessen. Im Herbst begann mein letztes Schuljahr. Der Unterrichtsstoff war umfangreich. Manche Fächer wie Buchhaltung, Rechtslehre und Mathematik machten mir grosse Mühe, und ich brütete über den Hausaufgaben oft bis in alle Nachtstunden. Die Nachhilfestunden, die ich als Nebenverdienst Volksschülern gab, stärkten mein eigenes, angeschlagenes schulisches Selbstwertgefühl. Daneben war es selbstverständlich, dass ich für den Wohnungsputz, die Wäsche, den Einkauf und die Verpflegung meiner Mutter verantwortlich war. Mutter und Erni verliessen frühmorgens schon vor mir die Wohnung und kamen erst abends

wieder heim. Und das Wiener Kulturleben lockte auch weiterhin mit Theater, Konzerten und Filmen.

Der Herbst ging vorüber, und der Winter brach wieder mit seiner unbarmherzigen Kälte herein. Unser Geld war knapp und das Heizmaterial nach wie vor sehr teuer. Die Wohnung war bis auf ein kleines Hinterhofzimmer mit einem Ofen immer noch nicht beheizbar, und infolge der Zimmerhöhe von vier Metern brachte man auch hier nur eine bescheidene Wärme zustande. Man musste nahe beim Ofen sitzen, um etwas davon zu spüren. Ich heizte aus Sparsamkeitsgründen immer erst gegen Abend, bevor Mutter heimkam. Am Nachmittag sass ich wegen des Tageslichtes in einem eiskalten, aber hellen Zimmer über meinen Aufgaben, eingepackt in eine dicke Decke. Oft wurde mir übel vor Kälte.

Zwei meiner kleinen Nachhilfeschüler wohnten im gleichen Hause in sogenannten Gangküchenwohnungen. Während die wenigen grossen Wohnungen wie die unsere gegen die Strassenseite gebaut waren und nur die hinteren Zimmer in den Lichthof gingen, kam man bei den kleinen Wohnungen auf der Rückseite des Baues direkt vom Treppenhaus in die Küche. Dort fand das ganze Familienleben statt. Hier wurde Toilette gemacht, gekocht, geheizt, genäht, gespielt, geschrieben und abends zusammengesessen, Radio gehört und gelesen. Im einzigen Zimmer mit Fenstern zum Lichthof schlief die ganze Familie. Sie teilte im Treppenhaus die einzige Toilette und den Wasserhahn für etwa zehn solcher Einzimmerwohnungen. Das war und ist teilweise heute noch das Bauprinzip ganzer Bezirke in Wien.

Die Fassaden auf der Strassenseite dieser grossen, meist sechsstöckigen Mehrfamilienhäuser waren schön, zum Teil prächtig in neoklassizistischem Stil gestaltet. An unserer Strasse gab es sogar kleine Ziergärten davor. Als Kind verbrachte ich darin viel Zeit, bis der Schrecken des Krieges

alles veränderte und ein anderes Leben begann. Da Mutters Wohnung im Parterre lag, konnte sie mich durch das Fenster hinaus ins Freie setzen und gab mir noch den Puppenwagen und ein paar Spielsachen dazu. Da stand ich dann auf den gepflasterten Wegen zwischen den Zierbeeten in dem kleinen, eingezäunten Revier mutterseelenallein herum und langweilte mich stundenlang. Die Erinnerung an dieses Haus, an diesen Ort, hinterlässt in mir vor allem ein Gefühl von Einsamkeit und Ungemütlichkeit, während meine Mutter bis ins Alter von ihrer «schönen Wohnung» schwärmte.

Auf einem meiner Wege durch die Innenstadt stand ich eines Tages im Herbst 1951 vor einem Schaufenster mit Hinweisen und Informationen über das erste, vom Österreicher Hermann Gmeiner gegründete SOS-Kinderdorf. Fasziniert studierte ich die Informationstafeln mit den Bildillustrationen. Ein Dorf war im Burgenland, das zweite im Tirol geplant und teilweise schon in Betrieb. Heutzutage gibt es SOS-Kinderdörfer in 133 Ländern auf der ganzen Welt. Sie sind eine segensreiche Institution, die es Waisenkindern ermöglicht, ein richtiges Zuhause, eine Familie, Erziehung und Bildung zu haben. Aber noch war alles im Aufbau.

Gebannt starrte ich auf das Plakat mit dem Hinweis: *Dringend Mütter gesucht!* Es sollten sich unabhängige, jüngere, alleinstehende, verwitwete Frauen mit und ohne eigene Kinder melden, welche Freude an dieser Aufgabe hatten. Es werde eine gründliche Ausbildung und später begleitende Hilfe geboten. Bei Eignung könne dies sogar eine befriedigende Lebensstelle sein, gute Sozialleistungen seien garantiert.

Ich dachte an meine Mutter, die sich so mühsam mit zum Teil demütigender und unter ihren Fähigkeiten liegender Arbeit seit Kriegsende durchbrachte, und an unsere ungemütliche Wohnung, in der ich sie einsam zu-

rücklassen würde, wenn ich von der Möglichkeit, in die Schweiz zu ziehen, Gebrauch machte. Was für ein schönes, ehrenvolles und befriedigendes Leben könnte sie mit der Übernahme einer solchen Aufgabe haben! Während des Krieges musste sie im Arbeitsdienst während drei Jahren einen grossen Kinderhort leiten und hatte dies mit viel Geschick gemeistert. Und ich selbst konnte ohne schlechtes Gewissen meine eigenen Wege gehen! Ich liess mir Bewerbungsformulare und Prospekte geben.

Als Mutter abends heimkam, gab ich ihr die Unterlagen. Sie studierte sie kurz und oberflächlich, dann wandte sie sich mit einem enttäuschten Blick an mich und sagte vorwurfsvoll: «Liserle, jetzt machst du doch die Matura, und dann kannst du weiterstudieren oder eine gute Stelle in Wien annehmen!»

Einen Moment lang verschlug es mir die Rede. «Es geht um dich, nicht um mich! Da könntest du doch ein ganz neues, sinnvolles Leben auf dem Land, im Tirol oder Burgenland als Mutter einer kleinen Kinderschar in einem schönen Haus ohne finanzielle Sorgen aufbauen, neue Beziehungen knüpfen und wegziehen aus dieser Stadt, aus dieser Wohnung, aus diesem Haus, wo kaum einer den anderen grüsst! Du wärst eine geachtete, geschätzte und geliebte Person mit vielen Kontakten und nicht mehr so arm und allein irgendeinem Arbeitgeber ausgeliefert! Du könntest alle deine Talente einsetzen mit Singen, Basteln und Theaterspielen! Und ich müsste nicht ständig ein schlechtes Gewissen dir gegenüber haben!»

Mutter verzog das Gesicht, sah mich entgeistert an und sagte: «Aber Liserle, was ist denn mit dir los? Wir haben es doch gut! Wir haben unsere Wohnung und du kannst dir immer von meinem Geld nehmen, was du brauchst. Wenn du dann selber gut verdienst oder heiratest, dann machen wir es uns schön zusammen. Und wenn du Kinder hast, werde ich sie hüten, und du kannst auf jeden Fall ein Studium machen.»

«Ich will aber nicht immer mit dir und hier leben, und ich will und kann auch kein Studium machen! Ich will weg von hier! Ich will in die Schweiz und dort den Beruf der Krankenschwester lernen und beim Roten Kreuz arbeiten!», schrie ich unter Tränen.

«Mein Gott, du spinnst ja – du bist ja krank – du bist ja nicht normal!», sagte meine Mutter ebenfalls unter heftigen Tränen in einem Ton, der mich schon als kleines Kind wütend gemacht hatte.

Ich realisierte, dass sie tatsächlich alle ihre Zukunftspläne von mir abhängig machte, obwohl sie erst einundvierzig Jahre alt war. Mein Versuch, ihr zu erklären, dass mir die Schule unter unseren Lebensumständen unendlich viel Mühe machte und ich für das Kaufmännische kein Talent und Interesse hätte, hingegen die soziale Arbeit im Spital und beim Roten Kreuz mich sehr locken und Familie Christen in Bern mir die entsprechende Ausbildung ermöglichen würde, stiess bei ihr auf taube Ohren.

«Eine arme Krankenschwester wollen die aus dir machen! Die nützen dich nur aus! Die wissen nicht, wie intelligent und begabt du bist! Hätte ich dich nur nie in die Schweiz fahren lassen! Die wollen mir alles nehmen!», schrie sie. «Schliesslich bin ich deine Mutter, und du bist mein Ein und Alles!»

Bis in die frühen Morgenstunden machten wir uns Vorwürfe, redeten aneinander vorbei und verliessen schliesslich mit geschwollenen Augen in der Kälte das Haus. Erni hatte sich in unsere Diskussion nicht eingemischt, und ich beneidete sie um ihre Freiheit.

Ich schrieb meinen Pflegeeltern, nachdem ich mit meiner Mutter noch einige Auseinandersetzungen gehabt hatte, dass ich mich für die Schwesternlehre entschieden hätte. Meine Mutter nahm es für sich so hin, als ob es eine vorübergehende Sache sei, und wir redeten einfach nicht mehr darüber. Auch die Frage um die SOS-Kinderdörfer kam nicht länger zur Sprache. Der Alltag mit Arbeit und Schule ging weiter.

Das Stadtbild von Wien begann sich langsam zu verändern. Die Gemeinde hatte mit dem Bau von grossen Wohnanlagen begonnen und einige schon fertiggestellt. Es wurden neue Schulen und Kindergärten eingerichtet. Zu reden gab der Neubau einer modernen, grossen Feuerwache, die Wasserkraftwerke mussten vergrössert und neu ausgebaut werden, denn die Lebensgewohnheiten änderten sich und damit stieg der Verbrauch. Die Russen hatten als einzige der vier Besatzungsmächte immer noch private Wohnungen besetzt gehalten, aber nun wurden auch diese endlich frei. Neue Brücken über die Donau und den Donaukanal wurden eröffnet und restaurierte Stadtbahnstationen wieder in Betrieb genommen. Und Wien besann sich seiner früheren Geistesgrössen, deren Denkmäler zur Zeit des Nazirassismus abgerissen worden waren, und stellte diese wieder in alter Pracht auf. Als modernes Wunderwerk der Technik wurde der Bau einer grossen Kläranlage angesehen.

Es ergab sich in der Schule in der Geschichtsstunde, dass wir ab und zu anstatt nur über das Altertum auch über das Geschehen in unserer unmittelbaren Gegenwart unterrichtet und informiert wurden. Ein trauriges Kapitel betraf die Männer, welche immer noch in russischer Gefangenschaft lebten. Während die Westmächte längst alle Überlebenden entlassen hatten, behielten die Russen einen grossen Teil der Gefangenen zurück. Über ihr Schicksal wusste man wenig Bescheid. Es bildete sich eine Wiener Gefangenenkommission, welche ständig Liebesgabenpakete von der Bevölkerung sammelte, die dann über das Internationale Rote Kreuz in die Gefangenenlager gebracht wurden. Auch meine Mutter spendete zu diesem Zweck einmal einen Teil ihres kleinen Monatslohnes. Erst im Jahre 1952 sollten die letzten Gefangenen aus Russland heimkehren. Nur wenige hatten diese Zeit gesund überlebt.

Im Jahre 1951 gab es in Wien noch immer Flüchtlingslager, wo weit über tausend heimatlose, staatenlose, vertriebene Menschen lebten. Die Auswirkungen des Krieges liessen manche Menschen, welche persönlich nicht genug Kraft hatten, neu zu beginnen und die ersten Nachkriegsjahre selbständig zu überleben, ewig hilflos auf der Strecke liegen. Andere schafften unglaublich schnell einen erfolgreichen Neubeginn.

Seit ich mit Mutter nach Kriegsende wieder in Wien wohnte, waren die Weihnachtstage für mich immer eine gefürchtete Zeit gewesen. Am besten waren sie noch zu überstehen, wenn wir den Heiligen Abend bei den Grosseltern in Hirtenberg verbrachten und wir mit Grossvater in die Kirche gehen konnten, während die Grossmutter zu Hause die Küche und das Essen warm hielt. Meine Mutter begann in der Kirche regelmässig laut zu weinen und mich zu umarmen und drücken, obwohl ich mich dagegen zu wehren versuchte. Später, zu Hause bei der Grossmutter, war ihr Verhalten für mich wieder erträglich.

Grossmutter starb jedoch im ersten Jahr nach meinem Eintritt in die Handelsakademie kurz nach einem Unfall. Der Grossvater lebte fortan in der Wohnung meines Onkels in Wiener Neustadt. Jetzt gab es für uns kein Heimfahren zu den Grosseltern mehr.

Erni fand einen Freund, mit dem sie sich alsbald verlobte und bei dem sie ihre freie Zeit und die Festtage verbrachte. Anfangs verbot ihr meine Mutter, über Nacht bei ihm zu bleiben, «weil das Liserle auf falsche, schmutzige Gedanken kommen könnte». Einige Zeit hatte Erni diesem Wunsch entsprochen, bis sie sich aber doch ihrer Freiheit bewusst wurde und nicht immer heimkam.

Ich besorgte für den Weihnachtsabend ein kleines Bäumchen auf dem Markt und bereitete ein Essen, so gut ich konnte. Mutter musste in der Kon-

ditorei bis in die frühen Abendstunden arbeiten. Ich hatte auch Holz und Kohle gekauft, um das kleine Hinterzimmer so gemütlich als möglich zu machen, und eine Geschichte zum Vorlesen vorbereitet. Mutter kam endlich müde heim. Schon während des Essens brach sie in das von mir gefürchtete Weinen und Umarmen aus, sodass mir alle Lust und Freude verging. Einesteils tat sie mir unendlich leid und ich liebte sie ja auch. Wenn ich in den Ferien in der Schweiz war, schrieb ich ihr lange, zärtliche Briefe. Aber ich ertrug ihre umklammernde Nähe nicht mehr. Alles in mir lehnte sich dagegen auf.

Als sie sich endlich beruhigt und fertig gegessen hatte, versuchte ich mit Vorlesen ein wenig Stimmung zu machen. Da schlief sie aber zeitweise ein oder starrte mich mit abwesenden Blicken stumm an, sodass ich aufgab und vor dieser ganzen Hoffnungslosigkeit ins Bett entfloh. Bald hörte ich, wie sie in ihrem Zimmer zu Bett ging und in ihre Kissen schluchzte. Ich hatte nur noch einen brennenden Wunsch: Ich wollte weg aus dieser bedrückenden Umgebung, weg von dieser Frau, die mich erstickte, weg aus dieser Stadt, in der so viele Menschen wohnten und in der ich mit meiner Mutter so grenzenlos einsam war und mich durch ihre Fixierung auf mich wie in einem Käfig fühlte.

Im Januar 1952 begannen wieder die Faschingsbälle. Auch unsere Handelsakademie veranstaltete einen Schulball und lud dazu andere Institutionen ein. Meine Kolleginnen und ich rauschten in unseren phantastischen Roben, meist umgeschneiderten alten Ballkleidern, umher und genossen das schwungvolle Tanzen mit den jungen Herren. Mit der Zeit wurde ich immer wieder und dann ausschliesslich von einem Jüngling abgeholt, der sich mit Namen Bruno vorstellte und im Gegensatz zu anderen zwar etwas

tapsig tanzte, mit dem ich aber auf Anhieb intensive Gespräche führen konnte, mich gleich ohne Hemmung wohlfühlte und gut verstand.

Es stellte sich heraus, dass er ein Schüler aus der Parallelklasse war, von dem ich zwar gehört hatte, da Bruno einer der besten Schüler war, der mir aber mit seinem stillen, introvertierten Wesen bisher nie aufgefallen war. Wir verbrachten den ganzen Rest des Abends zusammen, schrieben uns von da an Briefe und trafen uns zu Kinobesuchen, Spaziergängen und sogar im Schwimmbad. Meist war auch noch Brunos Freund Hugo dabei, und wir genossen in aller Unschuld unsere intensive Freundschaft und Seelenverwandtschaft.

Bruno hatte wie ich die Schrecken des Krieges als Kind am eigenen Leib erlebt und war der Junge, der bei Bombenangriffen in seinem kleinen Rucksack stets die kostbare Briefmarkensammlung seines Vaters in den Schutzbunker mitschleppte. Als ich einmal bei ihm zu Hause auf Besuch war, staunte ich etwas wehmütig über die gemütliche kleine Wohnung, die seine Eltern, nachdem ihr Haus zerstört worden war und sie zunächst mit vielen anderen zusammen in einer winzigen Wohnung leben mussten, beziehen und einrichten konnten. Bruno hatte ein eigenes, helles Zimmer mit Regalen für seine Schulbücher und Hefte. Alles war wohlgeordnet und übersichtlich, während mein Schulmaterial in den Zimmern unserer grossen Wohnung je nach Witterung und Tageszeit herumwanderte und ich weder Schreibtisch noch Regale besass. Eine Bedienerin hantierte still in der Küche und servierte Bruno schliesslich mit den Worten «Herr Bruno, da ist Ihre Jause!» seine Nachmittagsverpflegung, wobei ich einen misstrauischen Blick abbekam. Trotz ähnlichem Kindheitsschicksal waren unsere Lebensumstände in der Jugendzeit doch sehr verschieden. Seine Eltern konnten ihr Lebensmittelgeschäft dank ihrer Tüchtigkeit und der geretteten Briefmarkensammlung langsam wieder aufbauen, und Bruno wuchs in Ge-

borgenheit und Harmonie auf. Nichtsdestotrotz bestanden wir beide die schweren Abiturprüfungen, Bruno mit Auszeichnung, ich mit genügenden und mittelmässigen Noten.

Zum Abschluss organisierten unsere Klassen ein Fest mit Essen und Musik, an welchem Hugo, Bruno und ich wie liebende Geschwister Zusammensassen und bis in die Morgenstunden feierten. Von da an gehörten wir zusammen, und ich schob den Gedanken an die bevorstehende Trennung weit zurück. Äusser mir glaubte sowieso niemand so recht daran. Bis zu meiner endgültigen Abfahrt im August verbrachte ich täglich viele Stunden damit, Mutters Wohnung noch auf Hochglanz zu putzen. Kletterte auf Leitern zu den hohen Fenstern, fegte die Parkettböden und wichste sie neu, wusch alle Wäsche und flickte, was defekt war, besorgte meine Papiere und die Fahrkarte und begann langsam, meinen Koffer zu packen.



Lisel, 21 Jahre, mit dem Wiener Schulfreund Bruno Tichy.

Ab und zu war ich mit Bruno unterwegs. In ihm hatte ich zum ersten Mal einen tiefgründigen, aufrichtigen, treuen Freund gefunden, der mir in herzlicher Liebe zugetan war, seine Vorgänger waren oberflächliche Begegnungen gewesen. Das erzeugte aber in mir ein schlechtes Gewissen, da ich ja von dem heftigen Wunsch erfüllt war, Wien zu verlassen. Ich träumte von einem ganz neuen Leben in der unbeschädigten Schweiz und sah mich, nachdem ich die Geschichte der Florence Nightingale gelesen hatte, als «weissen Engel der Kranken» zu den Notleidenden fliegen.

Dazu kam das unausgesprochene, immer dringender werdende Bedürfnis, mich von meiner Mutter und ihren Plänen zu befreien. Bruno stand sie auch kritisch gegenüber. Sie befürchtete, dass unsere Beziehung bindend sei, und da er noch so jung und ein Student ohne Einkommen war und man nicht ahnen konnte, dass er einmal ein erfolgreicher Finanzfachmann wurde, passte er gar nicht in ihr Konzept.

Unsere Seelenfreundschaft überdauerte trotz der äusseren Trennung durch meine spätere Heirat mit einem Schweizer und den Verletzungen, die ich Bruno damit antat, mit einigen Unterbrüchen unser ganzes Leben bis ins Alter. In jüngeren Jahren schrieben wir uns lange Briefe, im Alter ermöglichten uns E-Mails dauernden Kontakt. Bruno trat auch in eine tiefe Beziehung und Brieffreundschaft zu meiner Pflegemutter Tante Hanny in Bern, was für ihn und sie sehr bereichernd wirkte und ihm den Zugang zu der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners eröffnete. Beim Bericht über meine Kindheit und Jugend hat er unterstützend mitgewirkt, wenn meine zeitlichen Erinnerungen nicht ganz mit den historischen Tatsachen übereinstimmten.

Es kam der Tag der Abreise, für mich eine grosse Freude und gleichzeitig ein unbeschreiblicher Schmerz, als sich der Zug gegen Westen in Bewegung setzte und meine Mutter weinend auf dem Bahnsteig verschwand. Das Herz tat mir weh im Bewusstsein, dass ich sie derart enttäuschte, und doch war ich irgendwie wütend, dass sie mich wie ein kleines Kind weiterhin besitzen wollte. In den langen Stunden der Fahrt nach Bern überkamen mich immer wieder heftige Zweifel, ob mein Handeln richtig und nicht nur eine feige Flucht war.

In Bern angekommen, wurde ich von meinen Pflegeeltern herzlich empfangen. Das mir bekannte, schöne Leben liess mich zunächst meine Ge-

fühlslage vergessen. Gleich am nächsten Morgen schickte Tante Hanny meiner Mutter ein Telegramm über meine Ankunft, und ich schrieb ihr einen langen Brief, in welchem ich ihr noch einmal meinen Entschluss zu erklären versuchte.

53

Meine Zeit bei Familie Christen verging unheimlich schnell. Ich besorgte anstelle des Dienstmädchens zusammen mit meiner Pflegemutter den komplizierten Haushalt, lernte bei ihr kochen und besuchte Kurse für Italienisch und Französisch. In der Schweiz ist es von Vorteil, die verschiedenen Landessprachen einigermaßen zu beherrschen. Das Kochen wurde in der Schwesternschule verlangt, da man später eventuell in Polikliniken auch Einsätze in der Diätküche leisten musste.

Der Eintritt in die Schwesternschule im Frühling 1953 erforderte teure Anschaffungen an Arbeits- und Ausgangskleidung. Man musste eine ganze Ausstattung an Schürzen, Hauben, Schleiern, Sonntags- und Ausgangstracht nach Vorschrift mitbringen. Nur Mädchen aus wohlhabenden Familien oder mit eigenem Erspartem konnten sich diese Schule damals leisten. Meine Pflegeeltern beglichen alle Auslagen und waren stolz und glücklich, als ich zum ersten Mal in der edlen Ausrüstung bei ihnen zu Hause erschien.

Am ersten Tag im Spital wurde ich zusammen mit zweiundzwanzig weiteren Schülerinnen begrüßt und in das Wesen des Spitalbetriebes eingeführt. Unsere Zimmer wurden uns zugewiesen, und wir bekamen unsere Stundenpläne für die Probezeit. Es war eine 56-Stunden-Woche mit Schu-

le, Arbeitseinsätzen und anderthalb Tagen frei. Lohn gab es im ersten Semester keinen, später ein kleines Taschengeld. Wenn wir in der Ausgangsuniform unterwegs waren, wurden wir überall respektvoll behandelt, mussten meist nur die Hälfte oder gar nichts bezahlen und hatten vielerlei Privilegien.

Die Schule und die praktische Arbeit fielen mir dank meiner Vorbildung und Lebenspraxis leicht. Das Latein und die Naturkunde meiner Gymnasialzeit, die spätere Physik, Chemie und die Mathematik kamen mir in den



Lisel, 21 Jahre, an der Schwesternschule Lindenhof, Bern.

theoretischen Fächern bei der Pflegeausbildung sehr zugute. Keine meiner Schweizer Mitschülerinnen hatte einen Schulabschluss mit Abitur, und so konnte ich auch hier meinen Kolleginnen «Nachhilfestunden» geben. Die Arbeit auf den Abteilungen war oft sehr anstrengend, aber sie begeisterte mich und war die Bühne meiner jungen Träume. Wir hatten Praktika in verschiedenen Spitälern. Wenn ich einem Saal mit zwölf Betten zugeteilt war, was es damals noch gab, fühlte ich mich wie der Star in der Manege trotz Müdigkeit und Zehn-Stunden-Einsätzen.

Es gäbe viele Details zu berichten, aber ich will mich ganz kurzfassen, denn die Geschichte meiner frühen Kindheit und Jugend muss ja beendet werden, bevor sie graue Haare bekommt. Nach dem sechsten Semester schloss ich die Schwesternschule 1956 mit einem Diplom ab und übte diesen Beruf bis über die Pensionierung hinaus vollberuflich oder nebenberuflich mit Freude aus.

Mein sechzehn Jahre älterer Mann war Berufsschullehrer, handwerklich und künstlerisch sehr begabt, und er unterstützte mich tatkräftig bei meinen kreativen Tätigkeiten, während ich ihm in den theoretischen Unterrichtsfächern helfen konnte und seinen schwächeren Schülern Nachhilfeunterricht bot. Da er zeitweise unter einer heftigen Psychoneurose litt, gab es oft stürmische, schwere Zeiten. Dank der harten Lebensschule in meiner Kindheit und meiner beruflichen Ausbildung als Krankenschwester konnte ich sie überstehen und Kraft für die Begleitung in den letzten Jahren seiner schweren Krankheit finden. Er verstarb nach fünfzig Ehejahren. Meine zwei Töchter entwickelten sich zu vielseitig begabten, einsatzfreudigen Frauen. Ich konnte von ihnen in späteren Jahren viel lernen.

Epilog

Im Weltgeschehen vollbrachte ich keine grossen Taten, doch im kommunalen Bereich fand ich ein vielseitiges Tätigkeitsfeld in Vereinen und als Mitglied des Gemeinderats von Lostorf im Kanton Solothurn. Mein Lieblingskind wurde ein öffentliches Puppentheater, welches weitherum an Bekanntheit und Sympathie gewann und unzähligen Kindern und Erwachsenen Spass und Freude bereitete. Ich konnte es mit behördlicher Unterstützung aufbauen, mein Ehemann half mir in technischen Belangen. Ich fand ausgezeichnete Mitspieler, und so wurde es zu einer traditionellen Institution und ist als Wanderbühne seit fünfunddreissig Jahren im Einsatz.

Meine Mutter liess mich nicht los. Als ich das erste Kind bekam, gab sie in Wien ihre Wohnung auf, folgte mir endgültig in die Schweiz nach und versuchte, bei mir zu leben, was aber nicht lange möglich war, da mein Mann und sie sich gar nicht verstanden. Sie lernte in der Schweiz einen Witwer mit einer dreizehnjährigen Tochter kennen, die sie als Ersatz für mich annehmen konnte, heiratete ihn und hatte so die Möglichkeit, in meiner Nähe zu sein. Sie fühlte sich an ihrem neuen Wohnort in den Bergen bald sehr wohl und glücklich. Ihr Mann war der Erbe einer Glarner Textilfabrik.

Sie hatte, wie die ganze Branche, mit der Konkurrenz und den Billigprodukten aus dem Osten zu kämpfen und konnte schliesslich nicht mehr mit-halten.

Da es Mutters Jugendtraum gewesen war, Wäschenäherin zu werden, war sie mit viel Fleiss und Einsatzfreude mehrere Jahre bis zum endgültigen Konkurs im Betrieb tätig. Sie wurde im Dorf dank ihrem Wiener Charme schnell bekannt und beliebt, war ihrer Stieftochter und deren Kin-dern eine gute Mutter und Grossmutter, blieb geistig frisch und klar bis fast ins hundertste Lebensjahr. Sie starb schliesslich an einem Unfall. An ihrer Beerdigung spielte der Organist bei der Abdankungsfeier als Aus-gangsspiel unaufgefordert den Donauwalzer, was ihre Seele sicher freute und sie in der Trauergemeinde in heiterer Erinnerung zurückliess.

Mein Freund Bruno wurde ein erfolgreicher Finanzfachmann in leitender Stellung bei einer österreichischen Grossbank. Er fand eine sehr liebe Frau, heiratete, bekam drei Kinder und mehrere Enkelkinder und begleitete mich bis heute durch all die langen Lebensjahre in treuer Freundschaft. Ohne Unterbruch ist er geistig tätig und dokumentiert das finanzpolitische Wirt-schaftsleben für die Nachwelt. An meinem Erlebnisbericht hat er hinwei-send und korrigierend massgeblich mitgewirkt.

Von früher Kindheit an lebte ich zwischen den Ufern zweier Welten. Von meinem Vater, der als Agronom und Mitarbeiter in diversen Gremien dem jüdischen Wiener Bildungsbürgertum angehört hatte, erbte ich die Gene zum wachen Denken, Beobachten und Hinterfragen. Von der Seite meiner Mutter, speziell durch den naiven katholischen Einfluss meines Grossva-ters, bekam ich die Anlage zu einem gewissen Mystizismus und romanti-schem Träumen, aber auch zum ausdauernden Arbeiten. Dann stürzte die

Gegenwelt des Nationalsozialismus mit allen Grausamkeiten und Absurditäten, die während der sieben Jahre des Krieges unter Todesdrohung nicht hinterfragt werden durften, auf mich ein. Schon im Vorschulalter, dann in der Grundschule wirkten die Ereignisse auf meine ungeschützte Seele ein. Ich nahm sie hellwach wahr, hatte aber in meiner kindlichen Unerfahrenheit und mangels jeglicher geistiger Begleitung keine Möglichkeit, in meiner desolaten Umwelt eine Erklärung dafür zu finden.

Schwer wog für mich die Spannung zwischen meiner Mutter in Wien und meiner Pflegemutter in Bern, die beide jeweils auf ihre Art «das Beste» für mich wollten. Schliesslich musste ich den Weg aus diesem Spannungsfeld alleine finden.

Und dann kam die Versetzung aus meiner zerstörten Heimat mit ihren verletzten Menschen in die heile Welt der Schweiz mit ihren selbstbewussten, unversehrten Bürgern, mit denen man offene Gespräche führen konnte und die umgekehrt aber kaum in der Lage waren, sich in die verwirrten Seelenzustände der Menschen in den betroffenen Kriegsländern einzufühlen. Dennoch leisteten sie nach dem Krieg, oft unter persönlichen Opfern, unsagbar viel Hilfe für die sie umgebenden, traumatisierten Länder.

Wenn ich heute auf mein über achtzigjähriges Lebenstableau blicke, sehe ich, dass es reich war an Leid, Schmerz, Not und Schrecken. Aber gleichzeitig enthält es eine Fülle von Liebe, Schönheit, Freundschaft und Reichtum an Kreativität, an Begegnungen, Erfahrungen und Segnungen. Ich bin dem Schicksal für diese Lebensbühne mit den vielen Szenenfolgen, die im erträglichen Mass alles enthielt und bot, was das Leben vielfältig und wertvoll macht, zutiefst dankbar.

Millionen zu meiner Zeit geborene Menschen mussten, jeder auf seine Art, mit einem absurd scheinenden Schicksal zurechtkommen. Manche sind da-

ran zerbrochen. Aber viele, die es ausgehalten und überlebt haben, sind dadurch starke, belastbare und verantwortungsvolle Menschen geworden. Unzählige Zeitzeugen haben schon darüber berichtet. Wird die Nachwelt noch daran Interesse haben? Wie dem auch sei, die meisten von uns haben sich im Alter mit der Vergangenheit versöhnt, sehen ihr Leben als eine Art Schule an, mit der sie ihre Aufgaben mehr oder weniger gut lösen konnten, und sie sind zu innerer Ruhe und Weisheit gelangt.

Nachdem mein Mann nach langer Krankheit und Pflegebedürftigkeit und bald darauf auch meine achtundneunzigjährige Mutter gestorben waren, wurde es still in meinem Haus. Nach einer anfänglichen Leere um mich und in mir fand ich langsam wieder zu mir selber.

Ich hatte zu Beginn meiner Tätigkeit als Krankenschwester und bald darauf auch als Ehefrau und Mutter in der Schweiz die Erinnerung an meine Kindheits- und Jugendjahre in Österreich ohne Verarbeitung tief in meiner Seele verdrängt und zugeschüttet. Viele neue Aufgaben, Pflichten und Probleme stürzten während Jahrzehnten auf mich ein und deckten den Blick auf die Vergangenheit komplett zu. Kraft fand ich immer wieder in der Weltanschauung der Anthroposophie, welche mir meine Pflegeeltern mitgegeben hatten. In mittleren Jahren hatte ich, wie erwähnt, Gelegenheit, nebenberuflich ein Puppentheater als Wanderbühne aufzubauen. Dank zwei sehr begabten Mitspielern, Peter Zundel und Lilo Jäggi, hatten wir im weiten Umkreis während Jahrzehnten viele erfolgreiche Auftritte und konnten Spass und Freude bringen und auch selber ernten. Dies gab mir immer wieder Kraft und Auftrieb. Bei all meinen Tätigkeiten blieb keine Zeit für Grübeleien.

Als ich aber mit dem Schreiben der Geschichte meiner Kindheits- und Jugendjahre in der Stille des Alters begann, ahnte ich nicht, was für Gefühle und Erinnerungen in mir wie ein Vulkan dabei aufbrechen sollten. Oft wurde ich beim Schreiben von Tränen übermannt. Vieles, das für mich als Kind unbegreiflich war und dessen Zusammenhänge ich nicht begreifen konnte, erlebte ich in neuer Heftigkeit. Die Erinnerung an die langen Stunden im Luftschutzkeller, die wir Kinder uns mit Singen erträglich machten, erfüllte mich mit dem Kellergeruch, dem Gedröhn der detonierenden Bomben, dem Geknatter der Fliegerabwehrkanonen und den verdrängten Angstgefühlen. Dann wieder erinnerte ich mich an das unbeschreibliche Gefühl der ersten Liebe, da ich als Elfjährige mit dem Waisenknaben Robert während des Bombenalarms eng umschlungen im Luftschutzstollen sass und er so wunderbar meine Ballade «Vom Pfalzgraf» und andere Lieder mit zweiter Stimme begleitete.

Beim Schreiben war ich mir bewusst, dass mein Schicksal nur eines von Millionen von Menschen war. Es war im Vergleich zu manch anderen Geschichten von Kindern, die in den Kriegsländern starben, immer von einem guten Engel begleitet. Zu danken habe ich meinem Schulfreund Bruno Tichy, meinem Schicksalsgenossen und treuen geistigen Begleiter durch mein ganzes bisheriges Leben.

Über die Autorin

Elisabeth Häubi-Adler wurde im Jahr 1934 als Tochter eines jüdischen Akademikers und einer katholischen Arbeiterin in Wien geboren. Die kleine Lisel erlebt schon als Vorschulkind die Angst vor der Verfolgung durch Hitlers Gestapo. Ein junger SS-Offizier, geblendet durch Hitlers Versprechungen einer besseren Welt, versucht das Kind und die Mutter vor Deportation und Diskriminierung zu retten, muss dafür aber zur Strafe als Scherge in Auschwitz arbeiten. Lisel erlebt alle Schrecken dieses unbegreiflichen Krieges, Bombardierung, Besetzung und Hungersnot, die seelische und äussere Heimatlosigkeit und die Lügen der Erwachsenen. Nach Ende des Krieges kam sie durch das Schweizer Rote Kreuz zu Pflegeeltern nach Bern, wo sie zur Krankenschwester ausgebildet wurde. Sie heiratete, bekam zwei Töchter und übte ihren Pflegeberuf bis zur Pensionierung aus. Daneben war sie in kommunalen Ämtern tätig und wurde durch den Aufbau eines erfolgreichen Puppentheaters bekannt. Elisabeth Häubi lebt heute in einer kleinen Jurage-meinde im Kanton Solothurn.

